



David Taylor So ein Affentheater

Abenteuer mit wilden und
zahmen Raub- und Streichtieren



**Neue Geschichten des weltberühmten
Zoodoktors – skurrile, erheitende, rätsel-
hafte und lebensgefährliche Abenteuer
mit wilden und zahmen Tieren in aller Welt.**

David Taylor ist einer der sehr raren Wildtierspezialisten, die als unabhängige Ärzte, Berater und Nothelfer für Zoos, Safari-Parks, Zirkusse und Tierparks auf der ganzen Welt arbeiten. Von einer Minute auf die andere müssen Doktor Taylor und sein Partner bereit sein, ans andere Ende der Welt zu fliegen, um einem kranken Tier beizustehen.

Von immer neuen Schauplätzen und mit immer neuen Methoden begegnet Dr. Taylor den Krankheiten seiner Patienten. Ob das Lieblingskamel eines märchenhaft reichen Olscheichs erkrankt oder ein Wal in einem südfranzösischen Zoo an einem undefinierbaren Gebrechen leidet – Dr. Taylor ist stets zur Stelle. Und was er zu erzählen weiß, ist einfach umwerfend.

ISBN N 3-453-02319-6 DM +006.80

T 3-59-18



Best.-Nr. 01/6716

EIN HEYNE-BUCH

SCAN, KORREKTUR UND

LAYOUT

HERRY

20.01.2003

DAVID TAYLOR

SO EIN AFFENTHEATER

Abenteuer
mit wilden und zahmen Raub-
und Streicheltieren



**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/6716

Die englische Originalausgabe erschien 1984
unter dem Titel
THE WANDERING WHALE
bei George Allen & Unwin, London
Ins Deutsche übertragen von Ursula von Wiese

Copyright © 1984 by David Taylor
Copyright © 1984 der deutschsprachigen Ausgabe
by SV international/Schweizer Verlagshaus AG, Zürich
Printed in Germany 1986
Umschlagzeichnung: Bernhard Förth, München
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Gesamtherstellung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-02319-6

Inhaltsverzeichnis

Erstes Kapitel

Der verirrte Wal 5

Zweites Kapitel

Leidenschaft für Pandas 22

Drittes Kapitel

Affen-Rätsel 39

Viertes Kapitel

Kim, der Schwertwal 53

Fünftes Kapitel

Im Lande der Scheichs 70

Sechstes Kapitel

Tragödien und Tragikomödien 87

Siebentes Kapitel

Leben mit Tieren 106

Achtes Kapitel

Tiergeschichten sollten gut ausgehen 124

Neuntes Kapitel

Das verstopfte Kamel 142

Zehntes Kapitel

Vom Leben eines Zoo-Arztes 159

Erstes Kapitel

Der verirrte Wal

Der Knabe im Ruderboot wurde weiß wie ein Bettlaken und fiel rücklings von seinem Sitz. Er stieß an die beiden Plastikeimer, die auf dem Boden standen, und ihr Inhalt — die Krabbenausbeute eines Nachmittags — quoll heraus und machte sich auf die Beine, um ein Versteck zu finden. Die Ursache des Schreckens war ein Spritzer undurchsichtige Gallertmasse, der plötzlich über den Bootsrand geschossen und warm und schleimig auf seinem Gesicht gelandet war. Er hörte ein kurzes, tiefes Blasen in der Nähe und merkte, daß irgend etwas das kleine Wasserfahrzeug von unten anstieß und es auf dem stillen Wasser zum Schaukeln brachte.

Leine und Rolle, die er losgelassen hatte, spiraltten ins trüb-braune Meer hinab. In panischer Angst tastete er mit der einen Hand nach dem klebrigen Schleim, der ihm über die Wange rutschte, ergriff mit der andern ein Ruder und blickte aufs Wasser. Einen halben Meter entfernt durchschnitt eine gekrümmte Flosse die Wasseroberfläche. Unter der Flosse zeichnete sich ein langer dunkler Schatten ab, länger als das Ruderboot. Ein Hai! Ein angreifender Hai!

Die Kopfhaut des Knaben begann unheimlich zu kribbeln. Auf einmal wurde ihm schlecht; eine Mischung aus Furcht und Aufregung drehte ihm den Magen um. Ein Meeresungeheuer in Spuckweite — er zitterte heftig. Hatte das Tier seine Anwesenheit bemerkt? War es zu ihm gekommen? Seinetwegen? Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, glitzerten im weichen, orangefarbenen Licht.

Der Schatten wurde dunkler, wurde dunkelgrau, und ein glänzender, fünf Meter langer Körper tauchte auf. Beim einen Ende öffnete sich mit gedämpftem Knall ein Loch, abermals kam ein Luftstoß, begleitet von Schleimblasen.

«Verflixt und zugenäht!» schrie der Junge, aber niemand konnte ihn hören außer dem großen sterbenden Wal längsseits des Bootes.

Nördlich von Grange-over-Sands gab es einen verlassen kleinen Strand, bei Flut etwa zweihundert Meter breit. In der Ferne glühten die Berge des Seengebiets von der Sonne, die auf Meereshöhe bereits unter den Horizont gesunken war. Nahebei waren Bodenflächen mit dunklen mörtellosen Mauern, Weißdornsträuchern, Ginstergebüsch und drahtigem Gras. Möwen wirbelten über das Land wie Papierschnipsel. Am Ufer endete das

Land in einem Kiesstreifen, den kleine Wellen beleckten, dann fiel es sanft ab, zuerst Sandboden, danach Marschland, das bei Ebbe meilenweit bloßlag. Hier hausten Scharen von Strandläufern, emsig und gierig wie Spatzen in der Großstadt, denn das seichte Wasser war reich an Krabben und Schnauzenschnecken, an denen sich Strandläufer gern gütlich tun. Aber eine Gegend, in der Wale vorkamen, war es nicht.

Dem Knaben war klar, was er da betrachtete, obwohl er nie von einem Wal in diesem Gewässer gehört, geschweige denn einen gesehen hatte. Sein anfängliches Entsetzen wurde zu heller Freude, während er zuschaute, wie sich der dunkelgraue Leib langsam auf die Küste zubewegte, alle paar Sekunden untertauchte und mit schwachem Blasen wieder emporkam. Er wußte nicht, daß diese abnorm schnelle Atmung und der Auswurf aus dem Blasloch Anzeichen einer tödlichen Krankheit waren. Trotzdem mischte sich in seine Verwunderung Besorgnis, weil das Tier auf diesem Kurs stranden mußte. «He du, Achtung!» rief er, packte fest seine Ruder und folgte dem Wal. «Lieber Gott, bitte laß das arme große Tier umkehren, bevor es auf Grund gerät!» Er überholte es mit Leichtigkeit, zog die Ruder ein, beugte sich über die Seite des Bootes und rührte das Wasser vor dem näherkommenden Wal mit den Händen auf. «Kehr um, du Trottel, geh, mach dich weg!» Er plätscherte heftig, bis das Maul des Wals genau unter ihm war. Das Tier beachtete ihn überhaupt nicht und schwamm an ihm vorbei.

Als nächstes benutzte der Junge ein Ruder zum Aufrühren des Wassers und lenkte das Boot herum, bis es zwischen dem Wal und dem Ufer war. Mit aller Kraft schlug er das Blatt aufs Wasser; Sprühregen glänzte im goldenen Licht auf, und das kleine Boot schaukelte heftig. Der Wal schlüpfte hinab und tauchte auf der anderen Seite wieder auf. Der Junge sah das matte Auf und Ab seines Schwanzes, während der Wal das letzte Stück zum Ufer zurücklegte. Mit leisem Knirschen strandete er; die Schwanzflossen schlugen ein paarmal wild über dem Wasser, und er wälzte sich herum. Als der Wal auf die Seite fiel, stieß er einen tiefen Seufzer aus und blieb wie in großer Zufriedenheit liegen, zwei Drittel seines Körpers auf dem Sand.

Der Knabe saß in seinem Boot und starrte in schreckensvollem Bann hinüber. Man hörte nur das Klatschen des Wassers gegen den Bauch des Wals und die traurigen Schreie der Brachvögel über dem Moor. Er hatte das merkwürdige, rätselhafte Stranden eines Geschöpfs mit angesehen, das eigentlich dem tiefen Ozean

angehörte: Ein sieben Tonnen schweres, beinloses, luftatmendes Säugetier war, anscheinend absichtlich, an der Nordküste von Lancashire gelandet. Er ruderte schnell zum Ufer; das Herz klopfte ihm heftig — das mußte er seinem Vater erzählen!

Sein Vater, ein Bauer, war gerade dabei, anderthalb Kilometer entfernt Schafe in einem Pferch zu waschen. Als sein Sohn keuchend und rufend und mit rotem Gesicht erschien, wartete er ab, bis der Junge imstande war, seine Geschichte hervorzusprudeln. Dann trabte er zu einer Telefonkabine an der Straße nach Meathop. Er rief den dortigen Gendarmen an und löste damit eine Nachrichtenkette aus. Der Gendarm rief den Inspektor des Tierschutzvereins und die Küstenwache an. Die Küstenwache, die sich nach dem Lehrbuch richtete, rief das Naturhistorische Museum (Abteilung Waltiere) an, das nicht offen hatte, weil es ein Sonntagabend war. Er versuchte nicht, die Königin im Buckingham-Palast zu erreichen, obwohl der Wal, der über dem Ebbepegel lag, eigentlich ihr gehörte. In Anbetracht der Tatsache, daß gestrandete Wale und Delphine Eigentum des Souveräns sind, ist es merkwürdig, wie selten der Herzog von Edinburgh oder Captain Mark Phillips herbeigeeilt kommen, um solch unerwarteten Gewinn für die Familie mit Beschlagnahme zu belegen. Vielleicht eines Tages, wenn sie in Sandringham ein Ozeanarium bauen...? Der Inspektor des Tierschutzvereins rief sein Hauptbüro an. Vom Hauptbüro aus wurde mein Freund Reg Bloom, Leiter der Gesellschaft zum Schutz der Waltiere, in Clacton-on-Sea angerufen.

Als mein Funkgerät Alarm zu piepsen begann, war ich in der Nähe von Bristol, auf der Heimfahrt von Cardiff, wo ich einem Zirkuselefanten ein Geschwür aufgestochen hatte. Ich kehrte um und nahm die Route M 5 nach Norden. Zweieinhalb Stunden später — inzwischen hatte ich eine Buße wegen zu hoher Geschwindigkeit eingehaimst — war ich am Ufer bei dem Weiler Lindale. Die Ebbe war nun weit fortgeschritten, und der Wal lag wie ein riesiger Salamander weit vom Wasser entfernt im Schein einer Propangaslampe. Man hatte ihn vernünftigerweise in feuchten Tang gehüllt, und der Vater des Knaben besprengte ihn mit Wasser, das er in zwei Butterfässern auf einem Traktor herbeigebracht hatte. Das Tier war leicht bestimmbar: dunkelgrau mit etwas hellerem Bauch und kugelförmig vorgewölbter Stirn wie der Bug eines Atom-Unterseeboots, langen, sichelförmigen Flossen und langer, niedriger Rückenflosse — das konnte nur ein Grindwal aus dem Atlantischen

Ozean sein. Es war ein altes Weibchen, dessen gelbe Zähne größtenteils fast bis zum Gaumen abgewetzt waren. Aber es konnte immer noch fressen: Kurz vor meiner Ankunft hatte es über hundert kleine Tintenfische, die bevorzugte Nahrung der Grindwale, erbrochen.

Ich ging um das Tier herum und lauschte dem blubbernden Atem. Er roch schlecht, und mit dem Schleim blies der Wal jetzt dunkle Blutpartikel heraus. Das Spritzloch blieb jeweils viel zu lange offen. Auf den obersten Divertikeln sah ich eine dunkle Flüssigkeit. Diese Ausbuchtungen dienen dazu, Wasser und Schaum aufzufangen, wenn sich der Wal in den Wellen des Ozeans wälzt, nicht Blut. Kein Zweifel, aus welchem Grunde der Wal auch gestrandet sein mochte, er war zu einem mißlichen Tod verurteilt. Es wäre nicht nur vergeblich, sondern sogar grausam gewesen, ihn ins Wasser zurückzusetzen.

Ich erklärte den Umstehenden die Lage. «Es ist hoffnungslos. Wir können dem Tier nur ein friedliches Ende geben.»

«Aber könnten wir nicht doch versuchen, es ins Wasser zu bringen?» Der Junge, der den Wal gefunden hatte, schien den Tränen nahe.

«Ja, wir könnten es, aber es würde bald sterben oder wieder zum Strand kommen. Ich bin dagegen, es vier Kilometer weit hinauszuschleppen und es qualvoll sterben zu lassen.»

Mit jeder Minute wurde die Atmung des Tiers mühsamer. Da die große Brust nicht von Wasser getragen wurde, erstickte es buchstäblich unter seinem eigenen Gewicht.

«Es ist am besten, es einzuschläfern», sagte der Gendarm. «Aber wie machen Sie das, Herr Doktor?»

Euthanasie ist ein wichtiger und notwendiger Teil tierärztlicher Arbeit. Zu den Vorzügen der medizinischen Betreuung wildlebender Tiere zähle ich die Tatsache, daß ich viel seltener als meine Kollegen, die mit Haustieren zu tun haben, Tiere töten muß. Bei den meisten meiner Patienten kämpfe ich bis zum bitteren Ende, lindere, wenn nötig, die Schmerzen mit sehr starken Mitteln, aber es kommt selten vor, daß ich sie abtun muß. Doch diesen leidenden Wal von seinem Todeskampf zu befreien, das allein schon lohnte die lange Fahrt nach Norden.

Nur wenige Menschen wissen, wie man sich dieser traurigen Aufgabe entledigt, und in der Vergangenheit sind da groteske Dinge geschehen. Tierarzt, Inspektor des Tierschutzvereins oder Gendarmen, die es mit den zwanzig bis dreißig Waltieren zu tun be-

kommen, welche jährlich an den britischen Küsten stranden, stehen vor dem Problem der Anatomie, wenn die Euthanasie einer Rückversetzung ins Meer vorgezogen wird. Erschießen, ja — aber wohin zielen? Der Grindwal hat eine große vorgewölbte Stirn, die aussieht, als ob dahinter irgendwo das Gehirn sei. Weit gefehlt. Alles vor dem Atemloch ist Fett, bei vielen Arten halbflüssiges Fett, das der Echopeilung dient. Ich habe Fälle erlebt, in denen der wohlmeinende Schütze den Wal dort getroffen hat, mit einem Kopfschuß — zwecklos. Selbst wenn man weiß, wo tief innen in einem so ungeheuren Geschöpf das Gehirn liegt, hat es keinen Sinn, darauf zu zielen, es sei denn, man verfügt über eine starke Feuerwaffe, die durch Tran und Knochen dringt. Ein Gewehr vom Kaliber .22 und die meisten Pistolen außer der Magnum Spezial richten nichts aus. Andere Methoden? Ich weiß von schrecklichen Fällen: Im einen versuchte ein Individuum, einem lebenden Wal den Kopf abzusägen, in einem anderen wurde Wasser ins Atemloch geschüttet. Um dieser Barbarei abzuhelpen, veröffentlichten mein Partner Andrew Greenwood und ich im «Veterinary Record» eine Erläuterung, wie man vorgehen muß. Wir hatten entdeckt, daß das starke Betäubungsmittel Immobilon, ein Morphiumpräparat, das bei Pferden, Hunden und vielen Zootieren angewendet wird, beim Wal einen raschen, schmerzlosen Tod herbeiführt. Man kann es sogar mit einer kurzen Nadel in kleinen Mengen an jeder Körperstelle injizieren. Im allgemeinen ist es für den Tierarzt ein erstklassiges Narkotikum, aber manche Tiere sind dagegen überempfindlich. Dazu gehören Katzen, Primaten (einschließlich des Menschen), Elefanten, Tapire und Wale. Erstaunlicherweise werden diese Arten schon von einer ganz geringen Dosis betäubt, und eine Überdosis bringt den sicheren schmerzlosen Tod.

Wie immer enthielt meine schwarze Tasche eine Flasche Immobilon. Ich zog einen Teelöffel voll in eine Spritze und beugte mich über den Grindwal. Das Präparat wirkt in wenigen Minuten, wenn man es intramuskulär injiziert; aber ich wollte seiner Pein noch schneller ein Ende machen. Während mir der Gendarm mit der Lampe leuchtete, fand ich eine Schwanzflossenvene und drückte die tödliche Flüssigkeit hinein. Das Präparat brauchte dreißig Sekunden, um zum Herzen zu gelangen, hinaus zu den Lungen, zum Herzen zurück und schließlich zum Gehirn. Als es soweit war, hörte der Wal einfach zu atmen auf und war tot.

«Ich will morgen eine Autopsie vornehmen», sagte ich. «Vielleicht werden wir dann wissen, warum diese alte Dame an Land

gekommen ist.»

Als wir auseinander gingen, fiel das Licht der Lampe sekundenlang auf das Gesicht des Jungen, der etwas abseits gestanden hatte. Ich erhaschte einen Blick auf die feuchten Augen und den kummervoll verzogenen Mund. Es war *sein* Wal gewesen.

Am folgenden Tag regnete es in Strömen. Vom Meer her blies ein starker Wind, als ich bei dem Grindwal stand, nackt bis auf meine Unterhose (die beste Tracht für eine Wal-Autopsie, wie ich festgestellt habe; sie erspart meiner Frau Hanne den Anfall, den sie bekommt, wenn ich mit blutbesudeltem Anzug heimkehre). Der Bauer hatte mir für nachher ein Bad versprochen. Tierärztliche Arbeit ist nicht das, was sich viele zärtliche Muttis einzubilden scheinen, wenn sie mir davon schwärmen, was für einen wundervollen Veterinär ihr kleiner Sohn oder ihre Tochter einmal abgeben werden — «Das Herz brach ihm, als seine Maus starb.» Und: «Sie ist ganz verrückt nach dem Ponyklub.» Die Liebe zur Wissenschaft von der Heilkunde ist ausschlaggebend. Gedärme, Blut, Schmerzen und Tod sind mir vertraut. Die Autopsie eines Wals ist ungemütlich; sie wird nicht durch einen geheizten Raum, Dusche, Hebekran und weißbekittelte Assistenten erleichtert. Es ist eine ermüdende Arbeit, bei der man den Elementen ausgesetzt ist, oft auch scheußlichem Gestank, da die meisten Wale erst mehrere Tage nach dem Verenden gefunden werden. Sägen und Fleischhaken eignen sich viel besser dafür als Skalpell und Pinzette, und manchmal ist es sogar notwendig, in den kalten Kadaver zu klettern, um die Wunder dieser geheimnisvollen Tiere zu erforschen.

Nichts für Zimmerliesen? Sicher, aber die Faszination der Arbeit, bei der man die Grundprozesse des Lebens und Sterbens in Organismen, die komplizierter und vollkommener sind als jegliche Maschine, läßt allen Widerwillen vergessen.

Im Laufe der Autopsie hatte ich zwei Dinge festgestellt, die dem Grindwal zum Verhängnis geworden waren: Er hatte an Lungenentzündung und Bronchitis gelitten. Viel mehr aber interessierte es mich, daß beide Innenohren voll waren von wimmelnden schwarzen Würmchen. Bestimmt war der Grindwal auf seinem letzten Weg stocktaub gewesen.

Der Wal von Lindale warf wieder die alte Frage auf, warum diese Meeresbewohner stranden. Es gibt mehrere mögliche Erklärungen:

Krankheit, bei der das Tier eine Stütze ersehnt, um sein Atemloch über Wasser zu halten; Panik durch den Angriff eines Schwertwals; heftige Stürme oder Ausbrüche von Unterwasservulkanen; Desorientierung infolge eines Defekts an der Echopeilung. Die letztgenannte Möglichkeit war im vorliegenden Fall besonders interessant, weil schon so viele Wale an sanft abfallenden Sandküsten wie bei Lindale gestrandet waren. Vielleicht gerät die Echopeilung durch eine derartige Geographie durcheinander. Andererseits könnte es sein, daß die Ohrwürmer, die bei Waltieren häufig vorkommen, Aufnahme und Deutung der Echopeilung behindern. In diesem Fall neigte ich dazu, die Verwurmung für die Ursache zu halten.

Nach allerneuester Theorie, vor allem im Hinblick auf Massenstrandungen, wird angenommen, daß die Wale, die ja einst auf dem Lande lebten und dann allmählich ins Wasser abwanderten, unter Streß zu ihrem ursprünglichen Aufenthaltsort zurückkehren, um auf dem festen Lande Sicherheit zu suchen, genau wie ihre Vorfahren es im Stadium der Entwicklung, als sie noch ein Mittelding zwischen Land- und Wassertier waren, gemacht haben dürften. Mit ändern Worten, sie reagieren in harten Zeiten auf einen instinktiven Impuls.

Dieser Gedanke hat mir nie so recht eingeleuchtet, doch gibt es noch eine Hypothese, mit der man sich die spektakuläre Strandung ganzer Walschulen erklärt, nämlich mit uralten Wanderrouen. Vielleicht folgen die Tiere, heißt es, ähnlich wie die Lemminge, einem einstigen Weg quer durch die Meere, der jetzt von den stets sich verschiebenden Landmassen blockiert wird. Diese Theorie hat wohl etwas Einleuchtendes, und etwa ein Jahr nachdem die Gesundheitsbehörde die Überreste des alten Grindwals von Lindale entfernt hatte, bot sich mir die Gelegenheit, an einer einzigartigen, zufälligen Erforschung dieser Möglichkeit teilzunehmen.

Wenn die These von der längst verlorengegangenen Wanderroue zutrifft, dann haben die Wale nur das Pech gehabt, daß ihnen ein großes Stück Land — Großbritannien, Afrika oder Australien — ihr Wegrecht genommen hat. Man brauchte es bloß zu entfernen, und sie würden höflich den Hut ziehen und ihren Weg fortsetzen. Leider ist es unmöglich, eine Landmasse einfach aus dem Wasser zu hieven, nur weil Moby Dick von Punkt A nach Punkt B will. Doch wie das Sprichwort sagt: Wenn Mohammed nicht zum Berg kommt...

Ich hörte davon, kurz nachdem es geschehen war: Eine Schule

kleiner Schwertwale, vierunddreißig Exemplare im ganzen, war am sandigen Ufer in der Nähe von Daytona Beach an der Ostküste der Florida Keys gestrandet. Ich flog mit der nächsten Maschine nach Miami. Verschiedene Institutionen, vom Ministerium für Fisch- und Wildpflege über Green Peace bis zu lokalen Behörden, beteiligten sich an dem Vorhaben, die Wale ins Wasser zurück zu bringen und sie wieder der offenen See zu übergeben. Meine Kollegen vom Aquarium in Miami hatten einen glänzenden Einfall. Sie wollten ein paar Wale über Land nach St. Petersburg an der Westküste von Florida schaffen. Wenn man die Tiere dort freiließ, würden sie vielleicht, da die Florida Keys ihnen nicht mehr im Wege waren, schnurstracks dorthin weiterziehen, wohin sie gewollt hatten, anstatt umzukehren und eigensinnig dem Ufer zuzustreben. Das wäre der Beweis für die Richtigkeit der Wandertheorie gewesen; aber es funktionierte nicht. Mit viel Mühe und Anstrengung wurden die Wale verpackt und zur Westküste verschifft. Sobald sie im Wasser waren, strebten sie mit einer Sturheit, die einen in Wut bringen konnte, dem Ufer zu, als litten sie unter überwältigender Todessehnsucht. Sie benahmen sich nicht vernünftiger als ihre Artgenossen draußen im Meer an der Ostküste. Sie starben alle, und bei allen fanden wir bei der Autopsie Ohrwürmer.

Ich möchte wissen, ob man die Lösung dieses alten Rätsels jemals finden wird.

Was mich betrifft, so liebe ich es, Walen zuzusehen und sie zu berühren, aber nicht so — erledigte Könige des Meeres, die wie Treibholz all ihren Glanz verloren haben. Das feste Land dieser Erde genügt als Tränental für die Arten, die es bewohnen; die Bewohner der tiefen Gewässer würden gut daran tun, sich von einem solchen Ort fernzuhalten; aber vielleicht sind Wale unverbesserliche Abenteurer, wenn D. H. Lawrence recht hat mit den Worten, die er in «Wale weinen nicht» geschrieben hat: «Es heißt, das Meer sei kalt, doch das Meer enthält das heißeste Blut, das es gibt, und das wildeste, das drängendste.»

Wale sind nicht die einzigen exotischen Meeresgeschöpfe, die in den kalten grauen Gewässern rings um die britische Küste meine Aufmerksamkeit erregt haben.

«Es wird Zeit, über viele Dinge zu sprechen», sagte das Walroß, und das Walroß war ein junges Männchen, das im September 1981 Schlagzeilen machte. Wally, wie die Presse es sofort taufte, wanderte unerklärlicherweise auf und ab an der Ostküste von England, weit

entfernt von seiner angestammten Heimat im seichten Gewässerring um die arktischen Küsten. Walrosse sind insofern keine großen Seefahrer, als sie sich selten weit vom Land fortbewegen. Gelegentlich segeln sie auf Eisbergen bis nach Island hinunter, und vor Wally hatte es etwa dreißig Exemplare gegeben, die als abenteuerliche Individualisten bis Großbritannien gekommen waren. Als erster berichtete William Caxton von einem Walroß, das 1456 in der Themse gefangen wurde! Für mich sind Walrosse die entzückendsten und geheimnisvollsten aller Flossenfüßer (zu denen auch die Robben und Seelöwen gehören). Es sind gesellige, sanfte Geschöpfe, deren Junge sich am Hals der Mutter festhalten, während sie dahinschwimmt. Sie lieben Schalentiere. Man weiß nicht, wie sie es bewerkstelligen, aber irgendwie saugen sie Muscheln und andere Mollusken aus, ohne die Schale zu schlucken (obwohl ihnen weder Hände noch Austernmesser zur Verfügung stehen!). Hanne, mein liebes Weib, sagt immer, daß ich sie an ein Walroß erinnere, wenn ich mich in einem Schwimmbecken bewege (ich fasse das als Kompliment auf), und ich muß gestehen, daß auch ich gern Weichtiere esse. Eine wahre Wonne ist für mich ein Teller Dattelmuscheln, die in Spanien in einer Zwiebel-Knoblauch-Sauce gereicht werden.

Nach großen Anstrengungen Wohlmeinender, die dem offenbar verirrteten Tier helfen wollten, wurde Wally gefangen und nach Skegness gebracht, einem hübschen Badeort mit einem Ozeanarium, wo man langjährige Erfahrung mit Flossenfüßern hatte. Alle — Tier- und Naturschützer und Wallys viele spontane Freunde in Lincolnshire und weiter entfernt — sorgten sich um seine Zukunft. Offensichtlich konnte er nicht in Gefangenschaft bleiben. Walrosse sind nicht leicht zu halten, hauptsächlich weil sich ihre wurzellosen Hauer an den Betonwänden des Beckens abschaben und sich Zahnabszesse entwickeln. An vielen Orten ist es auch nicht leicht, die für sie geeigneten Weichtiere in genügender Menge zu beschaffen. Ein Walroßbulle verzehrt an einem Tag dreißig bis fünfzig Kilo Weichtiere, das Gewicht der Schalen nicht mitgerechnet. Leider wird Lewis Carrolls Diät aus Brot, Pfeffer und Essig nur von Walrossen genehmigt, die in einer durch Spiegel betrachteten Welt leben! Hagenbecks Zoo in Hamburg hat seine Tiere mit einer Ersatznahrung aus zerdrückten Makrelen, Rahm und zerriebenen Austernschalen durchgebracht, und sowohl in Holland als auch in San Diego sind sie gut gediehen. Aber in England waren 1981 die Verhältnisse anders.

Wally wurden Herzmuscheln, Miesmuscheln, Wellhornschnecken und Sprotten vorgesetzt, aber er verweigerte die Nahrung. Man hielt es für das vernünftigste, ihn nach Grönland zu schaffen. Der Tierschutzverein übernahm die Transport-Organisation, und die Isländer gaben Wally gern eine Freifahrkarte nach dem nördlichen Polarkreis.

Stefan Ormrod, dem im Tierschutzverein die Abteilung für freilebende Tiere unterstand, rief mich an und ersuchte mich, Wally kurz nach seiner Ankunft in Skegness zu untersuchen. Man sorgte sich, er könnte eine Lungenentzündung haben, weil er aus einem Nasenloch blutete. Ich reiste sofort quer durchs Land und kam bei Tagesanbruch an der Küste von Lincolnshire an. Ich stand im Ozeanarium am Becken, Wallys vorläufigem Aufenthaltsort, schon ehe irgendein Angestellter erschien. Es war für mich ein herrlicher Anblick — ähnlich wie damals, als ich zum erstenmal mit einem kleinen Panda zu tun bekam —, allein zu sein mit einem jungen Walroß, das dringend einen Freund brauchte. Wally hatte ein glattes silbergoldenes Haarkleid, und an seiner Oberlippe sproßten rötliche Bartborsten. Ein kleiner Hauer ragte aus dem Maul heraus. Der andere, der auf den Bildern zu sehen war, die zwei Wochen zuvor bei seinem ersten Erscheinen aufgenommen worden waren, fehlte — abgebrochen.

Sowie Wally mich erblickte, begann er mit mir zu «reden», indem er rührende Laute von sich gab. Er rollte seine traurigen braunen Augen, kletterte zu mir herauf und stieß mich mit der Nase an. Als ich rings ums Becken ging, folgte er mir auf dem Fuße, wobei er ein wehmütiges Liedchen sang, und als ich mich zu ihm bückte, drückte er sein weiches Maul fest gegen meine Hand. Es war tief bewegend. Ich kauerte mich neben den rundlichen, tonnenförmigen Leib und setzte ihm mein Stethoskop auf die Brust. Dabei benahm sich dieses freilebende Tier aus dem kalten Meer des hohen Nordens wie ein sechs Monate altes Hündchen!

Zum Glück lag kein Anzeichen einer Lungenentzündung vor; wahrscheinlich rührte die Blutung, die inzwischen aufgehört hatte, von dem abgebrochenen Eckzahn her. Ich vereinbarte mit Katherine Parry, der Tierärztin vom Ort, Wally als Vorsichtsmaßnahme ein prophylaktisches Mittel zu injizieren, bevor er in seine Heimat verfrachtet wurde.

Wally reiste in einem festen Seelöwengehäuse und in Begleitung von

Tierschützern zu den Gewässern von Grönland, und er wurde an einem Ort ausgesetzt, wo Walrosse lebten. Ich vermute, er holte verlorene Zeit nach, als er stracks zum kiesigen Boden hinuntertauchte und sich die ersten arktischen Muscheln holte, die ihm seit Wochen geboten wurden. Es sollte Wally eigentlich gut gehen, aber

...

Als ich kurz nach seiner Heimschaffung in Island war, zeigte man mir einen Zeitungsausschnitt mit einer Karikatur über den Fall Wally. Die Sache war so, daß sich die grönländischen Eskimos, die auf Jagd gingen in dem Gebiet, wo Wally ausgesetzt worden war, krank lachten über die Bemühungen der Engländer, ein lebendes Walroß in ihre Jagdgelände zurückzubringen. Wenn sie Glück hätten und die Geister mit ihnen wären, frohlockten sie, würde Wally bald schmackhafte Steaks und gute Lederriemen abgeben. Ich hoffe, daß die Götter der Eskimos Erbarmen mit dem jungen Wally hatten und Böen schickten, die die Harpunen der Jäger ablenkten.

Manche Probleme, mit denen ich als ärztlicher Betreuer von freilebenden Tieren zu Wasser und zu Lande zu tun bekomme, sind fundamentaler und sachlicher Art.

Humanärzte haben es bei der Geschlechtsbestimmung leicht. Es gibt überhaupt keine Schwierigkeiten, Männchen und Weibchen zu unterscheiden. Zoo-Arzte sind nicht so glücklich. Bei zahlreichen Arten, angefangen bei Flamingos und Papageien bis hin zu jungen Bibern und Großen Pandas, ist die Unterscheidung schwierig. Natürlich weiß das Tier, welchen Geschlechts es ist, und es kann im Nu den Unterschied zwischen einer niedlichen kleinen Koketten und einem strammen Macho erkennen. Aber welche Möglichkeiten hat der Zoo-Arzt?

Uns Menschen fehlt der feine Geruchssinn, vielleicht auch die subtile Wahrnehmung winziger Unterschiede in Verhalten und Gestalt, und natürlich sind wir nicht in die Sprache der Tiere eingeweiht. Vielleicht plappert eine Papageiendame über die nachlassende Qualität der Sonnenblumensamen in unserer verschmutzten Welt oder über die neueste Mode in der Putztechnik, während der chauvinistische Papageienmann recht gewagte Witze über den Menschen krächzt. («Kennen Sie den über den Menschen, der in einer Hochhauswohnung hauste, jeden Morgen mit dem Autobus 37 in die Stadt fuhr, sechs Tage in der Woche, immer im selben Büro Papiere ablegte, fünfundzwanzig Jahre lang, und jeden Samstagnachmittag auf dem Fußballplatz verbrachte — und sich für

frei hielt!»))

Das geheime Leben der Tiere ist uns in mancher Hinsicht verschlossen, aber für jeden ist es wichtig, das Geschlecht der Tiere zu kennen, jedenfalls wenn er der Besitzer ist oder mit ihnen arbeitet. Sonst ergeht es den Tieren wie jenem Geierpaar, das zehn trostlose unfruchtbare Jahre zusammenlebte. Jeder von ihnen wußte, daß er sich aus dem andern nichts machte, und alles nur, weil ein unwissender Vogelwärter dachte, sie wären ein echtes, füreinander geschaffenes Pärchen, oder weil — was noch häufiger vorkommt — ein Vogelhändler die beiden als Paar verkauft hatte, ohne sagen zu können, welcher was war. Mit einem Paar erzielt man einen viel höheren Kaufpreis als mit zwei Männchen!

Darum ist es ein wichtiger Teil meiner Arbeit, das Geschlecht der Tiere zu bestimmen. Junge Strauße untersucht man, indem man die Hand in die Kloake einführt; Biber müssen geröntgt, Pandas zwecks näherer Untersuchung narkotisiert werden, und bei gewissen Eidechsen kann man das Männchen nur durch eine Unterleibsoperation erkennen.

Seit einigen Jahren ist Andrew Greenwood Spezialist in der Geschlechtsbestimmung von Vögeln. Er wendet eine direkte und unbestrittene Methode an: Er betrachtet mit eigenen Augen die Geschlechtsorgane durch ein Laparoskop (Instrument zur Untersuchung der Bauchhöhle). Bei der Bauchspiegelung wird das Instrument, das nicht dicker ist als die Nadel einer subkutanen Spritze, unter Lokalanästhesie eingeführt, bei widerspenstigen Papageien, die gern zuhacken, in Vollnarkose. Blickt man in den Bauchspiegel, so sieht man entweder einen Eierstock oder Hoden. Es ist eine bemerkenswert sichere, schnelle und mühelose Technik, die es uns ermöglicht, Zuchtpaare mit guter Hoffnung auf Vermehrung in den Zoos von Europa und im Mittleren Osten einzusetzen.

Was nun Schwertwale betrifft, so sollte man meinen, daß es in der Abteilung für Aufklärung keine Probleme gäbe. In den Büchern steht, zwischen den Geschlechtern bestünden deutliche anatomische Unterschiede. Die Männchen hätten eine dreieckige Rückenflosse, die Weibchen eine rückwärts gebogene. Aber auch Cuddles, mein erster Schwertwal, hatte eine rückwärts gebogene Rückenflosse, und wenn er in seinem Becken im Flamingo-Park in Rückenlage umhertummelte, stellte er unmißverständlich klar, daß er in erregtem Zustand war, wie sich erfahrene ältere Besucherinnen auszudrücken pflegten — kein Zweifel, er war ein männlicher

Schwerenöter von reinstem Wasser. In den Lehrbüchern heißt es auch, die äußeren Geschlechtsmerkmale bei Männchen und Weibchen seien verschieden. Aber beide haben Zitzen, und da die Hoden der Männchen zum Beispiel bei Delphinen, Robben und Seelöwen innen liegen, kann man sich danach nicht richten. Doch im Gegensatz zu den Männchen, die zwei getrennte Öffnungen für den After und für die Vorhaut haben, liegen die Öffnungen beim Weibchen nahe beieinander, beide in einer einzigen tiefen Hautfalte. Klingt simpel, nicht wahr? Man braucht einen Wal nur dazu zu bringen, sich im Wasser umzudrehen, oder mit ihm zu schwimmen, um die Öffnungen zu zählen. Eine Öffnung — ein Weibchen. Zwei — ein Männchen. Wie einfach!

So verhielt es sich mit dem Rätsel über die Geschlechtsbestimmung der Schwertwale, bis ich 1980 in Island sechs Wale zu untersuchen hatte, die in der vergangenen Saison gefangen worden waren. Jedes Jahr im Dezember sieht man mich auf dem Lava-Ufer vor der kleinen Hafenstadt Hafnarfjörður, wo ich die neuen Tiere genau untersuche, um mich zu vergewissern, daß ihr Zustand ihnen die Reise nach Japan, den Vereinigten Staaten oder Europa erlaubt und daß sie bei Lloyd's versichert werden können. Die Wale sind in einem großen Becken nahe am Meer untergebracht, und die medizinischen Untersuchungen sind kein Spaß — in eiskaltem Wasser, bei scharfem Wind und strömendem Regen. Wasserdichte Handschuhe würden mein Tastgefühl beeinträchtigen. Mit bloßen Händen kann man nur ein paar Minuten lang arbeiten, bevor sie bis auf die Knochen erstarrt sind. Die nervösen Neuankömmlinge peitschen das Wasser mit ihren Flossen auf und machen mich blind mit den brennenden Spritzern, oder sie treffen mich mit der Flosse schmerzhaft am Schienbein. Jon Gunnarsson, der Fänger, händigt Schnupftabak aus, der die Kälte vertreibt. Meinem Assistenten Dan, der gebaut ist wie ein amerikanischer Fußballer — er war es früher auch —, klappern die Zähne hinter blauen Lippen, während er mit einer Schwanzflosse kämpft, um sie für meine Nadel festzuhalten. Das Licht ist schlecht; zu dieser Jahreszeit setzt in der Gegend nahe beim Polarkreis die Dunkelheit des wolkenbedeckten Himmels schon um 15 Uhr 30 ein.

Wenn meine Flaschen mit den Blutproben voll und sauber etikettiert auf trockenem Land sind, muß ich mich an die Geschlechtsbestimmung der Wale machen. Wer solch wertvolle Tiere kauft, weiß genau, was er haben will, und ein Tausch, sofern er überhaupt möglich ist in Anbetracht der Tatsache, daß auf der

ganzen Welt jährlich nur sechs Schwertwale in Gefangenschaft genommen werden, würde unerschwinglich teuer zu stehen kommen. Es kostet mindestens 50 000 Dollar, einen Schwertwal mit dem Flugzeug beispielsweise von Frankfurt am Main nach Tokio zu schaffen. Geschlechtsbestimmung erfordert, mit bloßen Händen die ausschlaggebenden Schlitze und Löcher im Wasser zu ertasten. Bei größeren Exemplaren muß ich sogar fast bis zum Kopf untertauchen. Wenn der Wind eine Welle aufrührt, werde ich überschwemmt — mein Gott, warum bin ich nicht zu Hause in Rochdale und sterilisiere Katzen? Ich muß die fraglichen Öffnungen innerhalb von zehn Sekunden finden, sonst versagen meine Hände den Dienst. Es ist eine mühsame Arbeit, gleich bei sechs Schwertwalen das Geschlecht zu bestimmen, häufig unterbrochen von Pausen, in denen ich meine Finger mit dem Atem anwärme, Arme und Hände tüchtig reibe und einen Schluck des feurigen Isländer Schnapses genehmige.

Im Jahr 1980 wurde die Geschlechtsbestimmung wie üblich vorgenommen, und sowohl der isländische Tierarzt als auch ich waren zufrieden mit dem Befund: zwei Männchen und vier Weibchen. Wir überprüften ihn noch zweimal, bevor die Tiere ihren zukünftigen Heimen in Kanada, Spanien und Japan zugeteilt wurden. Nach einigen Wochen der Akklimatisierung, als sie sich ohne Hilfe ernährten und alle Blutproben in bester Ordnung waren, wurden sie eingefettet, sorgfältig auf Schaumgummi und zerdrücktes Eis gebettet und als Luftfracht zu ihren Bestimmungsorten befördert. Alles war in Butter.

Ich war gerade aus Kanada zurückgekehrt, nachdem ich zwei Wale, ein Männchen und ein Weibchen, zu den Niagara-Fällen begleitet hatte. Es war der Neujahrstag 1981. Um drei Uhr morgens riß mich das Klingeln des Telefons aus der ersten Tiefschlafphase.

«Hallo», sagte eine Stimme.

«Laß den Quatsch», erwiderte ich gereizt, da ich annahm, einer meiner Freunde mache sich den Spaß, mir mit verstellter Stimme ein gutes neues Jahr zu wünschen.

«Wie bitte?» sagte die Stimme unsicher. «Doktor Taylor?»

Es war kein Spaß. Das Brummen in der Leitung verriet, daß ich es mit einem Ferngespräch zu tun hatte, und die Aussprache klang nach Fernem Osten.

«Ja, am Apparat», antwortete ich.

«Oh, Doktor Taylor. Hiel ist Maganushi, das japanische Malineland. Togomoto spricht.»

Mir fiel ein, daß Maganushi zwei Walweibchen aus Island gekauft hatte. «Richtig, ja, Sie haben zwei neue Wale», sagte ich. Mein Herz setzte einen Schlag aus. Derartige Anrufe zu ungewöhnlicher Stunde kurz nach Ablieferung von Tieren bedeuteten Ungemach, manchmal plötzlichen Tod.

«Hai, hai», sagte der Japaner, «wil haben zwei neue Wale.»

«Sie sind hoffentlich gut angekommen.» Ich bemühte mich, nicht ängstlich zu klingen. Dr. Martin Dinnes war mit diesen beiden Tieren geflogen und hatte nichts Mißliches berichtet.

«Hai, ja. Sie sind gut angekommen, aber wil haben Ploblem.»

Nun, wenigstens waren sie nicht tot, dachte ich. «Lassen Sie bitte hören, Herr Togomoto.»

«Sie müssen wissen, Hell Doktol, wil hatten eine Elektion.»

Die Wirkung des Sekts, mit dem Hanne und ich den Jahresbeginn gefeiert hatten, war verflogen, und ich war jetzt hellwach. Ich kombinierte rasch. Maganushi ist ein Städtisches Ozeanarium. Lokalpolitik? Ein Tierkauf kann bei Wahlen eine ausschlaggebende Rolle spielen. Greenpeace hatte sich im vergangenen Jahr zum erstenmal eingemischt und sich — meines Erachtens unvernünftigerweise — dagegen verwahrt, daß Schwertwale, die nicht von der Ausrottung bedroht sind, in Gefangenschaft genommen werden. Vielleicht ging es irgendwie darum. «Sie hatten also eine Elektion? Wer wurde denn gewählt?» fragte ich.

«Dalum lufe ich Sie an», lautete die Antwort. «Die Elektion zeigt es. Es ist ein Mann.» Das verwirrte mich. Erstens konnte ich mir nicht vorstellen, was es mich anging, wenn man in Tokio mit dem Ausgang einer Wahl unzufrieden war, und zweitens kam es mir undenkbar vor, daß man dort lieber eine Frau gesehen hätte.

«Entschuldigung, Herr Togomoto, ich tappe im dunkeln.»

«Wie bitte?»

«Ich verstehe nicht.»

«Ach, Hell Doktol, wil haben einen Mann. Wil wollten zwei Flauen.»

Jetzt ging mir blitzartig ein Licht auf. Er sprach von Männchen und Weibchen! Erschrocken stieß ich hervor: «Eines Ihrer Weibchen hat sich als Männchen herausgestellt?»

«Hai, ja. Zweifellos haben wil bei dem Wal, den wil Anna getauft haben, eine Elektion gesehen. Eine lichtige Elektion, ganz lot, als del Wal auf dem Lücken schwamm.»

«Das ist mir unverständlich», stammelte ich. «Anna wurde wie alle ändern Wale sehr sorgfältig untersucht.»

«Mag sein, aber ich habe die Elektio[n] selbst gesehen, ganz lot.»

Ich war erschlagen, als ich den Hörer auflegte, nachdem wir übereingekommen waren, möglichst nach einem Ersatz zu suchen. Wie konnte es zu dem Irrtum gekommen sein? Und was war mit den ändern — hatte es am Ende noch mehr «Elektionen» gegeben? Zwei Tage später erfuhr ich es: Der spanische Schwertwal, der auch ein Weibchen hätte sein sollen, hatte plötzlich seine Männlichkeit bewiesen; ein dicker Penis war aus der vermeintlichen Vagina hervorgetreten, als das Tier, auf dem Rücken liegend, ein Sonnenbad nahm. Zum Beweis hatte man das unerwünschte Organ fotografiert. Kein Zweifel: Es hieß von dem geltenden Dogma der Geschlechtsbestimmung bei Schwertwalen Abschied nehmen.

In der Saison 1981 versuchte ich es noch einmal mit dem manuellen Verfahren. Ich wollte, wenn möglich, mit den Fingern so weit in die Öffnung eindringen, daß ich die Spitze des Penis berühren konnte. Damit würde ich den endgültigen Beweis haben. Ich hätte ihn auch gehabt, wenn nicht dieser Muskelmechanismus gewesen wäre, der den S-förmigen Penis der Wale und Delphine beherrscht. Es gelang mir in diesem Jahr, bei einigen männlichen Schwertwalen den Penis zu berühren, aber gleichzeitig stellte ich fest, daß er bei Nachuntersuchungen manchmal einfach verschwunden war, so daß sich eine ausgesprochen weibliche Konfiguration ergab. Die Wale konnten den Penis zurückziehen, vollständig entspannen und so einen neugierigen Veterinär mit erstarrten Fingern zum Narren halten.

Die Irrtümer bei der Geschlechtsbestimmung von 1981 hatten bei allen Beteiligten viel Ärger und Unkosten verursacht, und es war wichtig, daß ich eine narrensichere Lösung des Problems fand. Ich beschloß, jene Untersuchungen vorzunehmen, die sich mit der Grundlage des Geschlechtlichen befassen: Prüfung der Chromosomen. Bei allen Geschöpfen haben männliche und weibliche Vertreter verschiedenartige Geschlechtschromosomen, die man mit einer besonderen mikroskopischen Technik erkennen kann. Man muß Blut entnehmen und weiße Blutkörperchen im Laboratorium künstlich kultivieren. Wenn sich die weißen Blutkörperchen vermehrt haben, werden sie auf einer Glasscheibe so eingefärbt, daß sich die Einzelheiten des Kerns bei sehr starker Vergrößerung erkennen lassen. Natürlich bedarf es dazu lebender weißer Blutkörperchen.

Meine ersten Versuche, die chromosomale Ge-

schlechtsbestimmung in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien vorzunehmen, schlugen fehl, weil die Leukozyten abgestorben waren, als sie glücklich im Laboratorium anlangten. Island ist eine weit entlegene Insel. Aber ein Krankenhaus in Reykjavik kam mir zu Hilfe. Es verfügte über die notwendige Ausrüstung, da dort an Menschen mit Erbkrankheiten ähnliche Untersuchungen vorgenommen wurden, und man war bereit, mir bei Walen zur Hand zu gehen. Ich lieferte ihnen Fotografien der Chromosomen von Schwertwalen, deren Geschlecht bekannt war, und sie machten sich ans Werk. Zum Vergleich nahm ich die üblichen körperlichen Untersuchungen vor. Das Krankenhaus in Reykjavik machte es 1981 möglich; die Leukozyten der Schwertwale vermehrten sich im Laboratorium und zeigten sich willig, der Zoologie einen Dienst zu leisten: Binnen fünf Tagen nach der Einlieferung der Blutproben hatten wir das Ergebnis, und wie ich erwartet hatte, zeigte es sich, daß die alte Methode der manuellen Untersuchung in rund zwanzig Prozent der Fälle ein falsches Resultat erbrachte.

Von da an lag das Geheimnis des Geschlechts eines Wals, soweit wir Menschen uns damit befassen, in einem kleinen Blutstropfen. Dan sprach mir aus dem Herzen, als er sagte, während wir 1982 beim Einholen der Schwertwale zusahen: «Herrschaft, bin ich froh, daß wir nicht mehr in dem eiskalten Wasser herumplätschern müssen, um zu beweisen, daß es auf dieser Welt Männlein und Weiblein gibt.»

Zweites Kapitel

Leidenschaft für Pandas

«Mutter Natur kann eine ruppigere Schau bieten als ein Sexshop», sagte mein Freund Terry Nutkins.

Es war Frühjahr 1980, und ich befand mich mit Terry im Fernen Osten. In seiner Jugend ein Anhänger von Gavin Maxwells «Ring of Bright Water» und jetzt ein erfahrener Fachmann auf dem Gebiet der Otter und der Meeressäuger, zählt Terry zu meinen besten Freunden, seit wir uns bei der Eröffnung des Londoner Delphinariums kennengelernt hatten. Wir hatten diese Reise unternommen, um einen hübschen Tümmler vom Hongkonger Ocean Park nach London zu bringen. Diese Art wird von den Fischern der südchinesischen Gewässer Meeresdrossel genannt, weil ihre rosa Bauchseite Flecken bekommt, wenn die Tiere älter werden. Während wir nach gründlicher Untersuchung auf die Blutanalyse des Laboratoriums warten mußten, flogen wir an der chinesischen Küste entlang zu der verfallenden portugiesischen Enklave Macau. Es war die Jahreszeit, in der die Eisvögel fortzogen; wie smaragdgrüne Flammen flitzten sie über das dunkle Wasser. Die dem Festland vorgelagerten puddingförmigen Inseln ragten mit ihrem üppigen Vegetationskleid aus dem niedrigen Meeresnebel hervor.

Wir durchstreiften die kopfsteingepflasterten Gassen der Stadt, wo der rauchgeschwärzte Stuck abblättert, rote Tao-Tempel standen, wo es nach Gewürzen, Zibetfrüchten und Fisch roch und das Tuten ferner Schiffe sowie das Quietschen der Rikschas die Begleitmelodie bildeten. Mich interessierten besonders die traditionellen chinesischen Apotheken. Als ich die Regale mit den Bärenatzen, Geweihen, Rhinozeroshörnern, getrockneten und eingelegten Tieren und vielfältigen Pflanzen betrachtete, wurde ich an den «Drachenzahn» erinnert, den ich in Singapur im kranken Hoden eines Zebras gefunden hatte, und an den Fall mit den Seekuhtränen.

Seit uralten Zeiten erfreut sich sympathetischer Zauber als Heilmittel, besonders von Sexualstörungen, im Fernen Osten größter Beliebtheit. Die grotesk geformten Pilze, Pflanzenknollen, wirbellosen Meerestiere und Säugetierteilchen, die in samtgefütterten Schachteln oder in Flaschen ausgestellt werden, erzielen ungeheure Preise. Eine seltene, rote Seeschnecke, die in getrocknetem Zustand abstoßend aussieht, wird in China für 700

Mark je Dram (3,888 g) verkauft. Alle diese aphrodisischen Allheilmittel haben neben ihrer Kostspieligkeit noch etwas gemeinsam. Ob Pilz, Weichtierfleisch oder Antilopenhorn, sie ähneln irgendwie, wenn man die Einbildungskraft anstrengt oder Wunschdenken im Spiele ist, den menschlichen männlichen oder weiblichen Geschlechtsorganen, manchmal beiden zugleich. Daher Terrys Bemerkung über die Sexschau der Mutter Natur.

Von der Trichtermündung des Perlflusses wehte ein feuchter Wind, der leuchtend schwarz-blaue Schmetterlinge umherwirbelte, als wir weiterschlenderten durch die einstmals lasterhafte Stadt, die heute so abgetakelt und passé ist wie eine alte Hure. Wir kamen zu mehreren chinesischen Tiergeschäften, düsteren Räumen mit Käfigen an Wänden und Tür. Die Insassen der Käfige waren keine Welpen, Kaninchen oder Hamster, sondern exotischere Geschöpfe. Es gab nur vier Arten: Bengalkatzen, Adler, Fischeulen und Affen. Kein Tiergeschäft führte offensichtlich etwas anderes. Von den im Westen üblichen Begleitartikeln — Hundeleinen, Ameiseneier, Vogelfutter und ähnlichem — war nichts zu bemerken.

Terry und ich hatten keine Freude an dem, was wir sahen. Die Augen der Tiere waren voller Verzweiflung oder stumpf und starr. Einige Bengalkatzen waren offenkundig abgezehrt und krank. Futter und Wasser war kaum vorhanden, ein Lager überhaupt nicht. Den ausgestellten lebenden Geschöpfen wurde nichts von dem verschwenderischen Luxus zuteil, den die Apotheker den toten angedeihen ließen. Terry wollte Aufnahmen von dem schmuddeligen Laden machen und erklärte seine Absicht mit ausdrucksvollen Gesten dem alten chinesischen Ladeninhaber, der in einem grauen Pyjama auf einem Schemel vor seinem Geschäft saß. Mit einem Grinsen, das Gold und Parodontose sehen ließ, sprang er auf die Füße und führte uns unter Verbeugungen in den übelriechenden Laden.

Hier saß eine kleine alte Dame geduldig auf einer Kiste, umgeben von Käfigen mit stummen Tieren. Sie trug einen Kuli-Strohhut und einen schwarzen Hosenanzug, umklammerte einen Korb und musterte uns.

Als Terry seine Kamera zückte, wies der Tierhändler auf eine braune Fischeule, die in einem stangenlosen Drahtkäfig hockte. Dann starrte er mich an, fuchtelte mit den Händen vor meinen Augen herum, machte einen Karate-Luftsprung und deutete mit dem Zeigefinger auf einen Hinterraum, den wir durch eine halbgeöffnete Tür sehen konnten. Er wurde durch eine andere offene

Tür erhellt, die auf einen schmutzigen Hof führte. Dort beugte sich ein junger Chinese, der eine Schürze trug und uns den Rücken zukehrte, über eine Werkbank. Der Tierhändler rief ihn an, worauf er von seiner Arbeit aufblickte, sich umdrehte und den dienstbeflissenen Kotau machte, den man heutzutage in Rotchina und in Taiwan nicht mehr zu sehen bekommt. Der alte Mann wiederholte die Pantomime bis zu dem Karate-Luftsprung.

«Ich verstehe nicht», sagte ich auf chinesisch.

Er hob den Käfig am Drahtgriff hoch, stellte ihn wieder auf den Boden und karatete zum drittenmal. Danach trat er nahe an mich heran, hüllte mich in schlechten Mundgeruch und starrte mir von neuem ins Gesicht. Die Finger kamen herauf, und schwarze Nägel stachen nach meinen Augen. Er rasselte etwas in kantonesischer Sprache herunter, vermutlich einen hohen Preis. Manchmal gingen seine Augen zu der Fischeule, die er offenbar anpries. «Wir wollen Ihre Eule nicht kaufen, Mensch!» Terrys laute Stimme widerhallte in dem trostlosen Raum. «Sag dem alten Halunken, er würde mit einer solchen Bude von der Tib-Straße weggewiesen werden.» (Die Tib-Straße in Manchester, das Mekka für Tierhändler, hat ihre anrühigen Läden, aber nichts im Vergleich mit dieser Macau-Version.)

Der Alte zeigte unvermittelt seine Beherrschung der englischen Sprache. «Pimphundert Hongkong-Dolla», sagte er und fiel dann ins Kantonesische zurück.

Ich schüttelte heftig den Kopf. «Nein, nein, wünschen nicht Vogel. No queremos el buho.» Vielleicht konnte ein Chinese in Macau ein bißchen Portugiesisch und verstand so mein stümperhaftes Spanisch. Der Tierhändler wankte nicht in seiner harten Schale. Er bückte sich, hieb mit der Faust auf den Drahtkäfig und fuchtelte wieder vor meinen Augen und zum Hinterzimmer hin.

Auf einmal erkannte ich, was der junge Mann da draußen machte. Er schlachtete. Seine Werkbank war ein Holzblock, dunkel von Flecken. Ein scharfes Beil, das bei den chinesischen Fleischern und Fischverkäufern das Messer ersetzt, schwebte nicht etwa über einem frischgefangenen Barsch, sondern über einem gelb-schwarzen Fellhäufchen — über einer Bengalkatze, einem schöngefleckten Tier, das die Chinesen Tschin-tsch'ien mao nennen, das heißt Geldkatze, weil ihre Zeichnung alten Mandschu-Münzen ähnelt. Die Schneide glänzte rot, als sie den Kopf abgetrennt hatte, der zu Boden fiel. Der Mann blickte über die Schulter, nickte mir mit einem breiten Lächeln zu, das das Zahnfleisch entblöbte, und winkte mit blutiger

Hand.

Alles war jetzt erschreckend klar. Dies war keine Tierhandlung für Chinesen, die etwas Besseres als einen Goldfisch oder ein Meerschweinchen wünschten. Es war auch keine Metzgerei. Dieses Geschäft und die anderen ähnlichen, die wir gesehen hatten, waren eine andere Art von Apotheke; statt Allraunwurzelpulver, getrocknetem Tintenfisch oder Wein, in dem ein ausgenommener Gecko schwamm zu verkaufen, befaßten sich diese Pharmazeuten mit frischen Medikamenten, und nichts hätte frischer sein können. Die sympathetische Magie als Heilmittel beruht auf der Annahme, daß Tiere, die geeignete natürliche Fähigkeiten haben, ein wertvolles Medikament für Menschen mit bestimmten Krankheiten oder körperlichen Schwächen abgeben. Deswegen hatte es der Alte auf meine Augen abgesehen. Ich sehe noch sehr gut und brauche keine Brille oder Kontaktlinsen; aber er muß der Ansicht gewesen sein, daß eines seiner Medikamente meiner Sehkraft guttun würde. Vielleicht sagte ihm mein Blick oder sonst etwas in meinen Augen nicht zu, oder er hielt es bei mir für notwendig, in mittlerem Alter prophylaktische Vorsorge zu treffen. Wie dem auch sei, es ging um die Augen, und ein Auge mußte her, frisch von einem Tier, das überragende Sehkraft hat — die Eule.

Käme ein Kunde herein und beklagte sich über Rheumatismus oder Hexenschuß, so würde er nach einem agilen Affen greifen und eine frische Infusion von seinen Nieren machen. Die wilden kleinen Bengalkatzen, würde er andererseits sagen, tun Wunder für diejenigen, die an Nervosität oder Depression leiden — ein Teelöffel voll Gehirn dreimal täglich vor den Mahlzeiten. Schwächliche Kinder kommen eher zu Kräften, wenn man ihnen statt Lebertran und Biomalz täglich Adlerstückchen verabreicht. Der Bursche auf dem Hof ergriff von Fall zu Fall das notwendige Tier, tötete es und bereitete auf der Stelle die Medizin zu. Darum wartete die kleine Dame im Laden, genauso wie meine Mutter daheim in Rochdale, nachdem sie dem Apotheker das Rezept ihres Arztes ausgehändigt hatte. Sie nahm dann an Ort und Stelle gleich eine Dosis von dem jeweiligen Teil der Bengalkatze in einem Glas Wasser oder Wein.

Die Kunden müssen das ganze Tier kaufen, auch wenn sie nur ein paar Sehnen, das Gehirn oder sonst ein Organ brauchen. Obwohl viel orthodoxere Behandlungsmethoden zur Verfügung stehen, ist diese alte Form der Pharmazeutik in vielen Teilen des Fernen Ostens, besonders in chinesischen Gemeinschaften, noch verbreitet, in Hongkong allerdings verboten. In Macau ist sie das große

Geschäft.

Terry und ich verließen diese Apotheke in ohnmächtiger Betrübnis. Zorn wäre eine unangemessene Reaktion auf einen Aspekt einer uralten Kultur gewesen, von der wir nichts verstanden und an der wir keinen Anteil hatten. «Wie kann eine derartig primitive Behandlungsmethode nützlich sein?» murmelte Terry, nachdem wir eine Zeitlang stumm dahingeschritten waren.

«Wahrscheinlich wirkt alles, wenn man fest genug daran glaubt», antwortete ich, als wir von der baufälligen Fassade der alten Kolonialkathedrale standen. «Zum Teufel mit der Psychosomatik!» Das Erlebnis hatte Terrys sonst so überschäumend gute Laune gedämpft. «Möge die Revolution weitergehen. Je eher Peking hier die Macht übernimmt, desto besser.»

Damit hatte er nicht ganz unrecht; wenn auch viele Methoden der uralten chinesischen Medizin von den Kommunisten gefördert und verbreitet werden, so stirbt doch dieser Gebrauch von Tieren sogar in den ländlichen Gegenden der Volksrepublik allmählich aus.

«Um den Kulturschock zu überwinden», sagte ich, «schlage ich vor, wir trinken im Hotel Sintra eine Flasche Tsingtau und kehren dann nach Hongkong zu unserem schönen kleinen Tümmeler zurück.»

Kurz nach meiner Rückkehr nach England kam das Echo auf meine Reise nach Macau in Form eines Telefonanrufs von einem geachteten Geschäftsmann und Vertrauten der Königlichen Familie. Ob ich, fragte er an, von irgendwelchen Zoos oder Safari-Parks wüßte, bei denen man Großkatzen oder Seelöwen abtat? Wenn ja, dann wäre viel Geld damit zu verdienen, wenn ich freundlicherweise die Geschlechtsorgane sammelte und in die Tiefkühltruhe legte. Er würde sie abholen und für den traditionellen medizinischen Markt in den Fernen Osten schicken. «Dort stellt man einen wundervollen Stärkungswein her, der Szan Pien (drei Penisse) heißt», erklärte er. «Organe von Tigern, Hirschen und Seelöwen, gemischt mit dem erprobten Ginseng. Könnten Sie wohl behilflich sein?»

Der Drei-Penis-Wein ist in Hongkong leicht erhältlich, wo ich ihn auf den Regalen des Supermarktes oft gesehen habe. Ob er wirklich all das enthält, was behauptet wird, weiß ich nicht; aber der Gedanke war mir verhaßt, ihn so populär zu machen wie Mateus Rosé und auf diese Weise zu den bizarren Aspekten der Tierausbeutung beizutragen. «Nein, leider nicht», gab ich meinem vornehmen Anrufer Bescheid. «Warum versuchen Sie es nicht bei

den lokalen Unternehmern? Vielleicht können sie Ihnen die wertvollen Abfälle reservieren. Sie könnten sogar versuchen, das Gesöff selbst zu brauen und zu exportieren!» Er hängte auf.

Wieder einmal Frühling. Der Saft steigt, das Frühlingsfieber breitet sich aus. Vögel und Büffel, Schweine und Heimchen am Herde, alle bekommen sie romantische Gefühle. Sogar die Großen Pandas, diese asketischen Einsiedler der Tierwelt, werden von dem Drang erfaßt, sich ein paar Tage schadlos zu halten und auf Freiersfüßen zu gehen. In seiner Heimat, den feuchten Wäldern von Szetschuan im südlichen Mittelchina, zieht der Panda seine eigene Gesellschaft vor. Er tritt allein die Tunnels entlang, die er sich durch das dichte Gewirr des Bergbambus gebohrt hat, auf einem schmalen Band in vier- bis fünftausend Meter Höhe über dem Meeresspiegel. Honigsauger schwirren hier durch das Laub der Birken und durch Fichten, und Blutfasanen stolzieren weiter unten zwischen Rhododendron und Schierlingstannen.

Es war das Jahr 1982, und wenn man sich nach früheren Erfahrungen richten konnte, mußte Shao-Shao. das Pandaweibchen im Madrider Zoo, seit zwei oder drei Tagen brünstig sein. Ihr Gefährte Chang-Chang, mein erster Panda-Patient, hatte im vorigen Jahr nicht das geringste Interesse für ihre amourösen Avancen gezeigt. Von Natur ein gutmütiger und phlegmatischer Bursche, ließ er sich von mir die Brust abhören und einen Thermometer ins Rektum stecken, während er sein Mahl verdaute, und das schöne Geschlecht schien ihm vollständig gleichgültig zu sein. Die Männchen verhalten sich im Zoo meistens so. Kein Wunder, daß die Pandas vom Aussterben bedroht sind.

Im Februar hatte ich beschlossen, die Leidenschaft des Pandas anzufachen, indem ich den chemischen Cupido spielte. Ich wollte bei Shao-Shao keine Hormone anwenden, die unter Umständen ihren Oestruszyklus beeinflussen würden; hingegen sah ich kein Wagnis darin, Chang-Chang ein luteinisierendes Hormon zu verabreichen. Dieser Drüsenextrakt ist nicht einfach ein Aphrodisiakum, sondern er stimuliert die Ausschüttung von Testosteron, dem stärksten männlichen Sexualhormon. Ohne Nebenwirkungen befürchten zu müssen, konnte ich vielleicht den platonischen Chang-Chang etwas in Schwung bringen. Um genauer zu sein, ich war, wie Hanne es ausdrückte, darauf aus, den Panda geil zu machen. Liliana, die Tierärztin im Madrider Zoo, machte Chang-Chang die Injektionen, indem sie ihn in den Quetschkäfig

einsperrte, der die Waage enthält, auf der Chang-Chang täglich routinemäßig gewogen wird. Als die Behandlung beendet war, gab sich Chang-Chang so friedlich und brav wie immer, aber es würde die Anwesenheit eines brünstigen Pandaweibchens brauchen, um den Beweis zu erbringen, daß er nun ein Kerl war, den der Hafer sticht oder vielmehr der Bambus.

Als ich ihn Anfang März beobachtete, wie er seine aus Großbritannien importierte Krankenkost verzehrte und sich dann die leere Schale wie einen Helm auf den Kopf stülpte, schüchtern an meinen Fingern schnüffelte, nachdem ich ihm einen Apfel gegeben hatte, oder lange Stunden in einer Astgabelung ein Schläfchen hielt, nahm ich kein Anzeichen des erhofften Feuers wahr. Fressen und schlafen — das waren seine hauptsächlichen Interessen. Der Geschlechtstrieb wurde offenbar sublimiert: ein Chinese von reinem Wasser, übte Chang-Chang buddhistische Selbstverleugnung und kümmerte sich nicht im geringsten um das Weibchen, das tagsüber das Grasgelände mit ihm teilte. Aber auch sie war spröde: Shao-Shao, ein gefährlicheres Tier als Chang-Chang, wenigstens für Menschen, benahm sich nicht wie ein schmiegsames Frauchen. Freilich, sie war ebenfalls aufs Fressen und Schlafen aus, doch zu ihren Interessen gehörte es außerdem, im Gehege Jane-Fonda-Aerobik zu betreiben. Sie liebte es, umherzuklettern und Sonnenbäder zu nehmen.

Ich besprach die Möglichkeit, daß Shao-Shao erst später im Monat brünstig werden würde, mit David Jones, dem Hauptveterinär des Londoner Zoos. «Wenn nötig», sagte David, «werden wir gern unser Männchen narkotisieren und seinen Samen durch Elektro-Ejakulation gewinnen.» Das Londoner Pärchen hatte sich als unvereinbar erwiesen, und bei dem Weibchen, das an einer Darmkrankheit und verklebten Eierstöcken litt, hatte man die Eileiter durchgeblasen, wie man es häufig auch bei unfruchtbaren Frauen tut. Das Londoner Männchen war mit seiner Gefährtin, die für eine von der Presse hochgespielte Vereinigung eigens aus Washington eingeflogen worden war, nicht gut ausgekommen. Aber es hatte viele reife Spermatozoen, die unter dem Mikroskop einen tadellosen Eindruck machten.

Londons freundliches Angebot war nicht zu verachten. Ich setzte Dr. Celma und Dr. Cerdan, die Direktoren des Madrider Zoos, telefonisch davon in Kenntnis. Wenn Shao-Shao brünstig wurde und sexuelle Empfangsbereitschaft zeigte, wollten wir beide Karten ausspielen. Chang-Chang sollte, angeregt durch Hormone, seine

Pflicht tun, und Shao-Shao sollte in Narkose zudem mit dem Samen aus London künstlich befruchtet werden. Jetzt mußten wir abwarten und konnten nur hoffen, daß tief innen im Körper des Pandaweibchens ein oder zwei Eizellen rasch reiften. Am 21. März, Frühlingsanfang, sah die Sache nicht sehr hoffnungsvoll aus. Ein Jahr früher noch hatte Shao-Shao um diese Zeit leichte Anzeichen der Brunst gezeigt. In Washington hatte man in der Woche zuvor beim dortigen Pandaweibchen Eizellenreife festgestellt, bestätigt durch Laparoskopie, und es mit dem von London eingeflogenen Samen künstlich befruchtet. Man hatte nach dem Follikelsprung die Bildung des Gelbkörpers beobachtet. Es ließ sich jedoch nicht sagen, ob eine Befruchtung der Eizelle eingetreten war; aber die Entwicklung schien normal zu verlaufen, und man wußte mit Sicherheit, daß die künstliche Befruchtung zur richtigen Zeit vorgenommen worden war. Im Herbst 1982 standen dann die Sterne in der amerikanischen Hauptstadt gut für eine erfolgreiche Trächtigkeit. Sollten wir in Madrid noch mindestens ein weiteres Jahr hinterherhinken? War Shao-Shao zum Dasein eines chinesischen Mauerblümchens verurteilt?

Dann aber, am 25. März, rief mich Antonio-Luis, Lilianas Mann und ebenfalls als Tierarzt im Madrider Zoo tätig, in höchster Aufregung an. Ganz plötzlich hatte Shao-Shao ihr stummes Dasein aufgegeben. Sie miaute laut und schien unruhiger als sonst zu sein.

«Ich glaube, die Brunst hat angefangen», sagte Antonio-Luis.

«Sind die äußeren Geschlechtsteile vergrößert?» fragte ich.

Wir nahmen an, daß der Scheideneingang bei Pandaweibchen während der Brunst wie bei ändern Säugetierarten anschwillt, doch bei diesen Tieren sind die äußeren Geschlechtsteile schwer zu sehen, und nur wenige Menschen konnten bis jetzt die physischen Veränderungen in der Zeit der Brunst bezeugen.

«Gesehen habe ich nichts», antwortete er, «aber irgendwie bin ich meiner Sache sicher.»

Der spanische Tierarzt war, seit die beiden Pandas China verlassen hatten, stark beteiligt an ihrer Betreuung im Madrider Zoo, und da er ein guter Beobachter und unermüdlicher Arbeiter war, schätzte ich seine Meinung hoch. Ich hielt es für unwahrscheinlich, daß bei ihm Wunschdenken eine Rolle spielte.

«Wann hörten Sie sie zum erstenmal rufen?» erkundigte ich mich. «*Un poco* gestern nachmittag, aber heute hat sie es den ganzen Vormittag getan.»

Ein Versuch würde sich lohnen. Shao-Shao konnte kurz vor dem

Eisprung stehen. «Ich werde den Londoner Zoo benachrichtigen», sagte ich. «Dort ist man ja darauf gefaßt. Sobald man in London das Sperma hat, nehme ich das nächste Flugzeug.»

Am Samstag, dem 27. März, waren John Knight und Harry Moore, der Tierarzt und der Physiologe, schon am frühen Morgen in Regents Park. John narkotisierte das Pandamännchen, führte ihm eine besonders konstruierte Ejakulationselektrode durch den After ein, drückte auf einen Knopf, und im Nu hatten sie die genügende Spermamenge in einer sterilen Retorte. Ich war bereits auf dem Wege nach Madrid. John und Harry folgten mir mit dem nächsten Flugzeug; sie brachten das frische Sperma mit, außerdem tiefgefrorenes von der Londoner Zoo-Samenbank. Die kostbare, hoffentlich lebenspendende Flüssigkeit wurde in einer gekühlten Thermosflasche befördert, geschützt durch ein Verdünnungsmittel und Stickstoffgas. Im wesentlichen wird die künstliche Befruchtung bei Pandas ebenso gehandhabt wie bei Kühen oder Säuen.

Mittags waren wir alle beim Pandagehege versammelt. Das Wetter war wie geschaffen für die Beobachtung der beiden Tiere; der Himmel blaute, und die warme Luft duftete nach Rosmarin. Die Präriehunde waren in diesem Jahr zum erstenmal draußen und tummelten sich rings um ihre Erdhöhlen im Rasen. Die Eichen des Caso de Campo grünt in frischem Laub, in dem Spechte hämmerten, Kuckucke riefen, und Blauelstern schwätzten. (Diese Elsternart kommt außer in Spanien nur in Ostasien vor.) Wir hatten unsere Strategie besprochen und uns geeinigt. Zuerst wollten wir der Natur ihren Lauf lassen und die beiden Pandas zusammenführen. Vielleicht würde der immer noch desinteressierte Chang-Chang in der Morgenbrise Duftstoffe erschnuppern, vielleicht würde der Groschen in sein Mandaringehirn fallen, vielleicht...! Es bestand natürlich auch die Möglichkeit, daß die Brautwerbung durch ernste Kämpfe verhindert wurde, wie es 1980 bei dem Londoner Männchen und dem Washingtoner Weibchen geschehen war. Wer waren wir überhaupt, daß wir uns anmaßen, bei Tieren Heiratsvermittler zu spielen? In der freien Natur kommen Pandamännchen meilenweit herbeigelaufen, wenn ein Weibchen in Hitze ist, und es gibt nicht viel Streit und Katzbalgerei, ehe es denjenigen Partner wählt, der ihm zusagt. Was auch vor sich gehen mochte, es würde sich lohnen, Shao-Shao hernach künstlich zu befruchten, wenigstens um unsere Chance zu verdoppeln.

Der Pandawärter schob die beiden Türen auf, welche die Schlafquartiere trennten. Blinzeln tappten die Pandas ans helle

Licht. Chang-Chang hatte immer noch seine Futterschale als Helm auf dem Kopf und sah für einen verliebten Freier komisch aus. Shao-Shao, auch typisch, trieb sogleich Gymnastik auf dem Rasen, wälzte sich, dehnte sich und schoß mühelos Purzelbäume. Ab und zu miaute sie so klagend, wie ich es von ihr noch nie gehört hatte.

Doch kurz darauf ereignete sich etwas, das von Menschengenossen selten gesehen worden ist. Nach zehnmütigem, ziemlich normalem Verhalten — wenn man von Shao-Shaos Miauen absieht — schlenderte sie plötzlich zu ihrem Partner und streckte ihm ihr Hinterteil herausfordernd ins Gesicht. In diesem Augenblick wurde Chang-Chang der Selbstzufriedene, Chang-Chang der Absonderliche und Rätselhafte zu meiner Verwunderung und Freude wie elektrisiert lebendig. Er sprang auf und trat der Dame unmißverständlich zu nahe, indem er sie mit beiden Vorderpfoten festzunageln versuchte. Shao-Shao entschlüpfte seinem Griff und nahm dann etwas entfernt dieselbe herausfordernde Stellung ein. Chang-Chang ging wieder zum Angriff über. Shao-Shao spielte die schwer zu Erobernde und entwich kokett. Unser Held war jedoch jetzt ein ungehemmter Casanova. Er vollführte einen mächtigen Satz, streckte das widerspruchslose Weibchen nieder, bestieg es und — vergaß, was er eigentlich vorgehabt hatte! Wie die Kutsche, die Schlag Mitternacht in einen Kürbis verwandelt wird, war unser Casanova auf einmal wieder ein pröder Panda-Hagestolz. Es kam mir vor, als verbreitete sich verlegene Röte über seine schwarz-weiße Fellmaske. Chang-Chang der forsche Draufgänger zeigte Unbehagen. Was um alles in der Welt hatte er getan? schien er zu denken, wie war er in diese plumpe Stellung auf einem anderen Panda geraten? Wie konnte es dazu gekommen sein? Es war recht beschämend. Zerknirscht stieg er hinunter und schlurfte zu seinem Schlafwinkel hinüber. Wir, die wissenschaftlichen Voyeure, freuten uns über den bisherigen Fortschritt. Obwohl bei dieser denkwürdigen Szene die Kopulation nicht erfolgt war, wie ich durch die Großansicht durchs Fernglas wußte, hatte die Hormonbehandlung doch ihre Wirkung getan.

Shao-Shao erlaubte ihrem zerstreuten Freier nicht, ihr eine solche Abfuhr zu erteilen. Mit lüsternem Miauen lief sie zu dem Männchen, das sich niedergelegt hatte, allerdings nicht zu einem postkoitalen Schlummer, und präsentierte ihm nochmals ihr Hinterteil. Das wirkte ebenso dramatisch wie zuvor. Jeden Gedanken an Schlaf vergessend, erhob sich Chang-Chang, ein neugeborener Casanova, und packte die Verführerin. Sie drückte sich folgsam ins Gras, und

er bestieg sie — wieder schien er nach einigen Minuten in Verlegenheit zu geraten und ließ von ihr ab. «*Madre de Dios!*» murmelte Antonio-Luis. «*Necesita el libro de instrucciones!*»

Es sah wirklich so aus, als ob Chang-Chang aufgeklärt werden müßte. Siebenmal wiederholte sich die dramatische Szene in den nächsten zwei Stunden. Und siebenmal kniff Chang-Chang im letzten Augenblick. Dann versetzte ihm Shao-Shao, deren Geduld verständlicherweise erschöpft war, eine Ohrfeige und machte uns klar, daß sie in ihr Schlafquartier zurückzukehren wünschte.

Die beiden Pandas wurden eingesperrt, und wir trafen Vorbereitungen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Mit einem Pfeil aus einem Blasrohr wurde Shao-Shao betäubt und mit dem Sperma aus London künstlich befruchtet. Weil wir nicht sicher sein konnten, wann der genaue Zeitpunkt der Empfängnisbereitschaft war, wurde die künstliche Befruchtung am folgenden Tag, einem Sonntag, wiederholt, dann nochmals am Montag, worauf Shao-Shao mit ihrem Miauen aufhörte. Chang-Chang brauchte sich nicht entehrt zu fühlen; wenigstens hatte er in diesem Jahr seine Bereitwilligkeit bewiesen, wenn auch nicht seine Befähigung, aber seine Gefährtin zeigte ihm nicht einmal mehr das flüchtigste Interesse.

Wir konnten nur noch abwarten und hoffen, daß ein winziges Spermium ein Ei getroffen hatte, womit das größte Wunder aller Naturereignisse beginnen würde — die Erschaffung eines neuen Lebewesens. Ob Mensch, Maus oder Großer Panda, über dieses Wunder staune ich immer wieder. Wir waren nicht sicher, wie lange wir warten mußten, um zu erfahren, ob es mit der Fernpaarung geklappt hatte. Die Trächtigkeitsfrist der Pandas ist nicht so bekannt wie die der Haustiere. Die Schätzungen schwankten zwischen 120 und 170 Tagen, und in Mexiko, wo vor einigen Jahren ein kleiner Panda nach natürlicher Kopulation zur Welt gekommen war, hielt man 130 Tage für die normale Dauer. Doch mit Sicherheit wußte es niemand.

Am Tag nach der dritten künstlichen Befruchtung begannen wir, Urinproben von Shao-Shao zu sammeln und sie dem Laboratorium von Regents Park zwecks Bestimmung der Hormonspiegel zu senden. Vielleicht ließ sich auf diese Weise die Trächtigkeit feststellen. Jedenfalls war es eine gute Gelegenheit zum Experimentieren, obwohl über die normale Hormonausschüttung bei freilebenden Tieren nichts bekannt war, so daß sich keine Vergleichsmöglichkeiten boten. Ich erinnerte Antonio-Luis auch

darán, daß das Pandaweibchen in London 1981 nach solchen Urinanalysen für tr chtig erklärt worden war, und welche Aufregung entstanden war, da die Medien ein großes Aufhebens von der Sache machten. Reporter hatten das Pandahaus in Regents Park belagert, bereit für eine zoologische Sensation, deren Neuigkeitswert sogar die Geburt des berühmten Eisbären Brumas übertreffen würde. Als das Londoner Pandaweibchen kein Junges zur Welt brachte, war die Enttäuschung groß, besonders unter den Presse- und Fernsehleuten. Klugerweise kamen wir in Madrid überein, nichts von einer bevorstehenden Pandageburt zu veröffentlichen, ehe sie wirklich stattgefunden hatte.

Die ersten Wochen nach der künstlichen Besamung verliefen ereignislos. Chang-Chang und Shao-Shao waren wieder die alten – ganz und gar platonische, flüchtige Bekannte. Die ersten Urinproben zeigten nichts Bemerkenswertes; die Hormonspiegel unterschieden sich nicht von den wenigen bekannten der in Gefangenschaft lebenden Pandaweibchen, die nicht tr chtig waren; man hatte sie nach der Londoner Methode untersucht, aber die Endokrinologen meinten, positive Ergebnisse würden sich erst nach drei Monaten zeigen. April, Mai, Juni verstrichen, und dann erfuhren wir Anfang Juli eine Neuigkeit, die wir kaum zu glauben wagten: In London hatte man bei Shao-Shaos letzten Proben die Zunahme eines bedeutsamen Hormons festgestellt. Wäre sie ein Mensch oder ein Pferd gewesen, so hätte man sich beeilt, Vorsorge zu treffen, aber war dieser Test auch bei Pandas verl blich? Liliana fuhr fort, jeden Tag eine Urinprobe zu nehmen. Die Proben, die in spanischem Diplomatengep ck nach London befördert wurden, zeigten weiterhin die Anwesenheit eines Pandaembryos an. Es sah wirklich so aus, als ob wir uns auf das erhoffte große Ereignis gefaßt machen müßten.

Der Madrider Zoo verfügte bereits über die hauptsächlichen notwendigen Einrichtungen. Das gut entworfene Pandahaus war ebensogut ausgestattet. Zwei ältere W rter sorgten rund um die Uhr für die beiden Pandas. Das Haus hatte seine eigene Küche, und man betrat es durch ein desinfizierendes Fußbad. Es war ein sicherer und friedlicher Ort, wo eine Pandamutter in Ruhe und Bequemlichkeit werfen konnte. Zwei weitere Punkte besprach ich noch mit Antonio-Luis und Dr. Celma telefonisch: Die Erstellung einer ferngesteuerten Fernsehkamera mit Ruhestrombatterie zwecks Überwachung der ‐Wochenstube‐, damit beobachtet werden konnte, ob Shao-Shao ihr Junges annahm und es nicht etwa künstlich ernährt werden

mußte. Das Fernsehgerät wurde rasch installiert, und von einer Madrider Klinik entliehen wir einen Baby-Brutkasten, zur Sicherheit, weil wir nicht wissen konnten, ob der Brutkasten der Zoo-Tierklinik beim Eintritt des Ereignisses nicht gerade in Gebrauch sein würde. Schwieriger war die Entscheidung, was für eine Ersatzmilch in Frage kommen mochte. Bei Tieren ist die Zusammensetzung der Muttermilch von Art zu Art verschieden. Schafsmilch hat einen niedrigeren Fett- und Eiweißgehalt als Kuhmilch, enthält jedoch mehr Zucker. Wird die falsche Milch verabreicht, so kann das katastrophale Folgen haben: Eisbärwelpen gehen ein, wenn sie statt mit der Eisbärmilch, die 31% Fett und 10% Eiweiß enthält, mit Kuhmilch ernährt werden, die 4% Fett und 3,6% Eiweiß enthält. Robbenmilch hat einen sehr hohen Fettgehalt, enthält aber gar keinen Zucker. Jede Zucker enthaltende Milch ist für junge Robben tödlich. Ich besitze Tabellen, die die Milchezusammensetzung vieler exotischer Tierarten angeben, und wenn ich Kuhmilch je nachdem mit Rahm, Öl, Proteinpulver oder Zucker anreichere oder ihr Wasser zusetze, kann ich eine annehmbare Ersatzmilch für alle möglichen Tiere, vom Affen bis zum Zebra, herstellen. Ich wäre zwar imstande, sogar einem Blauwalkalb eine bekömmliche Ersatzmilch zu liefern (falls der Leser jemals das Rezept braucht: 43,6% Wasser, 42% Fett, 11,7% Protein, 1,24% Zucker), aber die Milch der Großen Pandas figurierte nicht auf meinen Tabellen, weil man ihre Zusammensetzung nicht kannte. Ich zog Kollegen in London, Washington, Peking und Madrid zu Rate, doch da die Meinungen auseinander gingen, wurde beschlossen, verschiedenerlei möglicherweise geeignete Milch zur Hand zu haben und schnell zu wechseln, falls sich Unverträglichkeit herausstellte. Aus England bezog ich dreierlei Milchsorten, die aus Sojabohnen hergestellt werden und ideal für Säuglinge sind, die keinen Milchzucker vertragen. Ich hielt sie für den besten Ersatz, falls Shao-Shao ihr Junges nicht annahm.

Gegen Ende Juli befand ich mich in Salzburg, um einen Elefanten des Zirkus Althoff von einer chronischen Schwellung des Kieferknochens zu heilen. Nach der Behandlung verbrachte ich ein paar Stunden mit der Besichtigung der Altstadt und begab mich dann zu dem kleinen Zoo, wo eine sonderbare Mißgeburt von einem Adler gehalten wird, dem ein zweites Paar normaler Klauen aus der Brust wuchs. Im Zoo erhielt ich einen Anruf von Antonio-Luis, der mich in ganz Europa telefonisch hatte suchen lassen.

«Hör mal, David!» sagte er aufgeregt. «Unglaublich! Es scheint

mir, daß Shao-Shao nahe daran ist, zu werfen!»

Es war der hundertfünfzehnte Tag nach der letzten künstlichen Befruchtung, und im Zoo von Mexico City war eben vorausgesagt worden, daß wir, wenn unsere Proben stimmten, nur noch sieben bis zehn Tage warten müßten.

«Wieso, was ist geschehen?» fragte ich.

«Ich habe einen Blick auf die Vulva erhascht, und ich glaube, sie ist vergrößert und schlaff. Außerdem verhält sich Shao-Shao nicht normal.»

«Inwiefern?»

«Sie frißt nicht gerade mit Begeisterung, ist ruhelos und schiebt das Stroh von einer Stelle zur ändern.»

Sie verschob ihr Stroh! Bereitete sie ein Wochenbett vor? Das hörte sich mehr als vielversprechend an. Ich vermochte einen Freudenruf nicht zurückzuhalten.

«Phantastisch! Sind Sie sicher wegen der Vulva?»

«Ich glaube, aber Sie wissen ja, es läßt sich schwer sagen.»

Ich bat ihn, mit mir in Verbindung zu bleiben.

In den nächsten Tagen, während wir uns dem Zauberdatum von hundertzwanzig Tagen nach der künstlichen Befruchtung näherten, sprach ich jeden Morgen und jeden Abend mit Antonio-Luis, um mir das Neueste mitteilen zu lassen. Nach dem ersten Anzeichen der Erschlaffung der Vulva, die den Durchgang eines Jungen erleichtert, konnte Antonio-Luis an Shao-Shaos Hinterteil leider nichts Ungewöhnliches mehr entdecken. War es falscher Alarm gewesen?

o Gott, laß bitte eine eingebildete Schwangerschaft bei Großen Pandas nicht so häufig vorkommen wie bei Hunden!

Freilich, Shao-Shao zeigte auch am hundertzwanzigsten Tage immer noch ein merkwürdiges Verhalten, doch als er ereignislos verging, begann ich Zweifel zu hegen, zumal sie Durchfall bekam. Ein neues Dilemma: Angenommen, sie war krank? Wenig Appetit, Ruhelosigkeit, abnormes Verhalten, Diarrhöe, noch dazu bei einem Tier, das in der Nahrungsaufnahme äußerst empfindlich war. Ich mußte mich davor hüten, alles mit einer eingebildeten Schwangerschaft abzutun und den Beginn einer Krankheit zu übersehen. Man stelle sich vor, dazusitzen, auf ein Junges wartend, und nichts zu tun, um dann festzustellen, daß wir die Mutter infolge einer unbehandelten Krankheit verloren haben! Aber wie war ein möglicherweise trächtiges Pandaweibchen zu behandeln? Viele Medikamente sind tabu oder zumindest nicht empfehlenswert, wenn eine Frau schwanger oder ein Säugetier trächtig ist. Ich

beschloß, es bei Shao-Shao mit Ampicillin zu versuchen, einem halbsynthetischen Penicillin-Derivat, und gab die entsprechende Anordnung, weil ich mir davon die geringsten Nebenwirkungen versprach. Das Medikament sollte ins Futter gemischt werden.

Shao-Shaos Verdauung besserte sich nach dieser Behandlung, und sie machte einen mehr oder weniger normalen Eindruck, wenn ihr Appetit auch zu wünschen übrigließ. Der hundertdreißigste Tag ging vorüber, dann der hundertvierzigste. Immer noch nichts. Auch kein Blick mehr auf eine vergrößerte Vulva. Am hundertfünfzigsten Tag zweifelte ich nicht mehr. Nach den Berechnungen der Mexikaner waren wir seit drei Wochen überfällig.

Soviel wir wußten, konnte das Phänomen einer verzögerten Embryo-Einnistung natürlich auch bei Pandas vorkommen. Der natürliche Mechanismus, der bewirkt, daß sich ein befruchtetes Ei eine Zeitlang «herumtreibt», bevor es sich in der Gebärmutter festsetzt und die Entwicklung eines Fötus beginnt, kommt bei Bären, Dachsen, Ottern, Gürteltieren und verschiedenen Hirscharten vor. Das führt zu einer flexiblen Trächtigkeitsfrist, was nützlich ist für Tiere, die unter Umständen auf bessere klimatische und andere Umweltverhältnisse warten müssen, ehe sie ihre Jungen zur Welt bringen. Deshalb übertragen sie. Vielleicht stimmten die Berichte, die bei Pandas von hundertsechzig Tagen sprachen! Ich hoffte es, glaubte es aber nicht.

Als Ende August im Pandahaus immer noch alles langweilig normal verlief, konnte ich eine geplante Reise nach dem Nahen Osten nicht länger aufschieben. Chris Furley, unser Assistent, der eine Dauerstellung im Zoo von El-Ain innehat, brauchte nach einer schweren Hepatitis Erholung, und ich sollte ihn im Zoo der Vereinigten Emirate vertreten. Bald versank ich in den Wogen der täglichen Probleme bei der riesigen Sammlung exotischer Tiere, die in den Oasen an der Grenze von Oman, in den Gärten der unzähligen Scheichvillen und im weitläufigen Tiergarten gehalten wurden. Von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends strömten jeden Tag Tiere in meine Praxis. Beduinen kamen mit kranken Jagdfalken, mit Gibbons, Giraffen, Antilopen, Tigern, Gorillas und Straußen, die wegen ihrer heißen und dünnen Umgebung an Krankheiten litten, außerdem eine Heerschar von afghanischen, balutschistanischen, iranischen und sudanesischen Wärtern, die von mir gegen Kopfweg, Augenleiden, Leibschmerzen und Fingerschnittwunden behandelt werden wollten.

Glücklicherweise befand ich mich gerade im Büro des Direktors

Bulart, als am 10. September um zehn Uhr (Ortszeit) das Telefon läutete. Es war Hanne, die mir die große Neuigkeit mitteilte: In der Nacht waren im Madrider Zoo Pandazwillinge zur Welt gekommen, am hundertzweiundsechzigsten Tage, und ich war neuntausend Kilometer weit entfernt! Ich konnte frühestens in elf Tagen abreisen; ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte.

Zum Glück war Andrew in Europa; in diesem Augenblick, während ich mit Hanne sprach, wartete er am Ringway-Flughafen in Manchester auf eine Maschine nach Heathrow, wo er das nächste Flugzeug der Iberia nach Madrid zu erwischen hoffte. Sofort ließ ich ihn in Ringway ausrufen; ich erreichte ihn gerade noch, ehe er die Halle verlassen mußte. Wir besprachen alle Einzelheiten, wie die Pandas in der kritischen postnatalen Periode zu behandeln waren. Es fiel mir an diesem Vormittag schwer, mich auf die Falken mit Klumpfuß und laufender Nase zu konzentrieren.

Neugeborene Pandas sind rosa Maden, die in keiner Weise den schwarz-weißen Bärchen ähneln, die man sich gerne vorstellen würde. Im Verhältnis zu anderen Säugetieren sind sie viel kleiner als ihre Eltern, und darin gleichen sie echten Bären, wie etwa dem Eisbär. Sie haben ein spärliches, gleichförmig helles Haarkleid und einen langen Schwanz. Von den Madrider Zwillingen wog der eine knapp 90 Gramm, der andere etwas über 100 Gramm. Von Anfang an war es offensichtlich, daß Shao-Shao den kleineren nicht mochte. Sie schenkte ihre ganze Aufmerksamkeit dem anderen, so daß man beschloß, ihr den Kleinen, der nur 90 Gramm wog, wegzunehmen und im Brutkasten aufzuziehen. Obwohl sich die versammelten spanischen und englischen Tierärzte nach Kräften um ihn bemühten, starb dieser kleine Panda im Alter von zwei Tagen. Andrew brachte Proben seiner Organe nach England, wo die pathologischen Untersuchungen ergaben, daß ein Bakterium eine Lungenentzündung verursacht hatte, derselbe Erreger, der manchmal in Krankenhäusern Epidemien hervorruft und es notwendig macht, die Kinderabteilung vorübergehend zu schließen.

Trotz dieser Enttäuschung bereitete das andere Junge eitel Freude. Shao-Shao pflegte und nährte es mit großer Liebe. Sie schien Milch in Hülle und Fülle zu haben, und das Kerlchen nahm rasch zu. Das Erlebnis der Mutterschaft dämpfte Shao-Shaos Temperament, und sie wurde ihren Ärzten und Wärtern gegenüber viel freundlicher und lenkbarer. Als ich nach meiner Rückkehr aus dem Nahen Osten endlich Gelegenheit hatte, nach Madrid zu reisen, sah alles sehr vielversprechend aus für eine natürliche, ungestörte

Aufzucht des kleinen Pandas. Nach zwei Monaten war er ein richtiger Mini-Panda mit dichtem schwarzweißem Fell und dunklen Augen, die sich gerade erst geöffnet hatten. Das Bäuchlein war rund, und der kleine Kerl zappelte, wenn er auf dem warmen Schoß seiner Mutter lag. Im Fernsehen wurde in spannenden, farbigen Einzelheiten von seinem Tun und Treiben berichtet, aber nichts war atemberaubender, als leise die dicke Holztür von Shao-Shaos Behausung aufzumachen und den immer noch kleinen Panda von vielleicht anderthalb Kilo live zu sehen. *Viva el oso panda de Madrid!*

Drittes Kapitel

Affen-Rätsel

Einem Zoo-Arzt stehen in Notfällen nicht immer eine gutausgerüstete Tierklinik und ein Operationssaal zur Verfügung, wie es in Madrid der Fall ist, und oft komme ich mir wie ein Feldarzt vor, der unter ständigem Beschuß Verwundete betreuen muß. Nur der Fitneß und den natürlichen Genesungskräften freilebender Tiere ist es zu verdanken, daß viele Operationen, die ich bei schlechtem Licht, wenig oder gar keiner Assistenz und mit manchmal improvisierten Instrumenten ausführen mußte, doch ein gutes Ende nahmen. Mit großen Tieren wie Elefanten, Giraffen und Kamelen befaßt man sich im allgemeinen am besten an Ort und Stelle, in ihrem Stall, auf dem Auslauf oder auf freiem Felde. Es wäre selten möglich, nicht einmal wünschbar, solch einen Patienten zu hospitalisieren. Kleinere hingegen können gewöhnlich in ihrem Quartier mit einer Injektion beruhigt und dann in eine Klinik geschafft werden, sofern es eine gibt.

Im Zoo von Chessington wurden in den letzten Jahren unter neuer Leitung viele Veränderungen vorgenommen; so wurden unter anderem ein vortrefflicher Untersuchungsraum und ein Laboratorium eingerichtet. Vom Chessingtoner Zoo wird zwar gesagt, er sei eher ein Rummelplatz, aber er genießt unter Kennern den Ruf, bei der Zucht vieler Tiere, von Seelöwen, Ottern und Lemuren bis zu Bibern, den Rekord zu halten, und viele der dort mit Hingebung arbeitenden Wärter können es mit den Besten in Europa und Amerika aufnehmen. Krankheitsfälle kommen in Chessington seltener vor als in Regents Park, und überholte, altmodische Einrichtungen werden fortlaufend durch neue ersetzt, und zwar mit selbstverdientem Geld, nicht mit staatlichen Zuwendungen. Bevor der Chessingtoner Zoo über eine Tierklinik mit hydraulischem Operationstisch verfügte, mußte ich Operationen auf gleiche Weise vornehmen wie vor fünfundzwanzig Jahren in Manchester im Zoo Bellevue, allerdings ohne eine 22 Kilometer entfernte gutausgerüstete Praxis, wie sie mir damals in Rochdale zur Verfügung stand.

Früher mußte ich in Chessington die Tiere in ihrem Käfig behandeln oder mit einer Küche oder mit dem Büro des Direktors als Ersatzoperationssaal vorlieb nehmen; und häufig blieb nicht die Zeit, den Raum zu säubern, zu desinfizieren und zu wärmen. Man

kann behaupten, auch die gute alte Zeit, die mit der Gründung des britischen staatlichen Gesundheitsdienstes ihr Ende fand — jene Zeit, in der ein Hausarzt den Appendix auf einem geschrubbten Küchentisch entfernte —, habe ihre Vorteile gehabt, doch die Nachteile überwogen um ein beträchtliches. Das gilt auch für die Behandlung von Kleintieren, aber ich gestehe, daß ich, wenn mir keine andere Wahl bleibt, im geheimen in den alten Grundsätzen erfolgreicher Chirurgie schwelge: Fixigkeit, wirksame Betäubung und technisches Können. Sie sind weitaus wertvoller als Apparate, schattenloses Licht, Elektro-Kauterisation, Maske und Handschuhe, obendrein eine Schar hübscher Krankenschwestern, die einem den Schweiß von der Stirn tupfen. Und es ist wichtiger, eine Operation rasch durchzuführen, als sich wegen des Staubes in der Luft und des Mangels an sterilen Tüchern Sorgen zu machen. Wasser, Seife und ein Hautdesinfektionsmittel genügen, wenn die Zeit drängt. Postoperative Infektionen sind nach meinen Erfahrungen sehr selten, und wenn sie vorkommen, bedeuten sie eher ein Ärgernis als eine Lebensgefahr.

Der Kapuzineraffe Cäsar in Chessington hatte eine Gefährtin, die Cleopatra hieß. Als sie trächtig wurde, rechnete der Hauptwärter Chris nicht mit kommenden Schwierigkeiten. Äffinnen gebären gewöhnlich ganz leicht. Ich werde höchstens zweimal im Jahr als Geburtshelfer zugezogen und muß nur alle zwei Jahre einmal einen Kaiserschnitt machen. Zukünftige Affenmütter erhalten sich fit und machen ihre Körperübungen! Als sich die sechsmonatige Trächtigkeit ihrem Ende näherte, achtete Chris bei Cleopatra sorgsam auf die ersten Anzeichen von Wehen. Als erfahrener Affenwärter wußte er, worauf er zu achten hatte: Ausfluß von Wasser, Kontraktionen und das schnelle Erscheinen eines Äffchens. das zuerst wie eine ertrunkene Ratte aussieht. Eine kurze, undramatische Angelegenheit. Höchstwahrscheinlich würde die Geburt nachts stattfinden oder am Tage, wenn er sich gerade zur Toilette begeben hatte.kehrte er dann zurück, um nach Cleopatra zu sehen, so würde sie ihr Kind hegen, nachdem sie die Nabelschnur abgebissen hatte. Vielleicht hatte sie die Plazenta, die dem Jungen schnell folgt, bereits verzehrt.

Aber so vollzog es sich nicht. Eines Morgens in der Frühe erspähte Chris die ersten Kontraktionen. Der Geburtsvorgang hatte offenbar eingesetzt, aber von abgehendem Fruchtwasser war nichts zu sehen. Er wartete eine Stunde, und als sich nichts änderte, rief er mich an.

«Überhaupt kein Ausfluß?» fragte ich.

«Gar keiner», antwortete er.

«Warten Sie noch zwei Stunden ab, aber benachrichtigen Sie mich sofort, wenn eine Blutung eintritt, ohne daß das Junge erscheint.»

Genau zwei Stunden später rief Chris abermals an. «Keine Veränderung», berichtete er. «Regelmäßige Kontraktionen alle sechs bis sieben Minuten. Weder Fruchtwasser noch Blut, und sie benimmt sich, als ob sie nicht die geringsten Sorgen hätte.»

Ich beschloß weiterzuwarten. Es ist ein Fehler, sich bei Tieren allzu früh in den Geburtsvorgang einzumischen. Zu neunundneunzig Prozent bringen sie, besonders die freilebenden Säugetiere, ihre Jungen ohne Hilfe von bohrenden Fingern, Instrumenten oder Arzneien zur Welt. Gar nichts tun, das ist oft die klügste und sicherste Behandlung. Überstürztes Eingreifen kann unzählige Probleme schaffen. Der Trick besteht darin, den Fall, der einmal unter tausend vorkommt, herauszuspüren, nämlich den Fall, der Einmischung erfordert, wenn Mutter und Kind in Gefahr sind. Chris' sorgfältige Beobachtung und meine Kenntnisse von Affen bewogen mich, mit dem Eingreifen noch länger zuzuwarten.

Der Tag verging, ohne daß sich bei Cleo eine Veränderung ergab, weder zum Guten noch zum Schlechten. Am Abend mußte ich wieder eine Entscheidung treffen: den Dingen über Nacht ihren Lauf lassen und Chris bitten, bei der Äffin zu wachen, oder eingreifen. Es ist nicht leicht, die Absichten der Natur zu erraten, und wenn ein totgeborenes Kind schon schlimm genug ist, so ist eine tote Mutter herzerreißend. Nichtsdestoweniger verlangt eine aufgeklärte Zooleitung, daß Tiere wie Lebewesen behandelt werden, nicht wie Maschinen. Im allgemeinen ist ein Gebärmutterhals, der sich beizeiten entspannt, einem verkrampften vorzuziehen. Die natürlich verlaufende Geburt läßt dem Körper Zeit, sich anzupassen, und reduziert Traumata aufs geringste Maß. Da Cleo keinerlei Anzeichen von Schmerzen. Unbehagen, Erkrankung oder Ausfluß verriet, sagte ich Chris, er solle nach Hause gehen und mich gleich morgen früh vom Zoo aus anrufen. Das Telefon klingelte um halb acht.

«Es ist alles ziemlich genauso wie gestern. Kein Ausfluß, aber die Kontraktionen sind sehr schwach und zeitlich weit auseinanderliegend.»

Der Affenwärter war aufgeregt. «Cleo ist jetzt schon seit vierundzwanzig Stunden soweit.»

Es gibt keine festen Regeln in dieser Beziehung, aber vierundzwanzig Stunden lang Wehen im zweiten Stadium sind die

Grenze, was Affen betrifft. Jetzt mußte ich eingreifen. Ich aß meine Frühstücksbrote, während ich im Stoßverkehr die dreißig Kilometer von meinem Haus bei Bagshot nach Chessington zurücklegte. Wie üblich benutzte ich die Fahrzeit dazu, alle vor mir liegenden Möglichkeiten im Geist durchzugehen. Ich dachte an frühere Schwierigkeiten bei gebärenden Affen zurück und überlegte Besonderheiten, die Kapuziner betrafen. Anatomie? Physiologie? Betäubungsmittel? Ich stellte eine Liste der Instrumente auf, die ich brauchen würde. Was für Medikamente waren in der Zoo-Apotheke vorrätig? Was hatte ich selbst in meiner Tasche? Als ich in den Zoo-Eingang einbog, hatte ich alles in Gedanken erprobt. Die eigentliche Vorstellung würde nur eine praktische Wiederholung sein.

Cleo saß ruhig in einem Winkel des Kapuzineraffenhauses, ihre Hände waren über dem dicken Bauch gefaltet. Ihr Fell glänzte schwarz mit Ausnahme einer silberweißen Tonsur über ihrem Gesicht, das wie bei allen Kapuzineraffen einen verwunderten Ausdruck hatte. Sie hob die Augen und fixierte mich mit entblößten Zähnen an, als ich die schwachen Kontraktionen in ihrem Unterleib beobachtete. Sie preßte überhaupt nicht. Die Gebärmuttermuskeln waren ermüdet von den Anstrengungen, das widerstrebende Junge auszustoßen. Ich mußte sie sofort narkotisieren. Chris fing sie mühelos mit einem großen Schmetterlingsnetz ein und hielt sie dann mit auf den Rücken gedrehten Armen in einem Nelsonsgriff fest, derweil ich ihr einen halben Kubikzentimeter Ketaminlösung in die Hüfte injizierte. Zwei Minuten später war sie bewußtlos, und ich desinfizierte meine Hände, um Cleo innerlich zu untersuchen. Wie ich erwartet hatte, war der Gebärmutterhals kaum erweitert. Mit der Spitze meines kleinen Fingers fühlte ich die unversehrte Fruchtwasserblase. Als ich Cleos Bauch abhorchte, hörte ich deutlich zweierlei Herzschläge, den schnellen der Mutter und den noch schnelleren, aber ganz normalen des Kindes. Da gab es nur eine Maßnahme: Kaiserschnitt. Ich mußte ihn sogleich im alten Quarantäneraum vornehmen. Bald darauf lag Cleo auf einem Plastiktuch, mit dem wir einen zur Futterzubereitung dienenden Holztisch bedeckt hatten. Ein neben mir stehender Wärter hielt die Stahlschale mit Skalpell, Zange, Scheren, Nadeln und Nahtmaterial, alles beleuchtet von der Neonröhre in der Decke.

Nachdem ich die Narkose mit einer zweiten Injektion verstärkt hatte, band ich Cleos Glieder an den vier Tischbeinen fest. Dann wusch ich ihren Bauch mit Wasser und einem Desinfektionsmittel. Zum Schrubben benutzte ich den Ausguß in der Quarantäneküche,

und da keine sterilen Handtücher vorhanden waren, operierte ich lieber mit feuchten Händen und Armen. Ein Schnitt mit dem Skalpell zerteilte Haut, Muskeln und Bauchfell. Die hellblaue Masse der Gebärmutter trat hervor. Ich wählte eine Stelle über dem Kopf des Fötus und setzte sorgfältig einen Schnitt in die Gebärmutterwand. Dann nahm ich den kleinen Schädel zwischen Finger und Daumen, zog das Affchen heraus und löste die Plazenta ab. Die Gebärmutter fiel schon zusammen, während ich das Kleine mit den Händen massierte und Nase und Mund vom Schleim befreite. Es reagierte, indem es zappelte und das Gesicht verzog. Ich band die Nabelschnur ab, zerschnitt sie und übergab Chris das Affchen. Mit einer runden Nadel und Katgut vernähte ich mit ganz feinen, wasserdichten Stichen den Gebärmutterschnitt. Nicht mehr als ein Salzlöffel voll Blut war geflossen. Hierauf mußten die Muskeln zusammengenäht werden. Dabei ist es wichtig, gleichzeitig das Bauchfell zu schließen; die letzten Stiche sind schwierig anzubringen — beim Operieren so kleiner Geschöpfe sei Gott gedankt für kleine Hände! Zum Schluß nähte ich die Haut für sich mit einem Kunstfaserfaden zusammen. In zwölf Minuten war alles überstanden.

Als Cleo aus der Betäubung erwachte, lag ihr Kind lustig quiekend in einer Schuhschachtel unter einer Infrarotlampe. Später stellte sich heraus, daß Cleo nicht genug Milch hatte für ihr Kind, das passenderweise den Namen Mark Antonius erhielt. Der Wärter zog es bei sich zu Hause mit Säuglingsnahrung auf, bis es endlich seinen Eltern und der übrigen Kapuzinerherde zugeführt werden konnte. Mark Antonius ist immer noch im Zoo von Chessington, ein prächtiges Exemplar seiner Gattung und keineswegs benachteiligt durch seine verzögerte und wenig versprechende Ankunft in der Welt.

Es war keine schwierige oder einzigartige Operation, und Kapuzineraffen sind keine seltene Tierart im Vergleich zu Superstars wie Pandas und Paradiesvögel; aber wenn ich ihm bei meiner wöchentlichen Inspektion zusehe, wie er den Zoobesuchern Gesichter schneidet oder sich gewandt von Ast zu Ast schwingt, fühle ich im geheimen eine große Freude, die der wahre, unübertreffliche Lohn eines Veterinärs ist, der sich den Tieren der Wildnis widmet.

Einige exotische Geschöpfe, zum Beispiel Goldhamster, Rennmäuse, Wellensittiche, eignen sich sehr gut für ein Dasein als Haustier. Aber die meisten eignen sich nicht dazu, von einem Privatbesitzer

gehalten zu werden, und es ist ein Glück, daß sich die Zahl der Leute, die in ihrem Garten Löwen oder in ihrem Badezimmer Krokodile aufziehen, in Großbritannien durch gesetzliche Regelung vermindert hat. In anderen Ländern ist es nicht so, dort können reiche Exzentriker oder Protzen immer noch ihrer Leidenschaft für seltene Geschöpfe frönen. Vor kurzem sah ich einen jungen Löwen, den ein bekannter Sänger dem König von Spanien geschenkt hat. Dieser Sänger mag denken, er verstehe etwas vom Singen, aber er kann nicht viele graue Gehirnzellen benutzt haben, als er ein kostbares Geschenk für König Juan Carlos aussuchte. Wo stellte er sich eigentlich vor, könnte der König ein solches Tier halten? Natürlich landete es im Madrider Zoo, wo es in einem Quarantäne-Käfig sitzt, während sich jedermann (außer dem Sänger) um seine Zukunft Sorgen macht. Wie es einer bereits etablierten und harmonischen sozialen Gruppe eingliedern? Sollte man es allein lassen, um die unumgänglichen und manchmal tödlichen Kämpfe zu vermeiden? Kein erfreulicher Gedanke. Aber Menschen wie die Stars des Schaugeschäfts mit ihren großen Gesten und ihrer Publizitätssucht brauchen sich wegen derartiger Angelegenheiten keine Sorgen zu machen. Nur dem Löwen, dem Zoodirektor und dem Tierarzt bleibt es schließlich überlassen, sich mit den praktischen Fragen herumzuschlagen, nachdem die Pressefotografen und die Radio- und Fernsehreporter das letzte Glas Champagner hinter die Binde gegossen und das letzte kostenlose Kaviarbrötchen verschluckt haben.

Im Nahen Osten ist es noch schlimmer. In El-Ain werden unerwünschte, ganz und gar unerwartete Tiergeschenke von den Scheichs, die sie erhalten haben, an den Zoo weitergegeben, gewöhnlich ohne Vorankündigung, fast jede Woche. Tigerwelpen, Leoparden, Strauße, Affen, Greifvögel — den unwissenden Reichen von unwissenden Reichen geschenkt — landen in Notbehaltungen hinter den Kulissen. Wir tun diese lebenden Geschenke nie ab, wir fluchen nur, knirschen mit den Zähnen und suchen verzweifelt einen Aufenthaltsort für die verstörten Tiere.

Primaten sind als Haustiere ganz entschieden nicht zu empfehlen, obwohl es seltene Ausnahmen gibt. Eine solche Ausnahme ist der Kapuziner Cappy, der in Manchester lebt. Ich lernte das Kerlchen 1974 kennen, als es zweieinhalb Jahre alt und soeben von der Familie Bunting gekauft worden war. Er wurde sofort — und wird es immer noch — liebevoll gepflegt und galt als Familienmitglied

ebenso wie die Menschen — und der Hund. Nur das Beste war für Cappy gut genug; er verlangte und bekam alles, was sich ein Kapuzineraffe, der sich für einen Menschen hält, nur wünschen kann, und sein Quartier in der Küche war der Mittelpunkt im Alltagsleben der Familie Bunting. Cappy Bunting war der Herr in seinem Haus, und er genoß das weidlich.

Etwa ein Jahr nach seiner Ankunft rief mich Frau Bunting an und berichtete, sie Sorge sich um den kleinen Kapuziner. Wenn er seinen Käfig verlassen und frei herumlaufen durfte, setzte er sich nicht mehr wie sonst an den Kamin, um fernzusehen, und striegelte auch nicht mehr den Hund, sondern verbrachte lange Zeit in der Waschküche, um aus dem Kaltwasserhahn zu trinken. Außerdem erbrach er sich häufig und magerte ab. Ich ging hin, um ihn zu untersuchen. Cappy wußte ganz genau, wer zur Familie gehörte und wer nicht. Tierärzte gehörten gewiß nicht dazu, und ich wurde heftig gescholten, während er auf dem Schoß seines Frauchens saß und ich seine Brust abhorchte und seinen Bauch befühlte. Er zerrte an meinem Ophthalmoskop, als ich seine Augen betrachtete, die zum Glück klar und gesund waren. Ich hegte nämlich einen wachsenden Verdacht in bezug auf Cappys Gesundheitsstörung. Mit einem Teststreifen berührte ich seinen Penis. Das Papier wurde sofort blau und zeigte Zucker an. Cappy war, wie ich vermutet hatte, ein Diabetiker.

Diabetes ist nicht ungewöhnlich bei Tieren der Wildnis; ich habe schon bei Kamelen, Känguruhs, verschiedenen Katzen- und Bärenarten erhöhten Blutzuckerspiegel festgestellt. Kommt er bei gefangenen Tieren vor, so ist er meines Erachtens auf falsche Ernährung zurückzuführen, besonders wenn sie mit der Flasche aufgezogen werden. Es könnte daran liegen, daß die Flaschenmilch zuviel Zucker oder Eiweiß enthält. Was die genaue Ursache auch sein mag, die Folgen sind manchmal katastrophal; unter Umständen erblindet das Tier. Als Jungaffe hatte Cappy an Knochenschwäche gelitten, und damit er die verordnete Medizin einnahm, hatte man wochenlang jeden Tag Zucker hineingemischt. Durchaus möglich, daß der Diabetes davon herrührte.

Wie nun einen zuckerkranken Affen behandeln? Zumal einen Affen, der Süßes liebte und große Mengen von Weintrauben, Rosinen und Pfirsichen zu sich nahm, und für den Frau Bunting kleine Kekse buk, bei Tisch die goldbraune Kruste des Reisauflaufs reservierte und als sonntägliche Delikatesse weiche Bonbons oder Toblerone-Schokolade kaufte? Insulin-Injektionen wirken bei

Tieren ebenso gut wie bei Menschen; aber es war damit zu rechnen, daß sich Cappy gegen den täglichen Stich mit der Nadel verwahren würde. Mit seinen zweieinhalb Jahren hatte er schon einen muskulösen Körper und gefährliche Zähne. Niemand hatte Lust, sich mit ihm anzulegen, wenn ihm etwas nicht paßte. Obwohl er ein richtiger Leuteschinder war, wurde er von allen Familienmitgliedern heiß geliebt, vielleicht mit Ausnahme des langmütigen Hundes. Alle waren verstört wegen meiner Diagnose, jedoch entschlossen, alles zu tun, was zur Bekämpfung der Zuckerkrankheit notwendig war.

Viele Tierbesitzer haben einfach nicht die Willenskraft, ihren Liebling einer vorgeschriebenen Diät auszusetzen. Sie «vergessen», daß ihr fettsüchtiger, herzkranker Köter strenge Abmagerungsdiät einhalten müßte, und jeden Abend vor dem Zubettgehen wird ihm etwas Leckeres zugesteckt. Sie sehen nichts Böses darin, wenn sie ihrem an Durchfall leidenden Papagei, der nur Joghurt und ein Medikament erhalten darf (was ihm gar nicht zuzusagen scheint, nach seinen giftigen Blicken zu urteilen), heimlich eine Mandarinscheibe verabreichen, um sich gut mit ihm zu stellen. Daß derlei Leichtsinnigkeiten im Zoo nicht vorkommen, brauche ich wohl nicht anzumerken. Die Familie Bunting erwies sich überraschenderweise als ebenso vernünftig wie die Profis und hielt die Cappy verordnete Diät strikt ein. Keine süßen Früchte, keine Schokolade oder Kekse, kein Zucker. Cappy durfte nur Fleisch, Hundenahrung aus der Büchse, Eier, Käse und Gemüse zu fressen bekommen. Die einzige Frucht, die ich erlaubte, war eine kleine Tomate. Ich glaube nicht, daß die Buntings auch nur ein einziges Mal schummelten.

Es gibt antidiabetisch wirkende Pharmaka, die, oral verabreicht, bei Menschen den Blutzucker abfallen lassen, bei anderen Lebewesen jedoch nicht, mit Ausnahme der Herrentiere, wie man sich leicht vorstellen kann. Ich beschloß, es bei Cappy mit Tolbutamid, einem Sulfonylharnstoff, zu versuchen. Es mußte allerdings eine Dosis gefunden werden, die im Verein mit Cappys Diät gerade genügte, seinen Urin von Zucker freizuhalten. Ich versorgte Frau Bunting mit Teststreifen und schärfte ihr ein, Cappys Urin zweimal täglich zu untersuchen. Sie sollte die Tablettendosis solange verändern, bis sich die Teststreifen nicht mehr blau verfärbten. Binnen einer Woche hatte Frau Bunting die optimale Dosierung herausgefunden, worauf ich sie anwies, die Probe nur noch einmal wöchentlich vorzunehmen, da es möglich war, daß der Affe im Verlauf der Zeit mehr oder weniger Tolbutamid brauchte.

Die Veränderung, die sich mit Cappy vollzog, war geradezu dramatisch. Durst und Erbrechen verschwanden, und er nahm zu. Die Behandlung und die Diät wurden fortgesetzt, und er entwickelte sich zu einem sonst gesunden, kräftigen Kapuzineraffen. Jetzt, neun Jahre später, ist er immer noch ein strammer Bursche, bei dem sich nicht die geringsten Diabetes-Komplikationen zeigen. Frau Bunting ist Fachkennerin in der Behandlung eines diabetischen Affen, und Cappy weiß wahrscheinlich, daß er kein besseres Heim haben könnte.

Einige Jahre bevor Cappy auf dem Schauplatz erschien, lernte ich ein anderes Haustier kennen, das in einer ganz anderen Umgebung gehalten wurde. Es war Eigentum eines Medizinprofessors der Universität Manchester. Warum er sich dieses Tier hielt, werde ich nie erfahren; denn eines Tages erlag der Professor plötzlich einem Herzinfarkt, und die Polizei trug mir auf, so rasch wie möglich in sein Haus zu kommen und etwas zu tun wegen eines «verdammten großen Affen», der dort im oberen Stock in einem Zimmer eingesperrt war und die Leute vom Bestattungsinstitut terrorisierte, die den Leichnam aufbahren wollten.

Er drohte offenbar, die Wände einzuschlagen und die Decke zum Einsturz zu bringen.

Der Professor hatte allein in Fallowfield gelebt; sein viktorianisches Haus war düster, angefüllt mit verstaubten Bücherregalen und abgenutzten Polstermöbeln. Es roch hier nach Feuchtigkeit, Lakritzenpastillen und Pfeifentabak. Auf einem Tisch in der Diele stand ein Glasgefäß, das eine in Spiritus eingelegte, von einer schwarzen Frau stammende Brust mit grotesker Krebsgeschwulst enthielt. Die verblaßte Aufschrift lautete: «Gabun 7/1/19.»

Einer der Leichenbestatter kam mir in der Diele entgegen und führte mich hinauf. Schon auf der Treppe konnte ich den Radau hören. Oben mußte ein Aufruhr stattfinden, eine Meuterei oder eine Keilerei im Biergarten. Geheul, Gedonner und Krachen rissen nicht ab. Auf dem Treppenabsatz, der von einer Birne unter einem spinnwebumwölkten roten Lampenschirm matt erhellt wurde, betrachtete ich die Tür, hinter der das Getöse erscholl. Auf der Schwelle des Nebenzimmers stand ein anderer Leichenbestatter, der nach Formalin roch und ein Gesicht machte, als hätte er ein Gespenst gesehen.

«Bestimmt wird die Bestie ausbrechen», sagte er verstört, «Sie

sollten schleunigst etwas tun, Freundchen, sonst geschieht ein Unglück.»

«Hat der Verstorbene keine Verwandten?» fragte ich. Die Bestie schlug jetzt an die Tür, und vom Rahmen wirbelte Staub auf.

«Gar keine, der Professor lebte allein. Das Biest da ausgenommen.»

«Haben Sie eine Ahnung, was für ein Tier es ist?»

«Ein riesiger Gorilla, würde ich meinen.»

Mir sträubten sich die Haare im Nacken. Ja, das Tier vollführte einen Lärm, als wäre es wirklich ein riesiger Gorilla; aber ich mußte die Tür öffnen, um es mit einer Narkosepistole zu betäuben.

«Machen Sie nur weiter mit Ihrer Arbeit», sagte ich zu den beiden Leichenbestattern. «Ich werde mit dieser Sache schon fertig werden und brauche keine Hilfe.»

Die beiden zogen sich zurück und schlossen die Tür so nachdrücklich, daß ich das Gefühl hatte, eine Gestalt aus Edgar Allan Poes Erzählung «Der Doppelmord in der Rue Morgue» zu sein. Im Schloß der anderen Tür, hinter der der «Gorilla» tobte, stak kein Schlüssel. Ich bückte mich und spähte durch das Schlüsselloch. Ich konnte nur die abblätternde Tapete an der gegenüberliegenden Wand sehen. Vorsichtig drehte ich den Knopf und drückte sacht gegen die Tür — sie war abgeschlossen. Es war kaum anzunehmen, daß sich das Tier von innen selbst eingesperrt hatte. Der Schlüssel mußte irgendwo auf dieser Seite sein. Auf dem Treppenabsatz war er nicht zu finden. Ich klopfte an die Nebentür. «Ist bei Ihnen ein Schlüssel?» rief ich laut, um den Lärm zu übertönen. «Nein, hier ist keiner», lautete die kaum vernehmbare Antwort.

Das Tier schlug mit einem Stück Holz auf den Fußboden, wie mir schien, genau im Takt des Todesmarsches aus «Saul».

Nach seinen Schritten und Lauten zu urteilen, hielt ich es nicht für einen Gorilla; es mußte kleiner sein, vielleicht ein Schimpanse oder ein Pavian, die beide recht gefährlich sein können, wenn sie in Wut geraten. Ein Schimpanse ist so stark wie sechs ausgewachsene Männer und hat einen ebenso bösen Biß wie ein Bullenbeißer. Der Pavian kann es mit einem Löwen aufnehmen und rückt sogar gegen Gewehrfeuer vor. Meine Güte, dachte ich, als ich zu meinem Wagen ging, um meine Tasche zu holen und irgend etwas, mit dem sich die Tür öffnen ließ; kein Wunder, daß hier kein Polizist ist. Hätte es sich um einen Gangster oder einen Amokläufer mit Messer gehandelt, so wäre die ganze Gegend von Polizisten überlaufen gewesen. So aber hatte die Polizei mir den Schwarzen Peter zugeschoben, und jetzt

war ich mir selbst überlassen und kam mir vor, als hätte ich es mit King Kong zu tun.

Mein Gepäckraum enthielt allerlei Werkzeug, darunter mehrere Stahlmeißel und einen Holzhammer, mit dem ich vor vielen Jahren im Zoo Bellevue bei dem Elefantenweibchen Mary einen Stoßzahn entfernt hatte. Damit konnte ich ein Schloß ohne weiteres zertrümmern. Überhaupt sah meine Sammlung von außergewöhnlichen tierärztlichen Geräten nicht gerade vertrauenserrückend aus — Stahldraht mit Griffen, mit dem sich ein Bein in Sekundenschnelle amputieren ließ, ein pistolenähnliches Ding zum Verabreichen von Tabletten an große Säugetiere, das aussah wie ein Baseballschläger mit metallendem Ende, sowie etliche scharfe Messer, Feilen und Klammern. Man hätte es verständlich finden können, wenn ein Polizist beim Anblick dieser anröchigen Dinge gebrummt hätte: «Soso, was haben wir denn hier? Lauter Einbrecherwerkzeug?» — «Nein, nein das stimmt nicht. Hiermit extrahiere ich zum Beispiel Elefantenzähne.» — «Hohoho! Auch noch betrunken? Kommen Sie mal mit aufs Revier.» So was könnte sich abspielen, wenn ich nach einem Notfall mit blutbefleckten Kleidern von einem neugierigen Hüter der Ordnung angehalten würde.

Ich füllte eine Spritze mit dem schnellstwirkenden Betäubungsmittel, das mir zur Verfügung stand — Suxamethon — und knauserte nicht mit der Dosis, für den Fall einer Überraschung. Medizinprofessoren, die vor dem Krieg in Gabun gewesen waren, konnten schließlich ein «fehlendes Glied» aus der Evolutionskette mitgebracht haben! Auf dem Rückweg zum Haus blickte ich zu dem Fenster hinauf, hinter dem vermutlich das fragliche Zimmer war. Die Innenseite der Scheibe war ganz bedeckt von einem rostigen Eisengitter. Als ich oben auf dem Treppenabsatz ankam, wurde die Tür des Zimmers, in dem der Verstorbene lag, spaltbreit geöffnet, und zwei Augenpaare spähten vorsichtig hinaus. «Haben Sie es erledigt?»

«Noch nicht. Ich mußte erst meine Sachen holen. Machen Sie ruhig weiter.»

Die Tür wurde hastig geschlossen. Weder gab ich mich Illusionen über mich selbst in einer Starsky- und Hutch-Rolle hin, noch bildete ich mir ein, etwas von einem Kojak an mir zu haben (obwohl sich eine Glatze zu bilden begann), aber es schien mir doch, daß die bewährte Art des amerikanischen Detektivs, der die Tür aufsprengt, sich mit gespreizten Beinen duckt und die Pistole mit beiden

Händen hält, wenigstens einen Versuch lohnen könnte. Dann hatte ich den Vorteil der Überraschung, der fehlen würde, wenn ich mich mit Meißeln abgab. Stürmte «es» dann heraus, wollte ich ihm den fliegenden Pfeil direkt in Brust oder Bauch bohren.

Ich prüfte die Narkosepistole, vergewisserte mich, daß sie entsichert war und ging im Geist alle Bewegungen in Zeitlupe durch. Jetzt war ich bereit für einen stilvollen Auftritt. Der Schweiß perlte mir auf der Stirn, aber nicht, weil mir heiß war. Ich atmete tief ein, hob den rechten Fuß und schwang ihn vorwärts, so daß der Absatz die Tür gerade unter dem Knopf traf. Die Tür zitterte, der Knopf sprang ab, aber die Tür nicht auf. Ich wiederholte den Angriff — vergeblich.

Das war's fürs erste. Die schwere Holztür hatte ein sehr solides Schloß. Der Lärm im Zimmer ging unangefochten weiter. Gereizt hob ich den Türknapf auf, fingerte herum und brachte es endlich fertig, ihn wieder in den Achszapfen einzusetzen. Ich mußte tatsächlich meißeln. Meinen längsten Meißel bohrte ich in die Ritze zwischen Tür und Rahmen neben dem Knopf und bearbeitete ihn so kräftig mit dem Holzhammer wie ich konnte. Das Geschöpf auf der anderen Seite beteiligte sich. Zwischen meinen Hammerschlägen klopfte es zurück. Nun gut, da wir beide so emsig am Werk waren, mußte die Sache ja klappen. Mit splitterndem Knacken gab das Schloß plötzlich nach, und ich hörte es drinnen zu Boden fallen. Dann ein metallisches Knirschen, als es aufgehoben wurde, und ein Knall verriet mir, daß es an eine Wand geschmettert wurde. Die Tür, die zum Glück immer noch standhielt, mußte sich nun öffnen lassen. Ich erprobte sie, indem ich mit pochendem Herzen den Knopf herumdrehte und ganz vorsichtig dagegen drückte. Sie öffnete sich um einen Zentimeter.

Rasch zog ich sie wieder zu und hing an dem Knopf wie ums liebe Leben, während ich mir alle Kriminalfilme in Erinnerung rief, die ich gesehen hatte, ähnlich wie ein Ertrinkender sein ganzes Leben an sich vorüberziehen sieht. Wie spielte es sich doch ab? Nachdem man den Knopf gedreht hat, die Tür blitzschnell mit der linken Hand aufstoßen und sich ebenso schnell an die Wand des Treppenabsatzes pressen, die Waffe in der Rechten. Dann um die Türöffnung herumschielen und losballern.

Nach diesem Muster ging ich vor. Die Tür flog auf, und ich drückte mich flach an die Wand. Im selben Augenblick schoß eine braune Fellmasse auf den Treppenabsatz heraus. Unter diabolischem Geschrei sprang sie mit fliegenden Armen und Beinen aufs

Treppengeländer. Ich schwang die Pistole herum und zielte auf das Geschöpf.

Vor mir hockte das Zerrbild eines Makaken. Ein orangefarbenes, blindes Auge quoll aus der Höhle hervor, in der offenen Schnauze bleckten lange, braune, verunstaltete Zähne, der Bauch war geschwollen und haarlos, und die Zehennägel waren so verwachsen, daß sie sich zu Korkenziehern wanden. Trotzdem sah das Tier immer noch ungeheuerlich stark aus — ein Muskelpaket, das mich mit einer Mischung von Furcht und Haß anlotzte. Ich wich zur Seite, um dem Abprall der Spritze zu entgehen, und drückte ab. In derselben Sekunde stürzte sich der Affe auf die Tür, hinter der die Leichenbestatter arbeiteten. Er zerrte an dem Türknapf und sauste hinein. Meine Spritze bohrte sich in die Wand hinter dem Treppengeländer, und Gips rieselte die Treppe hinunter.

Jetzt kamen die Schreie aus Menschenmund. Aus der Totenkammer rasten die Leichenbestatter wie vom grimmigen Knochenmann gejagt. «Großer Gott, es ist auf uns aus! Was ist bloß schiefgegangen?» riefen sie durcheinander. Sie rannten die Treppe hinunter. Der Affe verfolgte sie nicht, von ihm war nichts zu sehen. Entsetzt lief ich zu der Tür, knallte sie zu und lauschte atemlos. Der Affe verhielt sich still, nachdem er das Zimmer seines Herrn betreten hatte, ebenso still wie der Leichnam.

Ich ging zu meinem Wagen, um eine neue Spritze zu laden. Die Leichenbestatter standen auf dem Bürgersteig und rauchten nervös eine Zigarette. «Machen Sie es diesmal richtig, Freundchen», sagte der eine, und der andere fügte hinzu: «Will ich hoffen.»

Es war immer noch nichts zu hören, als ich zum drittenmal auf dem Treppenabsatz Posten bezog. Ich riß die Tür auf und wich zur Seite. Nichts kam heraus. Ganz, ganz vorsichtig äugte ich, die Pistole im Anschlag, um die Ecke. Es war das Schlafzimmer des Professors. Ein Messingbett mit vergilbten Leintüchern, ein marmorner Waschtisch mit Porzellanschüssel, ein Nachttisch, vollbeladen mit alten Exemplaren der medizinischen Zeitschrift «Lancet», und ein schwerer Mahagonischrank. Am Fuß des Bettes stand auf einem Bock ein Sarg; darin lag der Leichnam eines alten Mannes unter einem Tuch; nur das blaugraue Gesicht war zu sehen. Auf den Schienbeinen des Toten saß der Makake, er blinzelte mich gleichgültig an. Wut und Furcht waren aus dem Gesicht des Affen verschwunden. Sehr zart, mit zwei Fingern streichelte er die kalten Knie seines Herrn. Ich hob die Pistole und drückte ab. Der Pfeil traf ihn in die Hüfte. Er wimmerte kurz, schnappte einmal nach dem

eingebetteten Pfeil und fuhr dann fort, den Toten zu streicheln. Zehn Sekunden später sackte er lautlos zusammen. Ich ging hinüber und hob ihn aus dem Sarg. Requiescat in pace, beide, dachte ich.

Der Makake war in einem entsetzlichen Zustand. In der Augenhöhle hatte er einen Tumor, er litt an Vitaminmangel, an einer Hernie und an Zahn- und Zahnfleischerkrankungen. Er war auch sehr alt. Man konnte nichts für ihn tun, und es gab sicher keinen Menschen, der ihn hätte haben wollen. Ich schläfernte ihn mit der Überdosis eines Barbiturats ein.

Ehe ich das Haus verließ, ging ich in das Zimmer, das der Makake bewohnt hatte. Es bot einen fürchterlichen Anblick. Das ehemalige Schlafzimmer war ein einziges Tohuwabohu. Ein bis auf die Federn zertrümmertes Bett, ein zerstückelter Schrank, ein Toilettentisch, dessen Spiegel fehlte, bedeckt mit Exkrementen, die nicht nur von Tagen, sondern von Jahren herrührten. Holztrümmer, rostiges Metall und vertrocknetes, schimmliges und verfaultes, von Maden wimmelndes Futter lagen überall herum. Ich habe noch nie eine so verwahrloste, stinkende Wohnstätte gesehen. Jahrelang war sie nicht gereinigt worden. Wie ein Mediziner ein Tier so halten konnte, werde ich niemals verstehen. Wahrscheinlich liebte er es. Bestimmt liebte es ihn. Aber... die Antwort ist mit beiden begraben worden.

Als ich mit dem toten Makaken im Arm aus dem Hause trat, wichen die Leichenbestatter zurück. «Himmel, was für ein scheußliches Ungeheuer!» rief der eine und rümpfte die Nase. «Geschieht ihm ganz recht», sagte der andere.

Beide irrten gewaltig, und mich stimmte die ganze Angelegenheit seltsam traurig.

Viertes Kapitel

Kim, der Schwertwal

Die rundliche, kleine alte Dame war gekleidet wie eine französische Nonne ums Jahr 1880, ganz in Schwarz von der Spitze ihrer Haube bis zu den abgetretenen Knopfstiefeln. Sie roch leicht nach Seife, Lavendel und Mottenkugeln, als sie mit verschränkten Händen und tonlos sich bewegenden Lippen vor dem verblaßten braunen Kupferlichtdruck eines düsteren Mannes im Mönchsgewand stand, der ein Doppelgänger von Rasputin hätte sein können.

Ihre Augen waren starr auf die des Mannes gerichtet. Hinter der alten Dame war ein Schreibtisch, auf dem eine andere Fotografie lag, die entschieden jüngeren Datums war. Sie zeigte einen großen, glänzenden Schwertwal, aufgenommen in dem Augenblick, wo der drei Tonnen schwere Körper, umglitzert von Wassertropfen, den Gipfelpunkt eines fröhlichen Sprunges erreichte.

Die Dame — ihren Namen erfuhr ich nie, ich war nur angewiesen worden, sie mit «Soeur» anzureden — ließ von ihrer Betrachtung ab und wandte sich mir zu. Ein reizendes Lächeln erhellte ihr Gesicht. «Alles wird gut werden», sagte sie auf französisch.

Ich empfand Erleichterung, fast Freude. Meinem Begleiter erging es ebenso, wie er mir später sagte. «Was ist die Ursache Ihrer Sorgen?» fragte ich.

Die Schwester schien die richtigen Worte zu suchen. «Ich verstehe nichts von Medizin. Das ist natürlich nicht unser Gebiet.»

«Aber können Sie uns nicht etwas Näheres sagen?»

«Ja.» Sie blickte wieder auf den bärtigen Mann an der Wand. «Pater Antoine meint, zwischen Magen und Darm sei ein Gitter.»

«Was für ein Gitter?»

«Das kann ich nicht sagen — nur, daß es den Tod herbeiführt, wenn es nicht herausgenommen wird.»

«Wie das? Sagt der Pater auch etwas über die Behandlung?»

Die Schwester ergriff meine Hand und drückte sie tröstend. «Leider nicht. Sie verstehen doch, nicht wahr, Wale haben *comme d'habitude* nichts mit unserer geistlichen Arbeit hier zu tun.»

«Natürlich, Schwester, Sie waren sehr liebenswürdig. Das wäre also alles, was Sie uns sagen können?»

Unvermittelt fuhr die alte Dame herum, als ob sie von der Gestalt auf dem Kupferlichtdruck gerufen worden wäre. Minutenlang nahm sie ihre Haltung hingerissener Aufmerksamkeit wieder an und

schaute in die bannenden Augen. Dann drehte sie sich zu mir um. «Doch, noch etwas sagt uns Pater Antoine. Der Wal wird von *Ihnen* gesund gemacht werden — er hat das Gefühl, daß Sie der einzige Mensch sind, der das kann.» Sie streckte den Zeigefinger aus. «Es wird in zwei Stunden geschehen, und Sie werden drei Dinge benutzen!» Hierauf hob sie die Hände und zuckte die Schultern. «Mehr kann ich nicht tun, Monsieur.»

Wir bedankten uns bei ihr, gaben ihr, wie wir angewiesen worden waren, einen mit französischen Francs vollgestopften Umschlag und gingen wieder hinaus in die Welt mit ihrem hellen Maisonnenschein, dem Geruch nach Croissants, frischgewaschenem Pflaster und Gaststätten, die eben gelüftet wurden, bevor die ersten Morgengäste erschienen. Ich fühlte mich geistig gelähmt, aber seelisch erstaunlicherweise glücklich. Vielleicht würde doch noch alles gut werden.

Wir mußten schon halbwegs nach Antibes gefahren sein, jeder tief in Gedanken versunken, als Michael Riddell fragte: «Nun, was halten Sie davon? Ein Gitter, zwei Stunden und drei Dinge? Gibt es überhaupt ein Gitter in anatomischem Sinne?»

«Eigentlich nicht», antwortete ich. «Aber man könnte den Pförtner, die Mündung des Magens in den Dünndarm, die einem Ventil ähnlich ist, vielleicht als Gitter bezeichnen. Oder auch den Schließmuskel am Ende des Gallenkanals.»

«Was werden Sie nun tun, Herr Doktor?»

Ich betrachtete eine Weile die Meereswellen, die sich am Kiesufer hinter der Eisenbahnlinie brachen. Wir fuhren zum Delphinarium an der Côte d'Azur. «Ich glaube, ich werde um elf Uhr — das ist die von ihr genannte Zeit — in mein Zimmer im Tananarive gehen und auf eine Inspiration hinsichtlich der drei Dinge warten.»

Jeder andere außer Michael Riddell hätte sich krankgelacht oder wäre umgekehrt, um mich zum nächsten Psychiater zu bringen. «Guter Gedanke», antwortete er ruhig. «Irgendwie bin ich jetzt überzeugt, daß wir den Wal retten werden.»

Als ich im Hotel Tananarive auf meinem Bett lag und draußen der Küstenverkehr vorbeiknatterte, versuchte ich vergeblich, meinen Kopf zu einem leeren Gefäß zu machen, damit er sich mit esoterischen Perlen füllen konnte. Es war mir unmöglich, mich von einer Stunde auf die andere in einen Anhänger des geheimnisvollen Kults der Sœur zu verwandeln. Zweifel und Verzweiflung bedrängten mich. Dazu war es also gekommen, dachte ich. Nachdem ich die orthodoxen Waffen der Krankheitsbekämpfung bei

Meeressäugetieren offenbar erschöpft hatte, war ich bereit gewesen, der kleinen alten Dame zu lauschen, die an der Côte d'Azur einen unüberbietbaren Ruf als Hellseherin genoß. Schwarze Magie, weiße Magie? Was würde die Fakultät der Veterinärmedizin dazu sagen? Ich war am Ende meiner Weisheit und wußte nicht mehr ein noch aus.

Kim, der größte und spektakulärste Schwertwal aller Delphinarien außerhalb der Vereinigten Staaten, war krank, sehr krank, und es ging ihm immer schlechter. Kim, der als letzter in jenem Jahr in isländischem Gewässer gefangen worden war, machte den Fängern einen etwas sonderbaren Eindruck, als sie ihn im November 1976 aus dem eisgrauen Wasser an Bord hißten. Sie hatten ihn mit einem riesigen Netz eingekreist und den Kreis immer enger gezogen, bis Froschmänner ihm eine gepolsterte Schlinge um den Leib legen und an einem Kran befestigen konnten, der ihn aufs nasse Deck hob. Diesen Männern, die auf See wochenlang von gekochten Schafsköpfen, getrocknetem Schellfisch und Tran lebten, war aufgefallen, welch ungewöhnlich geringen Widerstand der Schwertwal geleistet hatte.

Obwohl der Schwertwal keine natürlichen Feinde hat, verfügt er in jedem Kiefer über zwölf kegelförmig zuschnappende Zähne, die zwölf Zentimeter lang werden können, und mit seiner großen Schwanzflosse, die böse zuschlagen kann, vermag er in der Stunde bis zu neunzig Kilometer zurückzulegen, so daß er, wenn er wollte, Fänger im Boot leicht in die Tasche stecken könnte. Er ist auch imstande, jedes Netz, das weniger stark als Stahl ist, glatt zu zerreißen. Aber im allgemeinen verzichtet er darauf. Dank seinem Echolotsystem nimmt er wahr, wenn das Netz in weitem Kreis um ihn ausgeworfen wird, während er etwa damit beschäftigt ist, sich unter den herbstlichen Heringsschwärmen Nahrung zu suchen. Wenn das Boot das Netz einzieht, so daß sich der Umfang des Kreises verringert, versucht der Schwertwal Distanz von dem Vorhang zu halten. Allmählich gerät er in die Mitte des Kreises. Ist es Freßgier, sorgloses Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten oder Dummheit, daß er weiterfrißt, das heranrückende Boot im Auge und selten Furcht verrät? Wenn das Netz unter ihm ist und die Froschmänner mit der Schlinge ins Wasser springen, gerät er nicht in Panik, schnappt nicht nach den Gliedern der kleinen Gestalten, tut ihnen überhaupt nichts; manchmal kommt nur ein Quieken der Erwartung aus seinem Blasloch. Wenn er dann in der Schlinge mit einer Mischung aus Vaseline und Lanolin eingeschmiert wird, die

seine Haut während der Fahrt zum Hafen schützen soll, zappelt er manchmal ein bißchen und läßt den Schwanz flappen. Kein Tiger, kein Gorilla — nicht einmal ein Hirsch — würden es ihren Fängern so leichtmachen.

Kim aber verhielt sich sogar für einen Schwertwal ungewöhnlich zahm und gefügig. Vielleicht war er schon krank gewesen, als er in jenem Sommer unter der Mitternachtssonne mit seinen fünf- bis sechshundert Artgenossen vor der grönländischen Küste Walrosse und Robben jagte und den zahlreichen Heringsschwärmen quer über den Breitengrad folgte. Allerdings schien Kim, als er mit seiner Gefährtin Betty in seinem neuen Heim, dem größten Becken Europas, herumschwamm, bei bester Gesundheit zu sein. Er wuchs, nahm an Gewicht zu, trieb Possen und lernte schnell viele Kunststücke. Die Ernährung mit feinsten kornischen Makrelen und schottischen Heringen bekam ihm gut, zumal sie täglich mit Vitaminen und Mineralstoffen angereichert wurde, mit fast hundert speziell hergestellten Tabletten.

Andrew Greenwood und ich begutachteten Kim regelmäßig, wie übrigens alle unserer Obhut unterstehenden Schwertwale. Bei allen Waltieren besteht die Präventivmedizin hauptsächlich darin, Blutproben im Laboratorium analysieren zu lassen. Zuerst muß man natürlich einen Blutstropfen gewinnen, und das ist nicht so einfach wie bei Menschen oder Kühen. Ich hatte schon oft versucht, bei einem Schwertwal die Probe zu entnehmen, indem ich in Taucherausrüstung, bewaffnet mit Injektionsspritzen und Vakuumröhren, unter ihren Schwanz tauchte. Unmöglich — ein Stich, und die große Flosse schlug unweigerlich aus, nicht in Wut, sondern eher wie ein Pferdeschweif eine lästige Fliege von der Kruppe verscheucht. In einer Schaumexplosion waren der Wal und ich samt meiner Ausrüstung voneinander getrennt worden. Manchmal ließen sich sehr große Wale im offenen Meer eine solche Blutentnahme gefallen. Die Reaktion auf den Nadelstich hängt offenbar mit der Größe des Tieres zusammen. Kleinere Arten wie der Schwertwal dulden keine freischwimmende Annäherung, können aber leicht darauf abgerichtet werden, ihren Schwanz aus dem Wasser zu heben, so daß man ihnen die notwendige Blutprobe von zehn bis zwanzig Kubikzentimeter abzapfen kann. Die kleinsten Waltiere, Delphine und Tümmler, mögen sie noch so gut abgerichtet sein, lassen sich niemals dazu bewegen und müssen eingefangen und festgehalten werden, oder man muß ihr Becken leeren.

Jeden Monat flogen Andrew und ich nach Antibes, und zwischen

den Vorstellungen und dem Ende des Tages gab der Cheftrainer Martin Padley, ein alter Freund von mir, Kim das Signal, sich auf den Rücken zu drehen und am Rande des Beckens die weiße Unterseite seiner Schwanzflosse zu präsentieren. Der Wal konnte zwar, wenn nötig, viele Minuten lang vergnügt in dieser Lage bleiben, aber es dauerte nur ein paar Sekunden, die besonders beschaffenen Blutgefäße zu finden. Sie sind ähnlich wie die vom Menschen konstruierten Wärmeaustauscher und erlauben dem Schwanz, diesen Meeressäugtieren als regulierbarer Heizkörper zu dienen. Ein rascher Nadelstich, und die Vakuumröhre tat das übrige.

Eines Tages im Jahr 1980 spuckte der Computer im Laboratorium von Newmarket, wohin ich Kims Blutprobe zwecks Analyse geschickt hatte, eine bizarre Liste aus. Andrew und ich besprachen die merkwürdigen Abnormitäten. Am beunruhigendsten war der ungewöhnlich hohe Proteinspiegel. Nähere Untersuchungen ergaben, daß es sich bei dem überschüssigen Protein um Immunantikörper handelte. Das bedeutete, daß Kims Körper irgendwo in seinem Innern etwas bekämpfte. Dennoch wirkte er kerngesund.

Wir nahmen weitere Blutproben, und wieder wurden die Antikörper gefunden. Damals war man versucht anzunehmen, es fehle Kim nichts weiter. Bei exotischen Tieren stehen die normalen Höchst- und Mindestwerte des Blutspiegels noch nicht fest, sondern wechseln ständig, je nach neuesten Erfahrungen. Vielleicht hatte Kim in der Jugend eine schwere Krankheit durchgemacht, die dazu geführt hatte, daß er nun Schutzstoffe mit sich herumtrug; aber derartige Erklärungen verwarf ich sehr bald als Wunschdenken. Woche um Woche kam ein Bericht aus Newmarket, später auch aus Nizza, wo sich ein Kliniklaboratorium freundlicherweise anerbieten hatte, gleichzeitig die Blutproben zu analysieren. Es war immer dasselbe: zu viele Eiweißkörper. Der Spiegel erhöhte sich langsam, aber ständig. Immer wieder untersuchte ich Kim, gewöhnlich bei Nacht im Schein einer Bogenlampe. Dann war es kühler, und es bestand keine Gefahr der Überhitzung. Die beiden Wale lagen mißgestimmt auf dem Boden des Beckens; Kim brachte Donnerschläge hervor, wenn sein Schwanz drohend an die Glasfaserwand schlug, und seine Gefährtin schnappte nach unseren Beinen, wenn wir ihrem Kopf zu nahe kamen.

Jede mögliche Untersuchung wurde vorgenommen, aber wir konnten nichts finden. Ich war überzeugt, daß sich irgendwo ein Infektionsherd verbarg, von dem die Abnormalität herrührte; aber

die Untersuchungen ergaben, daß Leber, Nieren und andere Organe normal funktionierten. Kein Hinweis, wo die Störung zu suchen war. Oh, ein Humanarzt zu sein! «Legen Sie sich bitte hin. Tut es hier weh? Machen Sie bitte den Mund auf und sagen Sie Ah. Berühren Sie Ihre Zehenspitzen, wenn Sie können. Wird Ihnen manchmal schwindlig?» Sogar ein gewöhnlicher Veterinär, der es mit Haus- und Hoftieren zu tun bekommt, hat es leichter. Ein Schwertwal wie Kim kann in der Länge bis zu zehn Meter messen und zehn Tonnen wiegen. Sein hydrodynamisch geformter Körper ist dicht verpackt in einer Fettschicht, bedeckt von einer Haut so glatt wie eine Billardkugel. Einen Puls kann man nicht fühlen. Röntgendiagnostik ist unmöglich — woher einen geeigneten Apparat nehmen? Die Organe können einen Meter tief liegen, unerreichbar für die Hände des untersuchenden Arztes. Keine Knie, die dienstbereit zucken, wenn man mit dem Gummihämmerchen darauf schlägt, um einen Reflex auszulösen. Und wie soll man einen Blick auf die Mandeln oder auf die Augen erhaschen, wenn das Tier entschlossen ist, sie nicht sehen zu lassen?

Ich wollte unbedingt Kims Magen durchs Gastroskop in Augenschein nehmen — vielleicht hatte er ein Magengeschwür. Das Instrument, das wir für derartige innere Untersuchungen benutzen, ist das längste, das es gibt: 1,6 Meter lang. Aber es erwies sich als zu kurz, ich sah nur den ersten Teil des Magens am Ende der Speiseröhre. Michael Riddell schlug ein fiberoptisches Sehgerät vor, das von der Industrie für Hochöfen, Düsenmotoren und dergleichen benutzt wird. Es ist bis zu vier Meter lang, hat aber natürlich nicht die komplizierten linsenwaschenden, luftblasenden Vorrichtungen und die von außen dirigierbare Spitze, die das Gastroskop zur Magenspiegelung befähigen. Mit dem Gastroskop kann man tatsächlich alle Nischen, jeden Winkel der Speiseröhre, des Magens und der Därme sehen, sogar, wenn nötig, auch die Luftröhre. Trotzdem ging ich auf Riddells Vorschlag ein und wandte mich an die Firma Citroen in Paris, die uns freundlicherweise ein industrielles Endoskop zur Verfügung stellte. Guy, der Techniker im Delphinarium, nahm einige Änderungen vor, verband das starre Rohr mit einer Luftpumpe zwecks Aufblähung des Magens, brachte eine Sprühvorrichtung zum Waschen der Linsen an und einen genial ausgeheckten Greifer, der wie eine Pinzette etwas, das ich vielleicht fand, herausfischen konnte. Obwohl dieses Ersatzinstrument einen größeren Durchmesser als mein Gastroskop hatte, würde es meines Erachtens doch ohne Schwierigkeit durch Kims

Schlund rutschen. Der Schwertwal hat eine weite und elastische Speiseröhre und kann mit Leichtigkeit ganze Robben verschlingen. Im Magen eines 1862 in Dänemark seziierten Schwertwals hat man dreizehn Delphine und vierzehn Robben gefunden, und in seinem Schlund stak noch eine fünfzehnte Robbe. Ich befürchtete nur, daß das starre Rohr mein Gesichtsfeld einschränken könnte. Wir mußten auch sehr vorsichtig sein, daß das Tier keinen Schaden nahm, wenn es mit dem Instrument in seinem Innern zappelte. Außer einer kleinen Dosis Librium sah ich von Beruhigungsmitteln ab — Gastroskopie ist nicht schmerzhaft —, weil ich Kims Atmung nicht beeinträchtigen wollte, während er außerhalb des Wassers war. Auf dem Land sind große Wale stets der Gefahr ernster Lungenbeschwerden ausgesetzt.

Gegen Mitternacht des Tages, an dem die Operation vorgenommen werden sollte, lag Kim unter Sternen am Boden des geleerten Beckens. Martin befeuchtete seine Haut von Zeit zu Zeit mit kaltem Wasser, meine Gehilfen standen mit nassen Überkleidern bereit, und der Magenspiegel war mit einer starken Lichtquelle verbunden. Ich gab Anweisung, dem Wal die Schnauze zu öffnen.

Vor vielen Jahren hatten Martin und ich festgestellt, daß zuerst Cuddles, der Schwertwal im Flamingo-Park und dann das große Weibchen Calypso, das ich aus Kanada nach Nizza gebracht hatte, den Mund nicht gern öffneten, wenn Zahnuntersuchung, Zwangsfütterung oder sonstige entwürdigende Maßnahmen notwendig waren. Es ist sinnlos, gegen Muskeln, die auf drei Quadratzentimeter einen Druck von Tausenden von Pfund ausüben können, mit der Technik anzugehen, die bei Hunden, Kühen und Pferden üblicherweise so gut wirkt. Und ein zufälliger Biß mit den Zähnen eines Wals bedeutet Amputation am Handgelenk, nicht nur eine schmerzhaft Bißwunde am Finger. Darum ist es stets wichtig, eine Holzleiste als Knebel quer zwischen die Kiefer zu stecken, bevor man dem Tier innerlich etwas antut; aber wie den Knebel durch die ineinandergeschachtelte Barrikade dieser gefährlichen Zähne kriegen? Alle Versuche, die Kiefer durch vorsichtige Anwendung von gepolsterten Werkzeugen auseinanderzubringen, hatten sich als vergeblich erwiesen. Wir überlegten schon, eine Lokalanästhesie vorzunehmen und einen Zahn zu ziehen, um wenigstens eine Öffnung zu schaffen, als Martin, der schon damals die Tiere mit dem Wasserschlauch befeuchtete, zufällig herausfand, daß sie kurz die Schnauze aufmachen, wenn der Strahl die Zähne trifft und den

Gaumen kitzelt. Der Knebel kann dann rasch hineingeschoben werden. Zwei Männer müssen ihn allerdings an beiden Enden festhalten und mitgehen, wenn der Wal den Kopf bewegt. Ich hatte in den Vereinigten Staaten gesehen, was geschah, wenn ihnen der Knebel entglitt: Mit Hilfe seiner kräftigen Zunge spuckte der Wal den Fremdkörper aus, als ob es ein Streichholz wäre; der Knebel traf den einen Mann im Gesicht und brach ihm das Nasenbein. Die Kiefer schlossen sich über dem Handgelenk des Veterinärs, der die Hand nicht schnell genug zurückgezogen hatte, und es bedurfte der ganzen Kunst eines Chirurgen, die verstümmelte Hand wieder einigermaßen gebrauchsfähig zu machen.

Wir hatten eine lange, zehn Zentimeter breite Holzlatte als Knebel für Kim vorbereitet, mit Seilschlingen an jedem Ende, an denen sich die Männer festhalten konnten. In der Mitte der Latte war eine Öffnung ausgesägt, durch die ich den Magenspiegel schieben wollte. Martin drehte den Schlauch an und ließ den Strahl um Kims Schnauze spielen. Die Gehilfen waren bereit, den Knebel hineinzulegen, sobald sich das Maul öffnete. Das Wasser plätscherte gegen den zusammengepreßten Schlitz von Kims Schnauze und rann übers Kinn hinunter. Das Maul, das einen Eisbären hätte enthaupten können, blieb geschlossen. Martin erhöhte den Wasserdruck. Kim beäugte ihn und blies warme Luft aus, freundlich wie eine atmende Kuh; aber nicht einmal eine Rasierklinge hätte man zwischen seine Lippen schieben können. Bums! Kim hatte den Schwanz gehoben und auf den Beckenboden geknallt. Die Fiberglaswände summten. Kim wurde allmählich ungeduldig. Die Lippen preßten sich noch mehr zusammen, oder bildete ich mir das nur ein? Noch mehr Wasserdruck. Bums! Bums! Der Schwanz krachte hinunter; Kims Ungeduld wurde zum Ärger. «Vollen Druck und näher heran!» ordnete ich an. Martin richtete den starken Strahl geradewegs auf Kims Schnauzenspitze. Der große Wal nahm seine Zähne nicht um einen Millimeter auseinander. Aber der letzte Geduldsfaden riß ihm. Ein schwerer Wal auf dem Trockenen, dessen ganzes Gewicht auf dem Brustbein ruht, ist nicht so hilflos, wie man meinen könnte. Die starken Rückenmuskeln leihen all ihre Kraft dem Schwanz, so daß das Tier die Schwanzflosse nicht nur auf und ab, sondern auch seitwärts bewegen kann. Kim brachte seine Rückenmuskeln ins Spiel und schlug mit der Schwanzflosse heftig nach links aus. Der eine Mann, der ihm dort ein bißchen zu nahe stand, wurde glatt weggefegt und fiel zu Boden, wobei er sich ein Knie ausrenkte. Die Schwanzflosse erreichte die Grenze zur Linken

und sauste nach rechts. Diesmal traf sie niemanden, aber durch die Wucht des Schlages geriet Kims Leib in Schräglage. Er suchte den Ausgleich und wand sich auf dem Boden wie eine riesige Kaulquappe. Die Schnauze blieb verschlossen wie eine Auster. Wir stoben nach allen Seiten, um Distanz zu halten. Einer der Männer rutschte aus. Kim schlängelte sich zu ihm und landete mit dem Karateschlag eines Schwertwals einen Flossenhieb ins Sonnengeflecht des Mannes, der sich gerade auf die Füße raffen wollte. Der Wal stieß einen Siegesquieker aus und brach dem Mann, um das Maß voll zu machen, mit einem Flossenschlag zwei Rippen.

«Alle hinaus!» schrie ich. Damit signalisierte ich das Ende unseres Versuchs, Kim durch den Schlund in den Magen zu sehen. Wir zogen uns mit unseren Verletzten zurück und ließen wieder Wasser in das Schwertwalbecken. Ob irgend etwas in Kims Magen nicht in Ordnung war, ließ sich also auf diese Weise nicht feststellen.

Nachdem sich Kim, abgesehen von seiner Geduld bei der Blutentnahme, als widerspenstiger Patient erwiesen hatte, hing die Diagnose eigentlich nur noch von Auskünften aus dem Laboratorium ab. Mikrobiologische Untersuchungen seiner Atemluft konnte man anstellen, indem man eine Glasplatte, die mit einem Gelatinemittel für bakterielle Kulturen bestrichen war, umgekehrt über sein Blasloch hielt und wartete, bis er ausatmete. Eine Analyse des Kots war ebenfalls möglich, wenn es auch der unangenehmste Wassersport sein dürfte, den Kot eines Wals einzusammeln. Das erforderte, wie übrigens bei jedem Waltier, Selbstentäußerung und die Fähigkeit, den Mund zuzuhalten. Man bedenke einmal das Problem: Walkot ist normalerweise von flüssiger Beschaffenheit und flaschengrün. Die Flüssigkeit wird ab und zu in kleinen Wolken ausgestoßen, ohne daß sich voraussehen läßt, wann es soweit ist. Sie löst sich dann schnell im Meerwasser auf und verschwindet vollständig.

Wie hat man sich nun einen Walkotjäger vorzustellen? Er bewaffnet sich mit einem offenen Gefäß, ähnlich einem Einmachglas, und stellt sich am Rande des Beckens auf. Die Schwierigkeit besteht darin, die flaschengrüne Flüssigkeit in dem oft flaschengrünen Wasser zu erspähen. Wenn sie ausgestoßen wird, während sich der Wal rasch bewegt, bietet sich dazu kaum Gelegenheit. Doch angenommen, der verbissene Kotjäger mit dem Einmachglas hat das Glück, die Wolke herauspuffen zu sehen, während das Tier friedlich im Wasser schlummert. Dann muß er sofort handeln — keine Sekunde darf er verlieren!

Er gleitet ins Wasser, schwimmt zu dem Wal und taucht todesmutig in die flaschengrüne Wolke hinein, das Einmachglas vor sich haltend wie ein Kavallerist seinen Säbel. Dabei kommt ihm jahrelange Übung zugute. Der Zweck dieses Vorgehens besteht darin, etwas von dem teilweise schon verstreuten Kot in dem Glas einzusammeln. Doch da gibt es Probleme zu bewältigen. Der schlummernde Wal, der Walträume hat, schläft nicht auf gleiche Weise wie wir Menschen, wenn wir in Morpheus' Armen liegen. Nur ein Teil seines Gehirns schläft, während der andere Teil Wache und Ausschau nach Absonderlichkeiten hält, die ins Wasser fallen könnten. Da sich nun der Wal bewegt, um zu sehen, was dieser Mensch im Schilde führt, und der Jäger in aller Hast nach seiner Beute greift, wird das Wasser von beiden aufgerührt, und schon sind die flaschengrünen Wolken verschwunden. Selbst wenn der Jäger das Glück hat, sich dem Wal von hinten nähern zu können, hat die Handhabung von offenen Einmachgläsern unter Wasser einen Haken: Sie sind voll Wasser, ehe man sich's versieht, und man bringt keinen Tropfen mehr hinein, selbst wenn alles ringsum schön flaschengrün ist. Man fährt also mit dem Glas durch die Wolke, die einem um die Ohren wirbelt, und steigt hinauf, um sich die Bescherung zu besehen. Das klare Wasser im Glas zeigt an, daß die Beute entkommen ist. Wenn man dann das nächstemal mit dem Glas herumfuchtelt, wird man feststellen, daß das turbulente Wasser die Wolke unterdessen aufgelöst hat.

Manche erfahrene Kenner legen sich im Wasser auf die Lauer. Das ist ein Sport für Virtuosen, nicht für Anfänger. Dabei sitzt man in Taucherausrüstung unter einem Wal im Hinterhalt und wartet darauf, daß er den Drang verspürt, sich zu erleichtern. Bei der langen Wartereie kann man leicht in Schlaf fallen, oder der Wal läßt es sich einfallen, zum Spaß den Luftschlauch zu zernagen, oder man berührt im Jagdeifer die Analregion des Tieres, worauf man einen Schlag von oben mit der Schwanzflosse erhält, als Warnung, sich nicht zuviel herauszunehmen. Walkot, der Auskunft geben kann über Darmkrankheiten, Vorkommen von Mikroben, Parasiten und Giftstoffen oder über Blutungen im Magen-Darm-Trakt, bedeutet für den Waldoktor soviel wie ein Nugget für den Goldsucher und ist fast ebensoschwer zu erlangen.

Was wir auch tun mochten, um hinter Kims Geheimnis zu kommen, am Ende kamen Andrew und ich immer wieder zu der betrüblichen Schlußfolgerung, daß irgendwo in dem großen Wal ein Infektionsherd saß, aber wir vermochten ihn nicht zu lokalisieren.

Wenn man Kim bei der Fütterung und bei seinen Wasserspielen zusah, war ihm nichts anzumerken. Ich entschied mich für einen Streich aufs Geraatewohl; ich wollte ihn mit Antibiotika behandeln und sehen, was daraufhin mit dem Antikörper-Protein geschah. Dreimal im Tag wurden hundert Kapseln in sein Futter gemischt. Der Eiweißspiegel blieb trotzdem hoch, und kaum war die Kur beendet, da wurde es für mich Zeit, das Gesundheitszeugnis auszustellen, das die Londoner Versicherungsgesellschaft Lloyd's neuerlich verlangte. Wie die meisten in Gefangenschaft gehaltenen Schwertwale war Kim für mehr als eine Million Mark versichert. Da ich in Anbetracht einer so hohen Summe besonders gewissenhaft sein mußte, erstattete ich Bericht über die Gesundheitsstörung und ihre mögliche Ursache. Wie ich erwartet hatte, wollte Lloyd's die Police erst erneuern, wenn das Blutbild tadellos war. Kim war nicht mehr versichert, aber Michael Riddell, der darum kämpfte, sein Delphinarium nach jahrelanger Ungewißheit wieder auf die Höhe zu bringen, nahm die Sache philosophisch. «Tun Sie, was notwendig ist, damit er wieder gesund wird, ganz gleich, was es kostet», sagte er.

In den nächsten Wochen versuchte ich es mit verschiedenen Mitteln, mit den neuesten antibakteriellen Präparaten, gewebeheilenden Hormonen, Medikamenten gegen Entzündungen. Nichts brachte Besserung, aber Kim war anscheinend fit und aktiv. So ging es bis ins Jahr 1981 hinein. Dann sah der Nachtwächter an einem Aprilmorgen einen sonderbaren, spindelförmigen Gegenstand auf dem Wasser des Walbeckens schwimmen. Er fischte ihn mit einem Krabbennetz heraus: Es waren die Überreste eines Strandballs aus Plastik, zerplatzt, zerdrückt und verschrumpelt. Sie waren eisenhart, und daran hingen teilweise verdaute Fischstückchen.

Michael Riddell rief mich an und berichtete mir von dem Fund. Zweifellos hatte einer der Wale den Ball erbrochen, höchstwahrscheinlich Kim. Das weiche Material war durch die starken Magensäuren vulkanisiert worden. Bälle wurden bei den Vorführungen der Schwertwale in Hülle und Fülle benutzt. Die Tiere stießen die orangefarbenen Kugeln hoch in die Luft, und oft fielen die Bälle unter die Zuschauer. Die Leute durften den Ball, den sie auffingen, behalten, und einer von ihnen konnte seinen Ball, ohne daß es einer der Angestellten bemerkt hatte, nach der Vorstellung ins Wasser zurückgeworfen haben. Jedenfalls hatte keiner der Dompteure jemals berichtet, Kim oder Betty hätten einen Ball

verschluckt. Doch da war er nun, ein Fremdkörper, der offenbar lange Zeit in einem der Mägen gelegen hatte. Konnte das die Ursache der unerklärlichen Untersuchungsergebnisse gewesen sein?

Ich hegte Zweifel. Die «Spindel» hatte zwar zugespitzte Enden, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie in dem geräumigen Magen eines Schwertwals Schaden anrichten konnte. Sogar Delphine hatten bei Experimenten, die die amerikanische Marine durchgeführt hatte, schon telemetrische Geräte von der Größe einer Halbliterbierdose unbeschadet in ihrem Magen herumgetragen. Der Magen der Schwertwale ist noch ungleich größer, und die zähe Magenwand wird mit einem Zentner roher spitzgrätiger Fische fertig. Ich kontrollierte die Blutproben. Die Antikörper verringerten sich nicht. Ein paar Tage später kam abermals ein Ball zum Vorschein, ebenfalls in zusammengeschrumpfter, harter Form. Kim erbrach ihn ohne weiteres vor den Augen desselben Wärters. Dann folgten in der nächsten Nacht zwei weitere Bälle und ein paar Tage später noch einer mitten in der Vorstellung. Im Zeitraum von drei Wochen wurden fünfzehn «Spindeln» gefunden, lauter gleichartige, zusammengeschrumpfte Bälle. Bestimmt konnten sie Kim nicht gut bekommen sein. Aber noch immer änderte sich nichts, weder bei den Ergebnissen der Blutuntersuchung noch in Kims Verhalten. Die Antikörper vermehrten sich unerbittlich weiter. Wie sollte das enden? Die Bälle waren meiner Überzeugung nach eine falsche Spur. Irgendwo mußte etwas Schlimmeres und Hartnäckigeres stecken.

Monate vergingen, und abgesehen von dem fortgesetzten Anwachsen des Antikörperspiegels schien mit dem großen Wal alles in Ordnung zu sein. Dann änderte sich an einem Herbsttag plötzlich alles. Kim hatte keinen Appetit und mochte weder seine Kunststücke vorführen noch mit Betty spielen. Ich flog mit der nächsten Maschine nach Nizza, und wieder einmal wurde das Becken geleert, damit ich Kim untersuchen und Blutproben entnehmen konnte. Inzwischen hatten wir ein ausgezeichnetes System der Zusammenarbeit mit einem Kliniklaboratorium unweit des Delphinariums entwickelt. Ob Tag oder Nacht, das Laboratorium analysierte Kims Blutproben im Handumdrehen nach den allerneuesten Verfahren. Das Blut wurde von einem Motorradfahrer hingetragen, und man gab die Ergebnisse der Analyse telefonisch weiter, so daß wir uns sogleich mit der allfälligen Therapie befassen konnten. Geschwindigkeit war wesentlich, wenn der schwere Wal außerhalb des Wassers war und sein Gewicht auf die Lungen

drückte. Wir waren schon so eingespielt, daß Kim eine Stunde nach der Blutentnahme wieder im Becken schwamm.

Der Antikörperspiegel war immer noch hoch und zeigte, obwohl sonst nichts festzustellen war, unweigerlich eine Infektion an. Da ich nicht wußte, um was für eine Infektion es sich handelte, mußte ich aufs Geratewohl ein Medikament wählen. Ich entschied mich für Amoxycillin, ein neues synthetisches Penicillin-Derivat mit Breitbandwirkung. Der Tierarzt, der einem Schwertwal ein Mittel injiziert, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Matador, der sich darauf vorbereitet, dem Stier den Todesstoß zu versetzen. Auch er muß genau treffen. Die Nadeln, die ich benutze, sind zwanzig bis dreißig Zentimeter lang und müssen glatt durch Haut und Fettschicht in die Rückenmuskulatur eindringen. Falsch plaziert, kann das Präparat eine fortschreitende Zerstörung des Trans bewirken oder wird zumindest nicht richtig absorbiert. Wenn die Nadel sitzt, wird sie mit einer riesigen Spritze verbunden, und dann injiziert man das Medikament flaschenweise.

Kim reagierte gut auf die Amoxycillin-Injektionen, und nach ein paar Tagen war er wieder der alte. Die Zahl der weißen Blutkörperchen sank, aber Unheimlicherweise blieb die der Antikörper hoch. Einige Monate später wurde Kim wiederum krank, und abermals sprach er auf die antibiotische Behandlung an. — Der dritte Anfall kam schon nach wenigen Wochen. Ich wurde immer besorgter. Je mehr ich darüber nachdachte, desto gewisser schien es mir, daß er irgendwo tief in seinem Leib einen Abszeß hatte, nicht in einem lebenswichtigen Organ, außer vielleicht in der Lunge, obwohl seine Atmung normal war und die Luft, die er ausblies, normal roch. Ich vermutete das Übel im Raum zwischen den Lungen oder in der Bauchhöhle. Die Eitermenge in dem Abszeß mußte beträchtlich sein, nach dem Ansteigen der Antikörper zu urteilen, und wenn der Abszeß abgekapselt war, so daß das Antibiotikum keinen Zugang fand, hatte ich die Erklärung für die wiederholten Anfälle und die chronische Natur der Erkrankung. Ich besprach mich wieder mit Andrew, und wir stimmten in der Diagnose überein: Kim litt an einem chronischen Abszeß. Die Anfälle wurden unseres Erachtens dadurch verursacht, daß Bakterien aus ihrer ummauerten Abszeß-Zitadelle ausbrachen und akute Erscheinungen hervorriefen.

Bald wurden die Anfälle häufiger und — was noch besorgniserregender war — dauerten länger. Die Wirksamkeit des Amoxycillins ließ nach. Ich wandte andere Präparate an, und eine Zeitlang schien ich die Oberhand zu gewinnen. Doch schließlich

wurde es offenkundig, daß ich in eine verlorene Schlacht verwickelt war. Ich hatte größte Mühe, die Zahl der Leukozyten zu vermindern, und sehr besorgt stimmten mich die Anzeichen, daß durch die antibiotische Behandlung opportunistische Pilzstämme ermuntert wurden, ein weiteres Problem zu bilden. Was sollte ich tun? Gab es eine Möglichkeit, die Diagnose zu erhärten? Wie ließ sich der eventuelle Abszeß lokalisieren? Konnte man ihn dränieren?

Gleichzeitig wurde ich durch Freunde und Kollegen unter Druck gesetzt, die meine Behandlung des Falles in Frage stellten. Die Ärzte im Laboratorium sprachen von Krebs, der französische Veterinär hielt es für Leukämie; einige meinten, wir trieben die Behandlung zu weit und richteten mehr Schaden an als das Übel selber; andere vertraten die Ansicht, Magengeschwüre und die Plastikbälle wären die Ursache, und fortlaufend führte mich auch Kim auf eine falsche Fährte. Zum Beispiel wurden bei der Blutuntersuchung mehrmals Brucellosen nachgewiesen, Bakterien, die bei Kühen Abortus und beim Menschen Maltafieber hervorrufen. Dieser Befund veranlaßte mich, alle anderen Tiere im Delphinarium, auch den Wachhund und das Personal auf Brucellosis untersuchen zu lassen. Niemand war daran erkrankt.

Ich hielt an meiner Diagnose «Abszeß an unbekannter Stelle» fest, wobei mich Michael Riddell die ganze Zeit unterstützte. Er war der einzige, der als Direktor dem Eigentümer des Delphinariums gegenüber, Graf Pauze D'Ivoire de la Poype, alle Rechnungen zu verantworten hatte. Eine Zeitlang gaben wir jeden Tag mehr als zweitausend Mark für Spezialmedikamente aus! So kam es, daß ich eines Tages, als die Anfälle immer häufiger und ernster wurden, vom Grafen de la Poype persönlich angerufen wurde. Er klopfte nicht auf den Busch. «Ich weiß, mein lieber Herr Doktor», sagte er, «daß Sie Ihr Bestes tun, aber ich habe einen Vorschlag zu machen.»

Aha, dachte ich. Ich habe schon Schwertwale behandelt, für die ein Orchester spielen mußte, wenn sie krank waren, und ich sah die vielen aufgebauten Cognacflaschen, die angeschafft worden waren, weil ein Schlaukopf darauf schwor, Cognac sei die einzige wahre Medizin für erkrankte Elefanten; ich habe auch erlebt, daß man es bei einer arthritischen Giraffe mit Akupunktur versuchte und daß für einen sterbenden Delphin eine Messe gelesen wurde. Womit wird mir wohl der Herr Graf kommen? Ich weiß ja, daß er der Schulmedizin skeptisch gegenübersteht. Vielleicht geht es um Homöopathie oder um eine bäuerliche Heilpflanze aus Frankreich. Solange es nichts Schädliches ist und meiner Behandlung nicht in

die Quere kommt, will ich alles versuchen, denn ich sitze in der Klemme. Ihn wird es glücklich machen, und man kann ja nie wissen. Hauptsache ist in diesem Kampf der Sieg. Wer oder was das Verdienst hat, spielt keine Rolle.

Ich war es gewohnt, mich wochenlang mit einem kranken Tier herumzuschlagen und dann, wenn es endlich genesen war, den Zoowärter etwa sagen zu hören: «Bestimmt hat der Pfefferminztee, den ich ihm gegeben habe, es gesund gemacht.»

Der Graf fuhr fort: «Ich schlage vor ... nun ja. Sie werden es vielleicht ein bißchen bizarr finden, aber ... Also, ich habe für Sie morgen früh in Nizza eine Zusammenkunft mit einer Schwester von der Antoine-Sekte vereinbart.»

«Mit einer Schwester von der Antoine-Sekte?»

«Sie ist phantastisch — eine Hellseherin, würde man sagen. Sie weiß alles, sieht die unglaublichsten Dinge voraus.»

Er erklärte mir die Zusammenhänge. Die Antoinisten waren eine Sekte, die zur Jahrhundertwende gegründet worden war und nach den Schriften des belgischen Bergwerkarbeiters Louis Antoine lebte. Ihre Lehre hatte christliche, pantheistische und theosophische Elemente, und die Mitglieder pflegten durch Handauflegen Kranke zu heilen. Die Schwester in Nizza war als Medium berühmt. Der Graf hatte Kim heimlich fotografiert und der Dame vor einigen Tagen das Bild gebracht, worauf sie gesagt hatte, bei dem Schwertwal stimme etwas nicht in der Wand zwischen Magen und Darm. Überdies hatte er das Bild noch einer Hellseherin in Paris gezeigt, der berühmtesten in Frankreich, die von Präsident Mitterand und anderen bedeutenden Persönlichkeiten regelmäßig konsultiert wurde. Auch die zweite Hellseherin hatte nach kurzer Betrachtung des Bildes ohne Umschweife erklärt: «Bei dem Tier steckt etwas in der Wand zwischen Magen und Darm.» Keinem der beiden Medien hatte er verraten, daß Kim krank war, und keines wußte etwas von Schwertwalen und von Tierheilkunde.

«Sie sehen also ... wenn Sie mit der Sœur in Nizza sprechen wollen ...»

Die Anregungen des Grafen durften nie leichtgenommen werden. Wenn es ihm nicht todernt gewesen wäre, hätte er sich niemals persönlich von Paris aus mit mir in Verbindung gesetzt.

«Ja, natürlich gehe ich hin», antwortete ich. «Ich nehme Riddell mit. Mein Französisch reicht für medizinische Fragen, aber ins Esoterische kann ich mich damit nicht versteigen.»

«Gut. Sie wird Sie um neun Uhr in der Kapelle erwarten.»

Mein Reisewecker gab die elfte Stunde an. Ich wartete auf Erleuchtung. «Drei Dinge», hatte die Sœur gesagt. Eine Mischung von Präparaten? Drei neue Wege der Therapie? Drei Akupunkturstellen? Mein Geist wartete, obzwar nicht ganz überzeugt, auf eine Inspiration. Über die schwarze Leinwand meiner geschlossenen Augen zogen Bilder: Kim, die bemerkenswerte kleine alte Schwester und immer wieder die Zahl drei.

Nichts geschah. Der Verkehrslärm tobte weiter. Der Staubsauger des Zimmermädchens summted draußen auf dem Gang. Eine halbe Stunde lag ich entspannt, gefaßt auf die Erleuchtung. Es sollte nicht sein. Ich stand auf und begab mich ins Delphinarium.

«Na?» fragte Riddell mit hochgezogenen Brauen, als ich sein Büro betrat. «Was müssen wir tun?»

«Ich habe keinen Hinweis erhalten», erwiderte ich.

In diesem Augenblick platzte Martin herein. «Um Gottes willen, kommen Sie und sehen Sie sich Kim an!» stieß er hervor. «Ich glaube, er ist erblindet!»

Wir drei rannten durch die Anlagen zum Walbecken. Kim schwamm eben auf die andere Seite hinüber. Riddell nahm eine Handvoll Heringe aus dem Fischeimer und warf sie dem Wal auf einigen Abstand vors Maul. Es gab ein lautes Geplätscher, und wie aus einer Träumerei erwacht, erschrak Kim, machte die Schnauze auf und schnappte nach ihnen. Er verfehlte sie, und sie sanken neben ihm in die Tiefe. Er drehte sich unsicher nach ihnen um, und da sah ich das eine Auge. Es war schneeweiß. Kim vollführte einen vollen Kreis, um die Heringe zu suchen. Da er jetzt in klarem Wasser lebte, hatte er wie die meisten gefangenen Walties den Gebrauch seines Echolots aufgegeben. Das andere Auge kam in Sicht. Es war ebenfalls farblos.

«Sie haben recht, Riddell», murmelte ich bedrückt, «er kann überhaupt nichts sehen.»

Ich zog mir hastig einen Taucheranzug an, stieg in Kims Becken und schwamm zu ihm hinüber. Es war am besten, die Augen unter Wasser aus der Nähe zu besichtigen. Meine Befürchtungen wurden bald bestätigt: Die weißen Augen bedeuteten nicht nur eine Entzündung der Hornhaut, sondern etwas viel Ernsteres. Tief im Innern des Auges saß eine Infektion.

Die Bakterien hatten aus dem verborgenen Herd einen schrecklichen Guerilla-Überfall verübt. «Ich muß sofort damit beginnen, Chloramphenicol in die Augen zu injizieren», sagte ich, nachdem ich aus dem Wasser gestiegen war. «Es sieht furchtbar

aus!» Nie habe ich mich, glaube ich, in den ganzen fünfundzwanzig Jahren, die ich im Kampf gegen die unzähligen Krankheiten exotischer Tiere verbrachte, derartig niedergeschmettert gefühlt.

Fünftes Kapitel **Im Lande der Scheichs**

Der beduinische Wächter hob sein Gewehr und zielte auf meinen Kopf. Er sah aus wie ein kleiner Omar Sharif, abgesehen davon, daß seine Zähne braungefleckt waren und er nach Zwiebeln roch. Seine zuvor neugierige Miene verriet plötzlich gespanntes Mißtrauen. Seine funkelnden schwarzen Augen wichen nicht von meinem Gesicht, und er schlug in abgehacktem Arabisch Alarm. Andere Männer kamen herbeigerannt.

Ohne mich zu rühren, hielt ich den Gegenstand fest, den ich soeben für die Inspektion durch den Wachtposten enthüllt und der die bedrohliche Reaktion hervorgerufen hatte. Es war ein kostbares Binokular-Mikroskop.

Die Wächter des Scheichspalastes umgaben mich und meinen Begleiter Dr. Qassan, einen libanesischen Ornithologen, und alle beäugten das Gerät, die wie Doppelläufe aussehenden Okulare, die glänzenden Räder, den Träger, den Kondensor und den Hohlspiegel. Ein Beduine, der nicht nur eine Patronenhalfter trug, sondern auch einen krummen arabischen Dolch in silberner Scheide, nahm mir das Mikroskop aus den Händen.

«Was soll das?» flüsterte ich Qassan zu, und ich fühlte mich auf einmal ein wenig unbehaglich.

«Das Mikroskop — sie kennen es nicht. Sie halten es für eine Schußwaffe.»

Er beeilte sich, es ihnen zu erklären und zeigte ihnen, wie sich die Okulare entfernen ließen und wie Grob- und Feineinstellung gehandhabt wurden. Aber ohne Okular sah der Tubus einem Flintenlauf noch ähnlicher, und die Röhren hätten gut Magazine sein können. Der Träger paßte vortrefflich an die Schulter des Beduinen, als er die Probe machte, und gab keinen schlechten Kolben ab.

«Was heißt Mikroskop auf arabisch?» fragte ich.

«Auch Mikroskop», sagte Qassan. «Aber sie haben das Wort nie gehört, geschweige denn so ein Ding gesehen.»

Es dauerte fast eine halbe Stunde, während Dr. Qassan einen Wortschwall vom Stapel ließ und ich das Mikroskop in seine einzelnen Teile zerlegte, bis wir endlich mitsamt dem verdächtigen Gerät den Palastgarten betreten durften, frei von dem Verdacht, Mossad- oder PLO-Attentäter zu sein.

Dieser Palast Scheich Dschamals, ein rosa und hellgrüner Komplex einstöckiger Gebäude in einem von einer hohen Mauer umgebenen Palmen- und Tamariskengarten, war nur eine von einem halben Dutzend solcher Residenzen, die er in der Oasenstadt El-Ain besitzt. In anderen Teilen der Arabischen Emirate hat er noch ebenso viele, und er reist ständig zwischen ihnen hin und her, verbringt aber am jeweiligen Ort meistens nur ein paar Tage oder einige Stunden. Wie alle Scheichs ist er auf höchste Sicherheit bedacht, und niemand weiß, wohin er gerade unterwegs ist; oft kündigt er seine Ankunft nur ein paar Minuten vorher an. Wohin er auch geht, da gehen seine Lieblingsfalken mit; stets ist er darauf gefaßt, daß ihm ein Bote aus der Wüste die Nachricht bringen kann, dort gebe es Triele oder Trappen zu jagen. Um ihn zu besuchen und mit ihm über seine Falken zu reden, mußte ich das einmal acht Kilometer zurücklegen, das anderemal achthundert, aber wenn er nach mir schickte, tat ich gut daran, sofort aufzubrechen. Am Persischen Golf steht der Befehl eines Scheichs immer noch über allen anderen Dingen, es sei denn, der Befohlene liegt in den letzten Zügen, und Falken haben Vorrang vor Menschen. Oft wurde ich stracks zu dem Scheich geführt, der mir einen Wanderfalken mit verletztem Auge oder einen Würgfalken mit Katarrh zeigen wollte, während der Gesandte einer Großmacht im Vorzimmer warten mußte, mitunter zwei Stunden lang. Für die noblen Beduinen mit ihrer überlieferten Liebe zur Falknerei ist es wichtiger, auf einem unbeständigen Sandmeer Vögel anzupirschen, sich auf die Bewegungen von Wind, Himmel und Schatten zu verstehen, als Politiker zu besuchen und an Wirtschaftskonferenzen teilzunehmen.

An diesem Tage nun hatte Dr. Qassan, der Kurator der Volieren im Zoo von El-Ain und als Ornithologe eine Autorität, Scheich Dschamal in dem rosa-grünen Palast aufgespürt und durch einen Boten um eine Audienz ersucht. Ich war gerade bei einem meiner regelmäßigen Besuche im Zoo von Chris Furley davon in Kenntnis gesetzt worden, daß bei einigen Wanderfalken des Scheichs Lungenentzündung ausgebrochen war, und mußte dem Scheich dringend Bericht erstatten. Wir erhielten den Bescheid, sofort zu erscheinen. Es handelte sich um eine Lungenaspergillose, verursacht durch Pilze, die bei arabischen Falken häufig vorkommt. Beim vorherigen Besuch in El-Ain hatten Andrew Greenwood und ich Proben für Kulturen von den Strohänden eines neuen Falkenhauses genommen. Das Stroh gehörte zu einer klug erdachten, wohlfeilen Klimaanlage, die in Israel erfunden und von den Arabern

übernommen worden war. Von einer Zisterne auf dem Dach des Hauses rieselte Wasser über das Stroh, ähnlich wie bei den Salinen in Kurbädern. So wurde die Luft, die durch die Ritzen drang, durch Verdampfung automatisch abgekühlt, und es ergab sich sogar in den heißesten Sommertagen eine für die Falken ideale Temperatur.

Leider bildet feuchtes Stroh eine ideale Brutstätte für Pilze. Andrew fand in den Kulturen genau dieselben Pilzarten, die wir in den Lungen verendeter Falken festgestellt hatten. All dies wollte ich jetzt dem Scheich erklären, ihm den Beweis zeigen und ihm vorschlagen, entweder das neue Falkenhaus abzureißen oder das Stroh immerzu zu desinfizieren. Deshalb brachte ich das Mikroskop samt einigen Objektträgern mit, auf denen in der Vergrößerung die Erreger zu sehen waren, teils aus den Lungen der verendeten Vögel, teils von dem Stroh, außerdem eine Petrischale mit einer Kultur, bei der, mit bloßem Auge erkennbar, große Pilzkolonien von einem Stückchen Stroh ausstrahlten. Ich wußte aus bitterer Erfahrung, daß es nicht genügte, den Arabern durch den Mund eines Dolmetschers etwas zu erläutern, am wenigsten, wenn es um Falken ging. Sie betrachteten sich als Experten in bezug auf alles, was Falken betraf, sozusagen durch Geburtsrecht. Ausländer wie ich wurden scheel angesehen, ganz gleich, welchen illustren Ruf sie genossen. Ich mußte den Fall sachlich und einfach vortragen, wenn möglich sichtbar.

Nach dem Scharmützel mit den Wächtern betraten wir nun den Palast und wurden in einen Prunksaal mit kostspieligen rosa Tapeten und Neonröhren geführt. Mitten im Raum lag auf dem dicken Teppich eine große gelbe Plastikdecke. Der Scheich, ein untersetzter, hellhäutiger, ungefähr dreißigjähriger Mann, und seine Freunde saßen auf Diwanen, die den Saal an drei Wänden säumten, und neben ihnen hockten Falken auf einer behandschuhten Hand oder auf einem Kissen. Alle erhoben sich bei unserem Eintritt, und wir machten die Runde, drückten jedem die Hand und sangen den bekannten arabischen Gruß «Salaam aleikum». Mir wurde ein Platz zur Rechten des Scheichs angewiesen. Qassan kam auf meine andere Seite zu sitzen. Diener erschienen mit Metallschüsseln, die gebratene Lammkeulen, würzigen Reis und rotes Gelee enthielten, und stellten sie auf das Plastiktuch. Alle hockten sich hin und griffen freudig nach dem Essen. Es war nicht schwer, ein Stück Fleisch mit nur einer Hand von den Knochen abzutrennen und in den Mund zu stecken, kniffliger war es hingegen, den klebrigen Reis mit nicht mehr als fünf Fingern zu Bällchen zu formen. Die Araber machten

das fix und adrett, und selten blieb ein Reiskorn an ihrem Bart hängen. Ich richtete in meinem Gesicht und auf dem Teppich rings um mich eine ziemliche Schweinerei an. Die Araber durchrasten das Mahl, stopften sich nach dem Fleisch etliche Handvoll Gelee in den Mund und spülten, als die Schüsseln leer waren, alles mit kaltem Wasser hinunter. Ich wurde als letzter fertig, obwohl ich wegen meiner Ungeschicklichkeit nur wenig zu mir genommen hatte, und kam mir vor wie ein kleines Kind, das ein Lätzchen, ein hohes Stühlchen, Löffel und Schieber braucht. Dann trabten wir alle in das anstoßende Badezimmer, um uns die Hände zu waschen, wonach wir uns wieder in dem Saal versammelten.

«Nun, Herr Doktor, wie geht es Ihnen?» erkundigte sich der Scheich. (Qassan amtierte als Dolmetscher.)

«Gut. Die Reise verlief ungestört, und ich werde noch eine Woche hierbleiben.»

«Es geht Ihnen also gut?»

«Ja. Es freut mich, Exzellenz über die Falken Bescheid geben zu können.» Nachdem die Förmlichkeiten erledigt waren, kam ich sogleich zur Sache. «Wir haben die Ursache des *Radad* festgestellt, Exzellenz.» Ich gebrauchte das arabische Wort, das «Pilz, der in der Lunge wächst» bedeutet.

«Ach ja, der *Radad*. Man hat die Vögel wohl zuerst mit schlechtem Fleisch und dann mit gutem gefüttert.» Der Scheich gab ein Zeichen, worauf ein Diener mit kleinen Tassen und einer Kanne Kardamomkaffee herumging.

«Je nun», antwortete ich diplomatisch. «Aber die Ursache ist der Pilz, der in der Lunge wächst.»

Der Scheich nippte seinen Kaffee. Er schien mich nicht gehört zu haben.

«Und wir haben denselben Pilz in den Wänden des neuen Falkenhauses gefunden.»

«So?» Kein Zweifel, das hatte ihm keinerlei Eindruck gemacht.

«Das Falkenhaus ist gefährlich, Exzellenz.»

«Gefährlich?» Jetzt war er richtig entrüstet.

«Jawohl, Exzellenz. Die Vögel bekommen den Pilz von dem Stroh an den Wänden.»

«Zu *Radad* kommt es, wenn man gutes Fleisch nach schlechtem verfüttert, Herr Doktor.»

«Aber es ist ein Erreger da, genau wie bei Geschwüren und Tuberkulose.»

Der Scheich sah mich mit nachsichtigem Lächeln an. «Geschwüre

bekommt man von sexueller Enthaltbarkeit — es ist die Melancholie der Männer, die keine Frau haben — und Tuberkulose, wenn man gegen das Gesetz des Propheten verstößt und Schweinefleisch ißt.» Er äußerte diese Worte im Brustton der Überzeugung.

«Wir haben die Pilze in den Lungen der Falken gesehen, und wir haben dieselben Pilze in dem Stroh gesehen. Ich habe ein Mikroskop und ein paar Proben mitgebracht, so daß Sie sie selbst sehen können.» Scheich Dschamal ließ eine Jadekette, ein Mittel gegen Sorgen, durch seine Finger gleiten und zeigte auf einmal Interesse. «Sie haben etwas mitgebracht, das Sie mir zeigen wollen?»

«Ja, ich kann Ihnen sogar *Radad* in voller Aktion zeigen.»

Qassan stöpselte das Mikroskop ein und stellte es vor Dschamal auf ein Tischchen. Ich breitete meine Utensilien aus und zeigte dem Scheich die dunkelgraue Pilzkultur an dem Strohhalbm. «Das ist des Übels Kern im Falkenhaus», sagte ich.

Dschamal klatschte in die Hände. «Mahmud soll kommen!» befahl er dem Diener, der sofort erschienen war.

Kurz darauf kam ein gedrungener, kahl werdender Araber in europäischem Anzug herein und erwies der Versammlung seine Ehrerbietung. Es entging mir nicht, daß er mich mit säuerlicher Miene musterte, als er meine Finger berührte und «Salaam aleikum» murmelte.

«Das ist Herr Mahmud, mein Ingenieur aus Kairo», erklärte der Scheich. «Er hat das neue Falkenhaus gebaut.» Zu dem Ägypter sagte er: «Herr Doktor Taylor behauptet, das neue Haus tötet die Falken. Was haben Sie dazu zu sagen?»

Der rundliche kleine Ingenieur runzelte die Stirn und gestikuliert dramatisch. «Ist Unsinn», entgegnete er auf englisch, «kann nicht sein. Wie kommen Sie zu der Behauptung, Herr Doktor?» «Weil ich den *Radad* im Stroh gefunden habe.» Dabei wies ich auf das Mikroskop.

«Pah!» Mahmud warf den Kopf zurück, zog aus seiner Brusttasche ein kleines Vergrößerungsglas, das mit Vorliebe von Briefmarkensammlern benutzt wird, und ließ in schnellem Ägyptisch einen Redeschwall los.

«Er sagt, daß auch er das Stroh begutachtet hat», flüsterte mir Qassan zu, «mit seinem Vergrößerungsglas.»

«Begutachtet?» zischte ich. «Das Spielzeug kann ja nur zweifach vergrößern. Damit betrachtet man die Einzelheiten einer Briefmarke.»

«Herr Doktor», fiel der Scheich ein, «Herr Mahmud ist überzeugt,

daß das Haus durchaus in Ordnung ist.»

«Ja, das Haus ist in Ordnung», gab ich zurück, «zufällig ist nur das Stroh infiziert. Von Herrn Mahmud ist nicht zu erwarten, daß er etwas von *Radad* versteht.»

Dschamal drohte mir ernst mit dem Finger. «Herr Doktor, Mahmud sagt, daß er alles über *Radad* weiß, und er sagt, die Infektion müsse eine andere Ursache haben.»

Der Ingenieur schwitzte ausgiebig und fühlte sich offensichtlich in seiner Würde verletzt.

Ich knipste das Licht des Mikroskopes an und schob einen Objektträger mit dem Pilz aus einer Falkenlunge unter die Linse. Ich suchte eine typische Infektionsstelle und drehte rasch die Räder, bis sie stark vergrößert war. Die blaugefärbten dichten Pilzfäden mit den dunklen Sporen an den Enden sahen wie ein phantastischer Wald aus. Dann forderte ich den Scheich auf, durch die Doppeltuben zu blicken. Er staunte. «Oh», stieß er leise hervor. «Ich sehe ... ich sehe ... Bäume!»

«Ja», sagte ich triumphierend, «und das ist der Pilz *Aspergillus*, der *Radad* in der Lunge Ihrer Falken.»

Dschamal richtete sich auf und wandte sich einem alten Beduinen zu, der ein Gesicht hatte wie eine eingelegte Walnuß und einen Würgfalken mit Haube am Hals kraulte. Er war der Hauptfalkner des Scheichs. «Kommen Sie her, Said», befahl Dschamal, «und schauen Sie. Sagen Sie mir, was Sie davon halten. Der Doktor hat es in dem Wanderfalken Aschbar gefunden.»

Der Falkner stand auf und kam zu dem Mikroskop herüber. Mit Augen, die im weichen Sand der Wüste ablesen konnten, vor wie langer Zeit eine Kragentrappe eine Fährte hinterlassen hatte, und in einer Luft, die für andere ein leeres Nichts war, den Sturzflug eines fernen Falken zu verfolgen vermochten, mit diesen Augen blickte er zum erstenmal in eine andere Welt. Er schaute angestrengt hinein und richtete sich dann auf. «*Aschdschar! Aschdschar! Aschdschar!*» rief er. Er begann laut und herzlich zu lachen. Zwischen den Lachanfällen redete er in einem arabischen Dialekt, den Qassan schwer verstand. Die anderen Männer im Saal lachten ebenfalls, und auch der Scheich stimmte ein.

«Was findet Said so komisch?» fragte ich den Scheich, als das Gelächter verebbt war.

«Said spricht immer die Wahrheit», antwortete Dschamal. «Er sagt, Ihre Maschine zeigt *Aschdschar* — Bäume. Aber wie können Bäume in einem Vogel wachsen? Große oder kleine

Bäume?»

Alle außer Qassan und mir schmunzelten. Der Ingenieur nahm die Gelegenheit wahr, sein Sprüchlein beizusteuern. «Bäume in einem Vogel! So ein Unsinn!»

Zu meiner Verblüffung hatte ich durch die Zurschaustellung moderner Laboratoriumstechnik meine Glaubwürdigkeit verloren. Eigentlich hätte ich damit rechnen müssen, dachte ich, für einen Menschen, der noch nie so ein Ding gesehen hat, muß man ein Mikroskop näher erklären. Es ist wirklich wie ein Fenster in eine andere, unsichtbare Welt.

«Exzellenz», sagte ich, jetzt aufs Ganze gehend, «um auf den *Radad* zurückzukommen: Ich habe zwei wundervolle neue Heilmittel mitgebracht.» Vielleicht war nichts weiter nötig als die unumwundene Art eines Pferdedoktors mit einem Wundermittel. «Erstens möchte ich, daß dem Wasser in der Zisterne auf dem Falkenhaus ein Pulver zugesetzt wird. Das hält *Radad* fern.» Es war ein ungiftiges antifungales Desinfektionsmittel, das das Stroh sterilisierte, wenn das Wasser hindurchsickerte. «Zweitens habe ich hier Tabletten für den Fall, daß noch mehr Falken erkranken.» Das war Ketaconazol, ein neues Mittel gegen Pilzerkrankungen.

Scheich Dschamal hatte mir wenigstens zugehört und besah sich die Tabletten, die ich meiner Tasche entnommen hatte. «Danke, Herr Doktor», sagte er. «Ich fühle mich geehrt, daß ein so vortrefflicher Arzt hergekommen ist, um mit mir wieder einmal über meine Falken zu sprechen und mir einen so wertvollen Rat zu geben.» Er erhob sich — damit war meine Audienz beendet. «Wir werden die Tabletten benutzen, wenn Sie sicher sind, daß sie bei den Falken keine Müdigkeit oder Schwäche und keinen Verlust der Virilität oder der Vitalität bewirken.»

«Seien Sie versichert, Exzellenz, sie werden ihnen nur guttun», beteuerte ich und machte mich auf die Runde des Händeschüttelns.

Die Tabletten wurden nie benutzt, und das Desinfektionspulver, das einzigartig ist, wird nur von einer Firma hergestellt, die Goldschmidt heißt, so daß es nach Arabien ebensowenig eingeführt werden kann wie eingepökelttes Schweinefleisch. Das Vergrößerungsglas des Ingenieurs Mahmud findet weiterhin keinen Beweis dafür, daß in den Strowänden des Falkenhauses Pilze vorkommen, geschweige denn Bäume. Die Falken des Scheichs bewohnen es noch immer und sterben weiterhin an *Radad*.

Aber von Qassan weiß ich, daß Said, der alte Falkner, nicht untätig ist: Er reibt den kranken Falken die Brust mit zerquetschten

gärenden Datteln ein. Wenn sie sterben, sagt er, ist es eben Kismet, der Wille Allahs. Das ist etwas ganz anderes, als wenn sie durch die hypermoderne Quacksalbermedizin eines englischen Arztes eingehen würden.

Ich war es gewöhnt, in Arabien sofort antreten zu müssen, wenn ein Fürst mich rief. Kam ein dürrer Beduine mit einem Kamelstock in der Hand zu mir in die Sprechstunde im Zoo von El-Ain oder spürte er mich in der Wüste auf, so wurde von mir erwartet, alles stehen und liegen zu lassen, auch die verklammerte Arterie einer fast verblutenden Gazelle oder eine Blutplasmaflasche, aus der das Plasma gerade in die Jugularvene einer Oryxantilope tropfte, und mit ihm zu gehen. «Der Scheich muß Sie sofort sprechen», sagt er etwa, «kommen Sie bitte mit.»

Ich beachtete dann seinen hochmütigen Blick nicht, sondern beendete die jeweilige Arbeit; erst dann folgte ich ihm zu dem Geländewagen, der mit laufendem Motor in der Nähe wartete. Es konnte eine vierstündige Fahrt gen Süden bedeuten und dann eine Wasserüberquerung mit der Fähre zu einer der Privatinseln vor der Küste, wie zum Beispiel nach Abu el-Abjat, einer 24 Kilometer langen, vollständig flachen Insel, die dem Kronprinzen Scheich Chalifa gehört. Dieser merkwürdige Fleck auf der Landkarte ist eine unfruchtbare weiße Ebene aus Sand, der mit Gips durchsetzt ist, und liegt 75 Kilometer südlich von Abu Dhabi im Persischen Golf. Das Ufer ist teilweise befranst mit ausgemergelten niedrigen Mangroven, aber sonst weist die Insel gar nichts auf. Der feste Boden kann sich binnen Stunden in Treibsand verwandeln, je nach unterirdischem Gezeitendruck und Temperatur. Der weiße Sand, Sabcha genannt, brennt in der Sonne und verschmilzt auf allen Seiten mit dem gleißenden Weiß des Himmels. Es ist ein Ort der Luftspiegelungen, ohne Süßwasser. Sein Name ist passend, denn Abu el-Abjat heißt Vater des Weißen.

In dieser buchstäblich weißen Hölle leben dennoch ungezählte Geschöpfe. Niemand kennt die Zahl der Weißschwanzgnus, Antilopen, Gazellen, Zebras und Giraffen. Der Scheich hat die Insel im Verlauf der Jahre mit mehreren tausend Huftieren bevölkert, hat für die Herbeischaffung von Futter und Wasser vom Festland gesorgt und von den Handwerkern, die sonst in seinem Palast tätig sind, überall auf der Insel Raufen und Tröge errichten lassen, außerdem Falkenhäuser, die einzigen Gebäude, die es hier gibt. Die in diese ungastliche Gegend verpflanzten Tiere sind in fort-

währenden Hitzedunst eingetaucht. Man weiß, daß viele verendet sind — auf dem Sabcha wurden ausgebleichte Gerippe gefunden —, aber die genaue Zahl ist nicht bekannt. So scheu sind die Tiere wegen des Mangels an Schutz, daß sie vollständig erschöpft sein müssen, bevor einer der pathanischen oder pakistanischen Arbeiter eines von ihnen ergreifen und Hilfe anfordern kann.

Als ich 1980 zum erstenmal auf die Insel kam, sollte ich eine Dorkasgazelle untersuchen, die, wie ich feststellte, offenbar infolge einer Sepsis im Sterben lag. Ich fuhr damals vorsichtig über die weiße Sabchakruste, voller Furcht vor den unsichtbaren Hohlstellen, in denen ein Fahrzeug in Sekundenschnelle versinken kann. Oft verlor ich fast die Orientierung. Ich schwebte inmitten einer weißen Flamme — ein traumhaftes und gleichzeitig beunruhigendes Gefühl. Ganz umgeben von reflektierenden heißen Luftschichten, fuhr ich über eine glatte Oberfläche, und wenn dann die Luftspiegelungen kamen, waren sie klar und deutlich. Eine zweite Sonne aus geschmolzenem Silber erstand ein paar Meter vor meinem Fahrzeug, und ich bremste brüsk, weil ich befürchtete, in den Feuerball hineinzufahren. Das meilenweit entfernte Falkenhaus tanzte auf der Haube des Geländewagens, seine Mauern wurden überströmt von rosa- und orangefarbenen Flammen. In den gewellten Luftwogen erschienen die Silhouetten der Tiere, die gebogenen Hörner und Zottelbärte der Weißschwanzgnus, die spitzen Ohren und stampfenden Füße der Zebras und die langen Giraffenhäse, teils einzeln, teils gruppenweise. Doch sobald ich auf sie zusteuerte, Narkosegewehr und Fernglas griffbereit, lösten sie sich wie Gespenster im Weiß auf. Im einen Augenblick witterte eine dunstumhüllte Mendesantilope fünfzig Meter entfernt in die Luft, im nächsten war nichts zu sehen außer einer leeren Sabchafläche.

Unsere Versuche, die Fauna von Abu el-Abjat zu überwachen, wurden durch die Luftspiegelungen stark beeinträchtigt. Es erwies sich als nutzlos, die Futter- und Wasserstellen abzustecken, weil die Tiere nervös und scheu waren und jeden Hinterhalt vermieden. Viele Arten waren so klein, daß man sie vom Helikopter aus nicht treffen konnte. Als der Kronprinz vorschlug, alle Tiere von der Insel wegzuschaffen und im Zoo von El-Ain unterzubringen, riet ich davon ab. Meiner Meinung nach wird der Vater des Weißen seine Kinder nicht mehr hergeben; sie werden bleiben müssen, durch das zitternde Weiß geschützt vor weiterer menschlicher Einmischung.

Ungefähr hundert Kilometer westlich von Abu el-Abjat, halbwegs zwischen Abu Dhabi und Qatar, liegt eine andere Insel. Im

Gegensatz zu Abu el-Abjat, das einem sonderbaren anderen Planeten angehört, ist Sir Bani Jas wenigstens ein Teil dieser Erde. Diese Insel hat niedrige Hügel und ein wenig Buschvegetation, und neben Scheich Zajeds Strandpalast ist eine kleine Landebahn, bemannt von einem gelangweilten Kontingent der amerikanischen Luftwaffe.

Scheichs pflegen einander großartige Geschenke zu machen. Am Persischen Golf bestehen die Geschenke oft aus Tieren, die nicht selten unerwartet, unerwünscht oder schlechthin lästig sind, etwa mehrere männliche Strauße oder ein Wurf Tigerwelpen. Auch Botschafter und um Gunst werbende Politiker haben die Neigung, mit ungeeigneten Vögeln und Säugetieren zu erscheinen, auf die die Empfänger nicht vorbereitet sind, und die sie unter Umständen gar nicht mögen. Deswegen kommen im Zoo von El-Ain jede Woche aus heiterem Himmel verfrachtete Großkatzen, Adler und dergleichen an. Die Scheichs sind zu höflich, die Geschenke abzulehnen; aber sie übergeben sie einfach dem Tiergarten, wenn die Gäste gegangen sind, und dann stehen wir vor dem Problem, Quartiere zu finden, neue Mitglieder in bestehende soziale Gruppen einzuführen, eine Quarantäne zu schaffen, um die Ausbreitung von ansteckenden Krankheiten zu verhüten, für Impfungen, Nahrung und sonstige Bedürfnisse zu sorgen.

Es ist merkwürdig, wie Diplomaten es fertigbringen, kostbare, von der Ausrottung bedrohte Tiere aufzutreiben — affenfressende Adler, Komodo-Warane, Japanische Falken — und sie rings um die Welt zu befördern. Doch in Anbetracht der Notwendigkeit, dem König Öl zu huldigen, fällt es denjenigen, die Tierschutzgesetze erlassen, nicht schwer, sie zu brechen, wenn es nötig ist. Die arabischen Scheichs am Persischen Golf haben einen heiklen Geschmack, was Tiere anbetrifft, und ihre zoologischen Vorlieben und Abneigungen sind nicht so, wie es sich die Lieferanten vorstellen. Aus Adlern, Kamelen, Papageien, Tukanen, Wölfen, Schweinen, Leoparden, Känguruhs, Bären und Reptilien machen sich die Scheichs nicht viel. Wer zum Beispiel einen Vertrag über die Lieferung von Puddingpulver ins Emirat Umm el-Qaiwan ergattern möchte, gewinnt am ehesten mit den folgenden Gaben einflußreiche Freunde: Rotwild, Gazellen, Antilopen, Falken, Trappen, Schafe, Strauße, Finken und Geparde.

Im Jahr 1981 wurden Scheich Zajed von einem Edelmann in Dubai zehntausend junge Fasane geschenkt. Mit diesem Vogel war er nicht vertraut, und so befahl er, sie nach Sir Bani Jas zu schicken, der

unfruchtbaren kleinen Insel, wo sie in großen Drahtgehegen mit schützenden Schlupfwinkeln aus Holz und Palmwedeln untergebracht wurden. Nach einiger Zeit bemerkten die indischen Wärter Krankheitszeichen, und dann starben täglich immer mehr Vögel. Als das schließlich Scheich Zajed zu Ohren kam, saß er gerade bei einem Glas Sorbet im Pavillon seines Strandpalastes in Abu Dhabi und befahl sofort einem seiner Höflinge: «Der englische Zoo-Arzt soll kommen!» Auf der Stelle fuhren vier beturbante Beduinen in weißem Gewand mit einem Repetiergewehr auf dem Schoß in einem schwarzen Lincoln Continental nordwärts zur Oasenstadt El-Ain. Als sie eintrafen, war ich damit beschäftigt, ein Flußpferd, das außerhalb des Wassers zu lange in der Sonne gedöst und sich einen Sonnenbrand geholt hatte, mit einer klebrigen Mischung aus Lanolin und Cortisonsalbe einzuschmieren. Chris Furley befand sich auf Urlaub im Fernen Osten, und ich hielt die Festung, wobei ich mir manchmal recht edel vorkam. Ich hatte alle Hände voll zu tun, denn viele Tiere im Zoo brauchten ärztliche Betreuung, sowohl die in Quarantäne gehaltenen, die größtenteils an Durchfall litten, als auch andere, die wegen eines Fremdkörpers im Magen operiert oder denen brandige Zehen amputiert werden mußten. Dazu kamen die täglichen Listen von Gazellen und Antilopen, die draußen in der Wüste in riesigen Gehegen gehalten wurden. Sie mußten angepörscht und mit der Narkosepistole betäubt werden, damit ich die Ursache ihres Lahmens, ihrer eitrigen Augen oder ihres Appetitmangels feststellen konnte. Die Abberufung durch vier bewaffnete Abgesandte hatte mir gerade noch gefehlt.

Aber man kann bei derartigen Anlässen nicht einfach «La, la, la» sagen, was im Arabischen «Nein» heißt. Eine Weigerung hätte mir zwar keine Enthauptung und keinen jahrelangen Aufenthalt in einem Kerker eingetragen, wie zu Zeiten Harun al Raschids — die schlimmen Bestrafungen sind heute den Schwerverbrechern vorbehalten —, aber «La, la, la» hätte in meinen Fall Visaschwierigkeiten bedeutet.

Es hätte keinen Zweck gehabt, den vier Männern allein nach Sir Bani Jas zu folgen; ich brauchte einen Dolmetscher. Zum Glück war Dr. Qassan gerade da. Er willigte ein, mit mir zu kommen. Nachdem ich in aller Eile meine Arzttasche gepackt hatte, fuhren wir in seinem Wagen hinter dem Lincoln von Scheich Zajeds Leuten durch die Wüste.

Wir rollten die lange Küstenstraße zwischen den Dünen hinunter, wohl eine der gefährlichsten Straßen auf der Welt. Alle paar Meter

sieht man zertrümmerte Autos im Sand; manchmal legen tote Kamele von der irrsinnigen Fahrweise der Araber Zeugnis ab. Parallel zur Straße zogen Kamelkarawanen nach Dubai zum Rennen in der nächsten Woche; die zerlumpten jungen Reiter hoben sich vom roten Abendhimmel ab. Weiter draußen nisteten die gebleichten Zelte eines Beduinenlagers zwischen den Dünen; Männer knieten auf Teppichfetzen inmitten ihrer schwarzen Ziegenherden und verneigten sich gen Mekka. Als es dunkel wurde, kehrten wir in einer Baracke am Straßenrand ein, um uns an 7-Up und Datteln zu erlaben; dann ging es im Eiltempo weiter nach der Hauptstadt. Endlich kamen wir bei den ersten von etlichen Wachtposten vor dem Strandpalast an. Unsere Begleiter sprachen mit den Wächtern, worauf wir in den Garten gewiesen wurden, wo hellbeleuchtete Fontänen zwischen Oleander- und Euphorbiensträuchern und marmorne Pavillons, Lauben und Türmchen in bunten Lichtern funkelten wie auf einem Jahrmarkt. Wir wurden in einen Pavillon geführt, ein längliches Gebäude mit durchbrochenen Wänden. Drinnen verlief in der ganzen Länge des weißen Alabasterflurs eine Sandgrube mit ungefähr zwanzig tuch- und lederbedeckten Blöcken, auf denen Wanderfalken geduldig hockten, die den Kopf auf die Seite legten, um die Neuankömmlinge zu beäugen. Ringsum waren in Hülle und Fülle Kissen und Telefonapparate angebracht. Beduinen räkelten sich auf den Kissen, unterhielten sich leise zu zweit oder zu dritt, spielten mit ihren Kamelstöcken oder telefonierten. Ein Diener ging herum und bot in durchsichtigen Täbchen süßen roten Suleimantee an.

«Wir müssen hier warten», sagte Qassan. «Der Scheich wird irgendwann kommen. Sie können gern das Telefon benutzen, Herr Doktor.»

«Aber ...»

«Es steht Ihnen frei. Möchten Sie nicht irgendwo anrufen, zu Hause, bei Doktor Greenwood, in den Vereinigten Staaten?»

Ich blickte mich um. Fast jeder hing jetzt an der Quasselstrippe. Das gehörte zu den Vorrechten, die der Besucher hier genoß. Im Palast eines Scheichs sind alle, ob Gäste, Günstlinge oder Bittsteller, dem Regime einer unberechenbaren und faszinierenden mittelalterlichen Autokratie unterworfen. Hier konnte jeder, auch der ärmste Nomade, einen Antrag stellen, und wenn er Glück hatte, befaßte sich der große Herrscher bei den täglichen Audienzen sofort damit. Fehden wurden bereinigt, Eigentumsrechte an Kamelen klargestellt, Verlobungen gestiftet. Ein Hersteller von schmucken

Falkenhauben oder Fußriemen saß etwa neben einem Geldsammler der PLO, dem deutschen Botschafter oder einem islamischen Gelehrten. Möglich, daß allen eine sofortige extravagante Gunstbezeugung zuteil wurde, doch ebenso gut möglich, daß sie mit leeren Händen gehen mußten, nachdem sie als Trostpflaster für stundenlanges Warten Tee erhalten hatten und Ferngespräche hatten führen dürfen. Europäer, die sich öffentlich zum Islam bekannt hatten, konnten sicher sein, 60 000 Dirham (ungefähr 35 000 Pfund) oder noch mehr geschenkt zu bekommen, und Lieferanten von allerneuesten Aphrodisiaka durften stets mit einem Bombengeschäft rechnen.

Nachdem ich zu Hause angerufen und von Hanne gehört hatte, was Andrew tat und trieb, lehnte ich mich auf meinem Kissen zurück und trank meinen Tee, wobei ich mich bemühte, den starrenden Augen des mir zunächst sitzenden Wanderfalken zu widerstehen.

Eine Stunde verging. Dann erschienen Soldaten, Höflinge, Diener, ein Imam, der ein graues Priestergewand und einen roten Fez trug, und weißgekleidete arabische Knaben mit Spitzenkappchen und Kamelstock und zum Schluß eine hohe, imposante Gestalt in goldgeränderter Robe. Eine Adlernase, Augen wie gebrannte Mandeln in einem Menschenantlitz, eine Haut wie Sattelleder, ein glänzender schwarzer Bart — das war Scheich Zajed. Er blieb in dem Lichtkreis vor dem Eingang des Pavillons stehen. Er sah zu, wie alle, die gewartet hatten, aufstanden und sich mit den Höflingen zu einem Zug formierten. Dann schritt er voraus durch den Garten zu dem steinernen Palast, wo Lichter hinter den mauresken Fenstern und Eingängen glimmten.

Einige aus der Menge verloren sich im Garten, nur etwa fünfzig bis sechzig Prozent betraten geradewegs einen Bankettsaal, in dem es von Spiegeln, Kronleuchtern und vergoldetem Holz nur so glitzerte. Qassan steuerte mich auf einen Stuhl zu. Als alle saßen, kamen Diener, die Silberschüsseln mit Hammelfleisch, Reis, Datteln, frischen grünen Pfefferschoten und Wassermelonen brachten, und das Essen begann. Braune Arme streckten sich rings um den Tisch aus, und kräftige Finger rissen Stücke von dem heißen Fleisch ab. Scheich Zajed beherrschte das Tischgespräch, wobei er sich offenbar als begabter und geistreicher Erzähler erwies. Obwohl ich die Sprache nicht verstand, verrieten mir seine Gesten, was er sagte, und Qassan bestätigte mir zwischendurch, daß ich richtig geraten hatte.

Zajed war kürzlich in Pakistan auf Jagd gewesen; der Palast, in dem er wohnte, stand in der Nähe einer Moschee, deren Muezzin wie üblich bei Tagesanbruch die Gläubigen weckte, damit sie ihr Gebet verrichteten, sobald das Licht genügte, um zwischen Hell und Dunkel zu unterscheiden, und sich dann an die Arbeit machten. Dieser Muezzin nun hatte eine höchst unangenehme Stimme. Der Scheich ahmte den grellen Ton des Mannes nach, der auf dem Balkon des Minaretts die uralte Aufforderung «Allahu akbar ...» ins Weite schrie. Alle arabischen Gäste brüllten vor Lachen, und dann begann eine Art Gespräch, die man häufig auch unter Christen hört, wenn die Rede von der unliebsamen Art des Predigens eines Geistlichen ist. Der Beduine neben mir stand auf, als das Gelächter verebbt war, und ahmte einen noch schlimmeren Muezzin nach. Die ganze Versammlung klatschte in die Hände und amüsierte sich königlich. Jeder wollte den andern mit der Nachahmung seines eigenen «Minarettungeheuers des Monats» übertrumpfen. «Allahu akbaaaaaar», «Alla-hu-ak-ak-ak-baaar-hu!» widerhallte es rings im Saal. Alle möglichen unmelodiösen Rufe wurden vorgeführt und von den dankbaren Zuhörern begeistert beklatscht. Man schwelgte in Verunglimpfungen, aber die Vorstellung wurde von Männern gegeben, deren Glaube und tägliche Ausübung der islamischen Riten ihr ganzes Leben in einzigartiger Weise beherrschten, wie es sonst nirgends in der moslemischen Welt der Fall ist. Es war wirklich lustig, und ich stimmte in das Gelächter ein.

Nach dem Essen erhob sich Scheich Zajed und begab sich schnell in sein Privatbadezimmer, um sich die Hände zu waschen. Wir ändern erledigten das in der Herrentoilette, die so groß und so schmuck ausgestattet war wie ein Ballsaal.

«Jetzt müssen Sie versuchen, mit dem Scheich zu sprechen», sagte Qassan zu mir. «Ich will sehen, ob ich ihn abfangen kann, wenn er aus seinem Badezimmer kommt.»

Als der Scheich auftauchte, ging Qassan rasch auf ihn zu und sprach ihn leise an. Auf einmal winkte er mich zu sich.

«Salaam aleikum», begrüßte ich den großen Mann.

«Salaam aleikum, Herr Doktor.»

Dann übersetzte Qassan: «Seine Hoheit wünscht, daß Sie nach Sir Bani Jas gehen und dort die Fasane untersuchen. Bitte gehen Sie und erstatten Sie nachher hier Bericht. Der Scheich besorgt Ihnen ein Flugzeug der Luftwaffe.»

Der Befehl war ergangen, und er wurde befolgt. Ein Fürst von königlichem Geblüt und Offizier in der Garde des Herrschers wurde

sofort zu uns abgeordnet, eine Limousine herbeigepfiffen, und wir fuhren ohne Verzögerung ab. Im Flughafen führte uns unser Begleiter in die Halle für bedeutende Persönlichkeiten, die umgeben war von unappetitlichen Gestalten in schlechtsitzender Uniform und mit Bartstoppeln, die mindestens eine Woche alt waren. Zwei von ihnen hielten uns an, als wir eintraten, und beschlagnahmten wortlos das Desinfektionsmittel Aerosol, das ich in unterentwickelten Ländern für den Notfall immer bei mir trage. In der Halle tranken wir Coca-Cola, während uns weitere unfreundliche Individuen umstanden. In dem Sessel neben mir saß ein schweigsamer Herr mit kantigem Kinn, das ebenfalls eine Rasierklinge hätte brauchen können. Es war Yassir Arafat, und die vierschrotigen Kerle in der Halle waren seine Minister.

Unser Fürst verschwand und kehrte eine halbe Stunde später mit der Meldung zurück, die uns zugedachte Maschine sei bereit. Wir verließen die Halle und kletterten an Bord des Learjet. Zwanzig Minuten dauerte der Flug über den Golf, dessen Wasser im Licht des Vollmonds glänzte. Als wir in Sir Bani Jas landeten, strömte die ganze hier stationierte Abteilung der amerikanischen Luftwaffe herbei, um uns zu begrüßen und bei dem Fasanenproblem zu helfen. Es ist nicht leicht, zehntausend Fasane in Drahtgehegen im Scheinwerferlicht von Landrovern zu untersuchen, aber mit Hilfe der Wärter, der Männer von der Luftwaffe und meines Kollegen Qassan gelang es mir, ein paar Dutzend einzufangen. Sie waren in schrecklicher Verfassung. Viele lahmten und hatten geschwollene Gelenke. Das Federnausrupfen schien bei ihnen an der Tagesordnung zu sein, denn einige waren am ganzen Körper kahl. Alle waren schlecht ernährt und hatten Untergewicht. «Womit werden die Fasane gefüttert?» fragte ich die Wärter.

«Mit dem Futter, das vom Festland geschickt wird», lautete die Antwort.

Ich ließ mir einen Sack Vogelfutter bringen und griff mit der Hand hinein. Es war reine Kleie. «Sonst nichts?» erkundigte ich mich. «Verfüttern Sie sonst nichts?»

«Aber nein, Herr Doktor. Wir haben unsere Anweisungen.»

Ich hegte kaum Zweifel, daß die Ursache des Übels in falscher Ernährung zu suchen war, und ließ ein paar kranke alte Vögel töten, um sie im Scheinwerferlicht zu sezieren. Die jämmerlichen Kadaver waren anämisch und hatten nicht den geringsten Fettvorrat. Die Knochen waren weich und an manchen Stellen gebrochen. Gewiß, es lag an schlechter Ernährung. Kleie gibt einen nützlichen

Breiumschlag für Pferde ab und liefert allen Säugetieren, von Eseln bis zu Menschen, die notwendigen Ballaststoffe, aber an sich bildet sie für kein Lebewesen eine reichhaltige, ausbalancierte oder wertvolle Nahrung, nicht einmal für Mehlwürmer. In der freien Natur leben Fasane von Körnern, Samen, Schößlingen und Insekten; in der Gefangenschaft muß man ihnen ähnliche kornartige Nahrung geben wie Hühnern, die ausgewogene Mengen an Eiweiß, Stärke, Vitaminen und so weiter enthält.

Wir übernachteten auf der Insel im Scheichspalast, der verseucht war von dicken, ziellos umherschwirrenden Maikäfern, die mit eintöniger Regelmäßigkeit eine Bruchlandung nach der andern auf mir verübten, während ich in der Feuchtigkeit schwitzte. In aller Frühe flogen wir nach einem Morgenessen, das aus rotem Bohnenbrei, rohen Zwiebeln und arabischem Brot bestand, nach Abu Dhabi zurück, um Scheich Zajed von meinem Befund in Kenntnis zu setzen. Er war nicht mehr im Strandpalast, war nach Norden aufgebrochen, wie es hieß. Die Wache wick Qassans Fragen aus und deutete auf sein Drängen nur an, wir könnten ihn vielleicht in «Hadega Gazlan» finden, im Gazellengarten, der 75 Kilometer entfernt lag.

Scheich Zajed war tatsächlich dort, als wir ankamen; er besichtigte einige seiner Falken, die in Holzgebäuden auf einem kleinen Hügel untergebracht waren, wo der Wind für Luft und Kühle sorgte. «Nun, Herr Doktor», sagte er, nachdem wir gewartet hatten, bis er damit fertig war, neue Lamahauben und bestickte Sämischederriemen für seine Lieblinge auszusuchen und sie ihnen mit eigenen Händen anzupassen. «Was ist mit den Fasanen?»

«Sie sind sehr krank», gab ich Bescheid. «Sie leiden an schwerem Eiweißmangel.»

Der Scheich schlug den Schleier seines Kopftuchs über die Schulter und hörte sich Qassans Übersetzung mit hochgezogenen Brauen an.

«Und was für eine Behandlung schlagen Sie vor, Herr Doktor?»

«Anderes Futter, Hoheit. Feingehacktes Fleisch, Luzernemehl ...»

«Futter? Futter? Sie bekommen ja Futter. Ich schicke zentnerweise Futter nach Sir Bani Jas.»

«Ja, gewiß. Aber es ist Kleie, das genügt nicht.»

Scheich Zajed schnaubte. «*Kalaam faarigh!* Unsinn! Hören Sie, Herr Doktor, das Futter, das Sie Kleie nennen, war sehr gut für andere Vögel, die ich gehalten habe, für Tauben, Hühner und Enten. Wollen Sie behaupten, für die Fasane sei es nicht gut genug?»

«Ja, so ist es, Hoheit.»

Er sah mich böse an und schnippte dann mit den Fingern. «Also schön, also schön. Wenn diese Fasane so heikle Vögel sind, reißt mir die Geduld. Nehmen Sie sie in den Zoo. Ich bin fertig mit ihnen.»

«Ich bitte Sie, Tausende ...»

«In den Zoo mit ihnen, Herr Doktor!» In diesem Augenblick begann der Muezzin vom Minarett der Privatmoschee zum Mittagsgebet aufzurufen. Ich weiß noch, er hatte eine honigsüße Stimme.

«Ich muß jetzt beten gehen, Herr Doktor. Befreien Sie bitte die Insel von diesen leidigen Vögeln.» Scheich Zajed machte auf den Absätzen seiner Sandalen kehrt und begab sich zur Moschee, indem er die lästigen Fliegen mit seinem Kamelstock verscheuchte.

Noch mehr unerwünschte Tiere für den Zoo: An die zehntausend Fasane brauchten nicht nur viel Platz, sondern auch viele Käfige und viel Frachtraum in Flugzeugen und Lastwagen. Aber der Scheich hatte gesprochen. Es blieb keine andere Wahl. Als wir nach El-Ain zurückfuhren, sagte Qassan: «Wenn Sie nicht von anderer Ernährung gesprochen, sondern einfach empfohlen hätten, zur Heilung der Krankheit etwas Medizin zuzusetzen, dann wäre alles in Ordnung gewesen. Medizin ist ein Allerweltsausdruck, den er verstehen würde. So aber sagten Sie ihm, er hätte verkehrtes Futter gewählt. Entweder er oder die Vögel mußten das Gesicht verlieren. Scheich Zajed verliert nie das Gesicht. Jetzt müssen wir die verdammten Viecher umquartieren.»

Am Straßenrand sah ich ein totes Kamel, das tags zuvor noch nicht dagelegen hatte. Ein schwarzer Milan saß auf seinem Kopf und hackte ihm sauber ein Auge aus. Es stimmte, ich hatte die Sache verpfuscht, bei Scheich Zajed ebenso wie bei Scheich Dschamal, dem ich in bester Absicht die Wunder des Mikroskops hatte vorführen wollen. In Arabien kann man immer wieder etwas lernen.

Sechstes Kapitel

Tragödien und Tragikomödien

Der Kalifornische Seelöwe in Woburn Abbey war George getauft worden, weil man ihn in seiner Jugend für ein Männchen gehalten hatte. Als Terry Nutkins, mein Reisegefährte in Macau, ihn kaufte, hatte das Tier sein wahres Geschlecht längst zu erkennen gegeben, und es war trüchtig. Zu gegebener Zeit kam im Delphinarium ein hübsches, gesundes Weibchen zur Welt, aber schon nach wenigen Stunden zeigte es sich, daß George ihr Kind nicht säugen wollte. Terry und ich mußten rasch eine Entscheidung treffen: entweder eine Weile kämpfen und hoffen, daß George sich anders besinnen würde, während wir ihre Milchdrüsen mit Hormonen anregten, oder es mit künstlicher Aufzucht versuchen.

Bei gefangenen Seelöwen ergibt sich selten eine Geburt, und es ist schwer, die Jungen mit der Flasche aufzuziehen; aber wir hatten gerade von erfolgreichen Fällen in Wales und in Holland gehört, und wir wußten, daß der im Zoo von Chessington geborene Seelöwe Buster dank einer Mischung von Heringen, Doppelrahm, Lebertran und Wasser normales Gewicht gewonnen hatte. Deshalb beschlossen wir, Georges Junges, das Terry und seine Frau Gemini getauft hatten, künstlich zu ernähren.

Wie immer bei Seelöwen, war der Anfang schwer. Terry mußte es mit vielen verschiedenen Gummischnullern versuchen, bis er herausfand, welche Lochgröße Gemini zusagte. In den ersten zehn Tagen änderten wir die prozentuale Zusammensetzung der künstlichen Milch etwa ein dutzendmal und fügten ein Milchpulver sowie ungesättigte Fettsäuren hinzu. Das gewöhnliche Milchpulver, das man für Säuglinge und Welpen verwendet, kann für Robben und Seelöwen wegen des darin enthaltenen Milchzuckers (Laktose) tödlich sein; denn bei Meeressäugtieren werden nicht die Enzyme erzeugt, die zur Spaltung des Milchzuckers notwendig sind. Terry fütterte das braune Fellbündelchen jede Stunde rund um die Uhr, und sowie sich bei Gemini Symptome von Bauchgrimmen, Durchfall oder Appetitverlust zeigten, rief er mich an, um die nächste Maßnahme zu besprechen. Einmal, als Darmkrämpfe und Erbrechen auftraten, sprang Terry in seinen Wagen und brachte Gemini zu mir nach Lightwater, und auf der Terrasse hinter dem Haus befreiten wir das Kerlchen mit vorsichtig angewendeten warmen Klistieren von seinen Schmerzen.

Allmählich gewöhnte sich Geminis Organismus an die von Menschenhand hergestellte Kost. In besseren Händen hätte der kleine Seehund gar nicht sein können, denn Terry liebte Tiere sehr und hatte schon viele schwer zu behandelnde Arten, darunter Otter, aufgezogen. Entschlossen und konsequent, wie er war, konnte er auch mit Gemini fertig werden, als sie groß genug war, daß ich daran denken konnte, sie zu entwöhnen. Es hatte vieles für sich, zu fester Nahrung überzugehen, vor allem würde Gemini dann schneller zunehmen. Seelöwen sind nicht leicht von der Flasche abzusetzen; es bedarf wochen- und manchmal monatelanger Zwangsfütterung, bevor sie auf den Gedanken kommen, Sprotten, Makrelen und Heringe zu verschlingen. Es ist so schwer, mit ihnen fertig zu werden, weil ihre Kiefer kräftiger sind als die eines großen Hundes und weil der starke Körper so schlüpfrig ist. Terry hatte im Kampf mit Ottern schon drei Fingerglieder verloren, aber er ließ sich nicht verdrießen, schlug sich fünfmal am Tag mit dem widerspenstigen Seelöwen herum, stemmte ihm die Schnauze auf und stopfte ganze Fische hinein. Um die Gefahr zu verringern, daß Terry gebissen wurde — das kann zu einer schmerzhaften Entzündung führen, die früher bei Wal- und Robbenfängern häufig auftrat —, versorgte ich ihn mit einer Zange, die Tierärzte zur Geburtshilfe bei Hündinnen benützen. Dank dem langen Stiel und den runden Greifern konnte Terry damit dem Seehund einen Fisch in den Schlund stopfen, ohne Gefahr zu laufen, noch mehr Fingerglieder zu verlieren. Doch da er die Zange schwerfällig und «gefühllos» fand, verzichtete er bald auf den Gebrauch und kehrte zur gefährlicheren Handfütterung zurück.

Da Gemini kurz nach ihrer Geburt von George entfernt worden war, wurde sie auf ihren Pflegevater Terry geprägt (psychologisch an ihn gebunden); denn für sie war Terry der Vater, ein zweibeiniger Seelöwenbulle. Oder vielleicht hielt Gemini sich für einen schlüpfrigen Menschen. Als es soweit war, daß sie alle Fische widerspruchslos entgegennahm, erhellte es sich, daß sie nur fressen mochte, wenn Terry zugegen war oder — später — wenigstens seine Frau Jackie. War Terry nicht da, so fraß Gemini kein Krümelchen. Zwei, drei Tage konnten vergehen, und standhaft verweigerte sie die leckersten Tintenfische, Sardinen und Heringe. Vater Terry mußte der Spender sein. Sobald Terry wieder da war, hörte sie mit dem Hungerstreik auf und fraß wieder normal.

Infolgedessen konnte Gemini nie für längere Zeit in andere Obhut gegeben werden. Terry und Jackie kauften sich ein schönes Haus

auf der Insel Skye, nahe am Ufer von Kylerhea; dahinter erhoben sich steile Bergwände. Der junge Kalifornische Seelöwe lebte sich in seinem neuen Schwimmbecken, einem umgebauten Bootshaus, schnell ein und hatte Freude daran, mit seinem «Vater» die Felsenbuchten zu erforschen, und er gewöhnte sich leicht daran, mit Terry regelmäßig nach Bristol zu fahren, wo er im «Animal-Magic»-Programm der BBC als Star brillierte. Gemini wuchs vor Millionen von Fernseh-Zuschauern auf; sie sahen sie, als sie zum erstenmal einen Fisch annahm, als sie ihre instinktive Liebe zum Wasser entdeckte und mit vielen Geschöpfen Bekanntschaft schloß, angefangen von Hunden bis zu Säuglingen in Gestalt von Terrys Tochter und meinem Patenkind Jennifer Jane.

Gemini war ein gesundes, glückliches Seelöwenweibchen und benötigte nach dem Ende der künstlichen Ernährung meine tierärztlichen Dienste nie mehr, wenn man von merkwürdigen kahlen Hautstellen absieht, die ich mit Vitamin H behandelte, die aber bald, wahrscheinlich von selbst, verschwanden. Sie war wie ein Familienmitglied und wurde nie allein gelassen. Stets waren Terry oder Jackie für sie da, obwohl sie im Alter von zwei Jahren dazu gebracht werden konnte, auch von nahen Freunden der Familie Fische anzunehmen.

Als Star der «Animal-Magic»-Sendung hatte sie eine große Anhängerschaft, und Terry wurde sogar aufgefordert, ein Buch über sie zu schreiben. Kalifornische Seelöwen sind nicht leicht zu beschaffen; selten werden sie von einem Zoo zum Kauf angeboten, eben weil sie sich in der Gefangenschaft fast nie fortpflanzen. Aus- und Einfuhr werden durch strenge Arterhaltungsgesetze kontrolliert, besonders seitens der Vereinigten Staaten. Der Preis für ein unakklimatisiertes, undressiertes, gestrandetes junges Tier beläuft sich, wenn man alle notwendigen Zulassungspapiere erworben hat, auf über 7000 Mark — ohne die Transportkosten. Solche Findlinge, die einzigen Vertreter der Gattung, deren Besitznahme die Amerikaner heutzutage erlauben, sind oft in sehr schlechter Verfassung und bedürfen mühevoller Pflege und Aufmerksamkeit, ehe sie transportfähig sind. Demnach muß Gemini an ihrem zweiten Geburtstag im Jahr 1982 70 000 Mark wert gewesen sein. «Du solltest sie endlich versichern», sagte ich mehrmals zu Terry. «Sie wird für deine TV-Karriere immer wichtiger.»

Angenommen, nur angenommen, es stieß ihr etwas zu? Seelöwen sind an sich zäh, längst nicht so anfällig wie Delphine, aber sie können mitunter einer plötzlichen Infektion zum Opfer fallen,

verursacht durch sogenannte Clostridien, Sporenbildner, die man gewöhnlich mit Epidemien unter Schafen in Verbindung bringt und die schuld waren an den schrecklichen Gasbrandfällen bei den Soldaten im Ersten Weltkrieg. Ein Zauberkünstler, der ein weißes Kaninchen oder zwei Tauben verliert, kann für seine Nummer leicht Ersatz finden, und bei den «Flipper»-Fernsehserien hat man viele verschiedene Delphine benützt (alle großen Tümmler sehen für den Laien gleich aus); aber ein Seelöwe wie Gemini war einzigartig. Für ihn hätte es niemals Ersatz gegeben.

Terry vertrat die Ansicht, wenn Gemini etwas zustieße, könnte kein Geld auf der Welt ihn für das entschädigen, was das Tier ihm bedeutete. Da er es mit aller Sorgfalt pflegte und ihm nicht nur die besten Heringe und Makrelen vorsetzte, sondern es auch zusätzlich mit Vitaminen und Mineralstoffen versorgte, sah er nicht ein, warum es nicht zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt werden sollte. Man kannte ja sogar Fälle von Kalifornischen Seelöwenweibchen, die dreißig Jahre alt geworden waren.

Im Lauf der Jahre war ich in Zweifelsfällen oft von der Versicherungsgesellschaft Lloyd's konsultiert worden. Einmal sollte sie tausend Krokodile in Bangkok für eine Totalsumme von einer Million Dollar versichern. Ich riet ihr davon ab. Erstens einmal, wie konnte man tausend Krokodile, die wahrscheinlich in einem schlammigen Teich gehalten wurden, überhaupt zählen? Jedenfalls war es unmöglich, so viele Reptilien an einem einzigen Ort so zu halten, daß sie gesund blieben. Die Wahrscheinlichkeit war groß, daß es zu Erkrankungen und sogenannten moralischen Verstößen kam. Ebenso riet ich einer Versicherungsgesellschaft ab, als ein nordamerikanisches Aquarium einen «blauen Hummer» für die runde Summe von einer Million Dollar versichern wollte. Alle Hummer sind «blau», bevor sie gekocht werden, und es wäre ein leichtes gewesen, einen perfekten Mord zu verüben, denn bei den wirbellosen Tieren braucht man nur an dem Wasser herumzupfuschen, was sich bei einer Autopsie unmöglich feststellen läßt.

Andererseits gab ich gern meine Zustimmung, als die Whiskyfirma Cutty Sark vor einigen Jahren mit Lloyd's für Nessie, das Ungeheuer von Loch Ness, eine Lebensversicherung abschließen wollte, falls es lebend gefangen würde. In diesem Fall konnte man wohl kaum mit einem Ersatz schummeln!

Ich ließ also nicht ab, Terry wegen Geminis Versicherung zuzureden, und schließlich willigten beide Parteien ein. Lloyd's ließ

sogar zu, daß die BBC im Hause der Versicherung ihre Scheinwerfer und Kameras aufstellte und das Ereignis filmte, als Gemini ihre Police erhielt, nachdem ich mein Gesundheitsattest überreicht hatte. Gemini verlebte in London einen lustigen Tag. Sie wog jetzt 75 Pfund, so daß Terry mit ihr ein beträchtliches Gewicht zu tragen hatte. Als er sie in der feierlichen Halle der Versicherungsgesellschaft absetzte, watschelte sie herum, bellte neugierige Zuschauer begeistert an und schnappte spielerisch nach den gestreiften Hosenbeinen der ernstesten Herren, die dem wichtigen Geschäft der Unterzeichnung oblagen. Als wir für Außenaufnahmen in einem schönen Rolls-Royce um Westminster herumfuhren, lehnte sie sich aus dem offenen Fenster und schnappte nach den zusammengerollten Regenschirmen und Mappen der Leute, die auf dem Bürgersteig standen. Solange Terry bei ihr war, fühlte sie sich glücklich und benahm sich wie ein treuer, besitzanzeigender Hund, der sein Herrchen beschützen will. Sechs Monate später war ich gerade in Antibes und schlug mich mit Kims andauernden Problemen herum, als Terry mich anrief. Sowie ich seine Stimme vernahm, wußte ich, daß etwas Schlimmes geschehen war. Er war mit Jackie und den Kindern für ein paar Ferientage nach Wales gefahren. Zum erstenmal in ihrem dreieinhalbjährigen Leben war Gemini ohne ein Familienmitglied allein zu Hause zurückgeblieben. Sie wurde in dem geräumigen Bootshaus von einem freundlichen Schotten gefüttert, der sie gut kannte und zu den Freunden gehörte, von denen sie Fische annahm. An diesem Morgen hatte er sie beim Betreten des Bootshauses tot vorgefunden.

Ich war ebenso fassungslos wie Terry. Tags zuvor hatte Gemini mit gutem Appetit gefressen und sich ganz normal verhalten.

«Glaubst du, es könnte eine Vergiftung sein?» fragte Terry verzweifelt. «Irgendwie durch die Fische?»

Das war eine Möglichkeit; ich mußte sofort eine Autopsie vornehmen. «Kehr nach Schottland zurück und triff mich am Flughafen Inverness», sagte ich. «Ich fliege mit dem nächsten Flugzeug nach London.»

Hanne holte mich ab, als ich in London landete und gab mir saubere Sachen zum Umziehen, Sezierinstrumente sowie alles übrige, das notwendig war, sowie einen raschen Kuß, ehe ich zu der Maschine nach Inverness lief. Fünf Stunden nach dem Abflug von Nizza beförderte eine Fähre Terry und mich über die schmale Wasserstraße zwischen dem Festland und der Insel Skye. Terrys Gesicht blieb mir unvergeßlich. Wir begaben uns schnurstracks zum

Bootshaus. Drinnen lag Gemini, als ob sie friedlich schlief. Aber neben ihrem Kopf war etwas Erbrochenes. Zusammen trugen wir sie hinters Haus auf einen Grashang.

Es dunkelte schon, und wir mußten beim Schein einer Sturmlaterne arbeiten. Für Terry muß es hart gewesen sein, zuzuschauen und die Instrumente und Gefäße zu halten, während ich den Körper seiner treuen Gefährtin aufschnitt. Die Autopsie war unkompliziert. Nur eine Anomalität konnte ich finden: Die ganze Leber war geschwollen, schwammig und ungewöhnlich kupferfarben. Gemini war an akuter Hepatitis gestorben. Die laborchemischen Untersuchungen bestätigten später diese Diagnose — Zerstörung der Leberzellen durch ein Virus.

Woher stammte das Virus? Was für eine Art war es? Diese Fragen haben noch keine Antwort gefunden. Viren sind geheimnisvolle Wesen; einerseits verhalten sie sich tatsächlich wie lebende Geschöpfe, andererseits entfalten sie die Eigenschaften unbelebter chemischer Moleküle. Der Sammelbegriff gilt für eine besondere Form organischer Strukturen, die sich nicht selbst vermehren können, sondern eine Wirtszelle benötigen. Vielleicht stammte Geminis Virus von einem anderen Tier in der Umgebung, einem Otter, einer Maus oder einem Fisch. Wir wissen einfach zu wenig von der Lebensgeschichte der Viren, namentlich derjenigen, die Meeressäuger heimsuchen. Es wird angenommen, daß sich das Grippevirus des Menschen zwischen den Epidemien manchmal in Schweinen «versteckt». Jedes Jahr werden neue Viren gefunden, die aus den afrikanischen und südamerikanischen Urwäldern kommen. Ständig vollziehen sich Mutationen, und manche Virenarten können jahrelang schlafen. Die Laboratoriumsforschung an Viren, besonders an dem bei Gemini gefundenen, ist schwierig; es stehen keine Seehunde zur Verfügung, die man als Versuchskaninchen benutzen könnte, und in Großbritannien gibt es keine Kulturen von Seelöwenzellen. Vielleicht werde ich nie genau die Natur von Geminis Virus erfahren, und ich frage mich manchmal, ob es ein Zufall war, daß sie starb, als sie zum erstenmal von Terry und Jackie getrennt war, oder ob vielleicht psychischer Streß ihre körperliche Widerstandskraft beeinträchtigt hatte. Gemini wurde auf Skye begraben, und mit ihr endete die interessanteste und erfolgreichste Beziehung zwischen Mensch und Wildtier, die ich jemals erlebt habe. Mit ihr verloren Terry und Jackie mehr als einen Freund; ihr schönes Heim auf Skye konnte nie mehr dasselbe sein wie früher, und sie begannen, die Rückkehr nach England zu planen.

Mein Leben lang habe ich bei Affen, Meerkatzen, Mungos und Pumas Hebamme gespielt. Ich hatte die Hand, den Huf oder die Tatze von Tausenden werdender Tiermütter gehalten, ein Orang-Utanweibchen, dessen Kind in Steißlage lag, in Dämmerzustand versetzt, beide Arme bis zu den Schultern in den Geburtskanal einer Giraffe geschoben, weil sie Schwierigkeiten mit einem übergroßen Kalb hatte, und bei Zebras, Tigern, Gazellen und Tapiren einen Kaiserschnitt gemacht, sowohl in der sengenden Mittagshitze der Wüste als auch in der bitteren Kälte einer skandinavischen Winternacht. In meiner fünfundzwanzigjährigen Zoopraxis sah ich Kälber mit sechs Beinen, Affchen mit durchlöcherter Herz, *blue babies*, Leopardenwelpen ohne Anus und Zebrafohlen, die mit gebrochenem Hals zur Welt kamen, aber nie hatte ich bei einem größeren Vogel als einem Wellensittich Geburtshilfe geleistet. Es kommt oft vor, daß Wellensittiche beim Eierlegen Schwierigkeiten haben.

Zum Glück, dachte ich immer, daß große Vögel wie Strauße, Kasuare und Emus — die größten Radaubröder unter unseren gefiederten Freunden, deren Ausmaß an Temperament und Verfolgungswahn ihrer Größe angemessen ist — ihre Jungen schön verpackt in einem Ei ohne Beistand eines Veterinärs zur Welt bringen können.

Ja, so dachte ich, bis ich in Chessington die Emuhenne Clara kennenlernte. Alle flugunfähigen Vögel sind zum Entgelt mit außerordentlich kräftigen Beinen und Füßen ausgerüstet, außerdem mit einem niederträchtigen Schnabel, mit dem sie an Tierwärtern und sonstigen Eindringlingen in ihr Territorium ihre große Wut auslassen, wie auch an Bewunderern ihrer Frauen, Küken oder Eier und natürlich an Tierärzten. Wenn es ihnen beliebt, können sie einem Menschen den Bauch aufschlitzen, ihn durchprügeln oder auf ihm herumtrampeln. Dabei scheint es ihnen besonderes Vergnügen zu machen, den Menschen, der das unglückliche Opfer ihres Blitzkrieges ist, öffentlich zu demütigen. Man liegt bäuchlings auf dem Boden, während ein Vogel einem mit Füßen wie Schaufeln, gleich dem Betrunknen in der Diskothek, auf dem Rücken herumstampft. Beim Publikum, ehemaligen Schülern oder Freundinnen, die gekommen sind, um sich anzusehen, wie gut man mit wilden Tieren umzugehen versteht, verliert man zumindest das Gesicht.

Trotz ihrer unberechenbaren Angriffslust und ihren abscheulich starken Füßen sind flugunfähige Vögel schwach im Kopf und im

Herzen. Diese ziemlich dummen Geschöpfe haben ein Herz, das mit erschreckender Plötzlichkeit versagen kann. Wenn man zum Beispiel einem Strauß einen Sack über den Kopf stülpt, wie man es bei Pferden macht, die man beruhigen möchte, hört er zwar mit seinen Tritten auf, aber es kann gleichzeitig auch ein Herzstillstand eintreten. Um mit den Ratiten, wie die flugunfähigen Vögel heißen, zu Rande zu kommen, bevorzuge ich die folgende Methode: Ich stürze mit zwei oder drei Gehilfen ins Gehege und packe den Vogel, ehe sein kleines Gehirn Zeit hat, einen Mord zu ersinnen. Wenn wir so nahe wie möglich bei seinen Beinen stehen und die Arme fest um den Halsansatz, den Leib und die mächtigen Schenkel schlingen, sind wir vor jedem Angriff gefeit und haben das Tier in Gewahrsam. Nur muß man dafür sorgen, daß niemand der Luftröhre nahekommt, denn ein zufällig erwürgter Strauß oder Emu ist wertlos — der Markt für Federboas und gebratene Kasuare gehört der Vergangenheit an.

Was nun Clara in Chessington betrifft, so ist sie ein ungewöhnlicher Emu. Die erwähnte Fangtechnik wirkt zwar bei ihr wie bei jedem andern, aber wenn man sie gepackt hat, gibt sie alles auf und unterwirft sich. Anstatt ihren Schnabel zum Beißen oder Stechen zu benutzen, zupft sie bloß damit. Wenn sie nicht mehr weglaufen kann, fängt sie an, systematisch Kleiderstückchen ihres Gefangenenwärters abzureißen. Sie macht das sehr gekonnt, zielt genau und zupft. Entweder reißt dann der Stoff und erleichtert ihr den nächsten Zupfer, oder ein ganzes Stück wird herausgerissen und weggeworfen. Sie ist flink, methodisch und läßt sich durch nichts abschrecken.

Clara war dazu ausersehen, mein erster Geburtshilfefall unter den Flachbrustvögeln zu sein. Das Ei des Emus ähnelt in Größe und Farbe einer Avocado, ist aber weniger groß als ein Straußenei. Im allgemeinen legt die Emuhenne neun bis dreizehn Eier; das Ausbrüten überläßt sie dann dem Hahn (Emus sind offenbar für die Frauenbefreiung). Warum Clara, nachdem sie erfolgreich elf gute Eier gelegt hatte, bei dem zwölften und letzten streikte, ist mir schleierhaft. Jedenfalls tat sie das an einem Sommertag des Jahres 1982. Mick, der älteste und erfahrenste Vogelwärter, war schnell zur Stelle, als sie sich vergeblich anstrengte. Als nach mehreren Stunden das Ei noch immer nicht kam, statt dessen aber ein wenig dunkler Ausfluß, benachrichtigte Mick den Kurator Lionel, der seinerseits mich anrief.

«Wohin mußt du?» fragte Hanne, als ich den Inhalt meiner Tasche

prüfte.

«Nach Chessington, einem australischen Emu beim Kinderkriegen helfen.»

«Was?»

«Ein übergroßes Küken verstopft den Ausgang.»

Ich mußte über ihre verwirrte Miene lachen, doch das Lachen verging mir bald.

Eine Stunde später standen Lionel, Mick und ich mit heißem Wasser und Desinfektionsmitteln in der Nähe bereit, Clara einzufangen. Ich hatte gesehen, daß sie ein paarmal drückte und in ihrer Arbeit offenbar durch irgend etwas gehindert wurde, aber einen Blick auf etwas, das wie Eierschale aussah, hatte ich nicht erhascht.

Lionel zählte bis drei, worauf wir wie ein Mann durchs Tor des Emugeheges krachten und den überrumpelten Vogel umzingelten. Mick nahm die Vordermannstellung ein, legte den einen Arm um Claras Brust und den andern um ihr Schlüsselbein. Lionel klammerte sich wie ums liebe Leben an die muskulösen Hüften. Sekundenlang war Clara verdutzt. Dann sank sie zu Boden, die beiden Männer mit sich reißend. Lionel und Mick knieten neben ihr auf dem Boden, ohne ihren Griff zu lockern. Ich mußte wohl oder übel meine Obstetricuntersuchung in liegender Stellung vornehmen.

Ich schrubbte mir Hände und Arme mit Quecksilberseife ab, rieb sie dann mit Salbe ein und legte mich an Claras hinterem Ende auf den Boden. Da fing das Zupfen an. Getreu ihrem Ruf grabschte Clara nach unseren Kleidungsstücken wie die erste Kundin beim Ausverkauf. Sie ließ ihren Kopf fast um 360 Grad kreisen und den langen Hals schlängeln und betätigte sich mit ihrem eisenharten schwarzen Schnabel. Ritschratsch! weg war eine Hälfte von Lionels Kragen. Pengpeng! zwei Knöpfe fehlten an Micks Hemd. Ich fühlte einen Hieb zwischen meinen Schulterblättern und kühle Luft am Rücken — Clara warf ein taschentuchgroßes Stück meines Hemdes in die Luft. Aus der Ferne waren Gelächter und Händeklatschen zu hören; wir hatten Zuschauer.

Ich erforschte die Kloake des großen Vogels und kam mit der harten, ziemlich trockenen Schale eines Eies in Berührung. Es stak fest. «Au, au!» schrie Mick in großer Qual. Clara hatte einen eleganten goldenen Ohrring erspäht, mit dem Mick sein rechtes Ohr zu schmücken pflegte, und zerrte daran. «Au, au!» Es klang wie die Nachahmung eines gemarterten Papageis. Clara stieß den frohlockenden dumpfen Trommellaut aus, der für Emuhennen

typisch ist, riß den Ring von dem blutenden Ohr und verschluckte ihn.

Stoisch hielten Lionel und Mick sie weiter fest. Ich war in einer angreifbaren Stellung und hegte nicht den Wunsch, allein gelassen zu werden, während mein Arm in einem gereizten, hemmungslosen Emu stak. Zischend verschwand wieder ein Teil meines Hemdes. Mu, mu! frohlockte Clara. Sie machte sich daran, das Loch in meinem Hemd zu vergrößern, besann sich jedoch anders und befaßte sich von neuem mit Mick. Mit erschreckender Zielsicherheit riß sie den Reißverschluß seiner Hose auf. Pick, pick, mu, mu, die Hose des knienden Wärters begann zu rutschen. Die Zuschauermenge auf der anderen Seite des Geheges nahm zu. Ihre Dankbarkeit für die kostenlose Vorstellung, die den Zeitraum zwischen der Fütterung der Seelöwen und der ersten Zirkusvorstellung überbrückte, war herzerwärmend — für Clara.

So sehr ich mich auch bemühte, ich kam mit dem Ei nicht weiter. Ich konnte das eine glatte Ende des Ovals berühren und sogar die Finger ein paar Zentimeter an die Seiten legen, aber es war unmöglich, daran zu ziehen. Das Schmiermittel an meinen Händen löste sich rasch auf. Ich legte, die andere Hand unter das Becken und drückte von innen, um das Ei so hinauszupressen. Ritschratsch! mein Kragen war in Fetzen. Das Ei blieb hartnäckig sitzen.

«Sind Sie bald fertig, Doktor?» stöhnte Mick durch zusammengebissene Zähne.

Nein, das war ich nicht. Ich wollte das Ei weder zerbrechen noch ein Loch hineinbohren. Es mußte einfach herausgleiten! Ein Antilopenkalb wäre mir recht, dachte ich unglücklich, wenigstens kann man da an einem Bein ziehen.

Meine Salbe war nicht glitschig genug. Ich brauchte etwas Fettigeres. «Laßt sie nicht los, Freunde», sagte ich, zog die Hände zurück und stand auf. «Ich bin gleich wieder da.»

Ich überließ sie ihrem Schicksal und rannte zu der Imbißbude unweit des Geheges. «Einen Papierbecher kaltes Öl, bitte», sagte ich, nachdem ich mir einen Weg zur Theke gebahnt hatte.

Der Jüngling, der Kartoffelchips in eine Tüte schaufelte, sah mich böse an. «Wir verkaufen kein Öl, und können Sie sich nicht gefälligst anstellen?»

«Ich bin der Tierarzt hier, geben Sie mir sofort das Öl, bitte! Ich erkläre Ihnen alles später.» Ich konnte es kaum riskieren, zahlende Kunden vom Kauf ihrer Lebensmittel abzuschrecken, indem ich ihnen den Gedanken in den Kopf setzte, die Kartoffelchips im

Chessingtoner Zoo könnten in Öl gebacken sein, das vorher im Leib eines Emus gewesen war.

Widerwillig und mißtrauisch gab mir der Jüngling den Becher Öl, und mit dem Gefühl, eine der neun törichten Jungfrauen zu sein, eilte ich zu Clara, Mick und Lionel zurück. Das Kartoffelöl erwies sich als bedeutende Verbesserung im Vergleich mit der speziellen Obstetricsalbe, deren Verdienste als Gleitmittel normalerweise keineswegs geschmälert seien. Aber immer noch rührte sich das flaschengrüne Ei nicht vom Fleck. Ich schwitzte weidlich mit der Nase in Claras Schwanzgefieder. Das Ei war nicht zu greifen — es fehlte ihm entschieden ein Stiel —, aber wahrscheinlich hat die Natur bei der Erschaffung der Dinge nicht an herumfummelnde Tierärzte gedacht. Mick war inzwischen teilweise unbehöst. Da er kniete, konnte die Hose nicht weiterrutschen, und er hielt heldenhaft stand. Der Union Jack auf seinem Hemd leuchtete patriotisch vor den bewundernden Zuschauern. Clara starrte auf die prächtigen Farben. Ein Werkzeug. Ich brauchte ein Werkzeug. «Bleibt noch eine Minute bei der Stange, Freunde. Ich bin gleich wieder da.»

«Nein, nicht schon wieder», wehrten sich meine Assistenten wie aus einem Munde. «Wir können nicht mehr!»

Ich zog meinen eingeölte Arm heraus und lief abermals davon. Vorbei an dem Imbißstand, um den Eisbärengraben herum, vorbei am Gehege der Pampashasen und am Flamingoteich. Außer Atem kam ich in der technischen Abteilung an. Robin, der Werkmeister, begutachtete mit seinen Leuten gerade neukonstruierte Transportkisten.

«Schnell! Ich brauche so ein Saugding!» stieß ich hervor.

«Ein was?» Entgeistert musterte er mein zerrissenes Hemd, meine öltriefenden Arme und mein verschwitztes Gesicht.

«So ein Ding, mit dem man einen Ausguß oder Ablauf absaugt. Die kleinste Größe.»

«Sie haben doch nicht etwa den Ausguß im Autopsieraum wieder mit Watte verstopft, oder?»

«Nein. Bitte schnell!» Ich dachte an Mick, der eben jetzt von Clara vielleicht ganz entblößt worden war. «Ich will einen Emu absaugen.»

Die Männer platzten beinahe vor Lachen. Als sie sich gefaßt hatten, merkten sie, daß ich keineswegs in lustiger Stimmung war. Robin lief zu einem Gestell mit Klempnerwerkzeugen und brachte mir eine Auswahl von Rundstäben mit einer Gummischale am einen

Ende; ein einfaches Werkzeug, mit dem man Abläufe entstopft. Ich nahm das kleinste an mich und rannte zu Claras Gehege zurück. Die beiden Männer und der Vogel boten immer noch dasselbe malerische Bild; Lionels Oberkörper war jetzt vollständig nackt, und Mick mit seinem blutenden Ohr und dem halbzerfetzten patriotischen Hemd sah aus wie ein Kriegsheld, der im Augenblick des erhofften Sieges erstarrt ist. Clara setzte unangefochten ihr Zerstörungswerk fort. Schnippschnapp, mu, mu! Ihr Schnabel hatte nichts von seinem Schwung eingebüßt.

Ich schrubbte mich nochmals und desinfizierte die Saugpumpe so gut wie möglich. Nachdem ich mir die Hände erneut mit dem Öl eingeschmiert hatte, führte ich die Saugpumpe behutsam in die Kloake des Emus ein. Ich leitete sie mit den Fingerspitzen, bis die Gummischale an die Oberfläche des Eies stieß, dann begann ich sachte zu pumpen. In Claras Innerem blubberte es, als die Saugwirkung eintrat. Vorsichtig zog ich an der Saugpumpe; sie saß fest an dem Ei. Ganz langsam führte ich sie mit der einen Hand an der zarten Schleimhaut des Kloakenkanals entlang, während ich mit der anderen am Stiel zog. Das Ei bewegte sich rückwärts. Millimeter um Millimeter glitt es auf mich zu, und dann erhaschte ich den ersten Blick auf das Flaschengrün. Indem ich das Ei ein wenig drehte, um ihm den Durchgang zu erleichtern, zog ich weiter. Mit einem befriedigten «Plupp!» rutschte es endlich heraus, und danach kam eine Mischung von Öl, Blut und Schleim.

«Ich hab's!» Mit einem Seufzer der Erleichterung griff ich nach einer Spritze, um als Schutzmaßnahme ein Schwefelpräparat zu injizieren. Ein erschöpftes, zerlumptes Trio begab sich in Lionels Büro, mitsamt der Ursache all unserer Mühen. Das Ei sah genauso aus wie jedes andere Emu-Ei, es war weder größer noch rauher oder unregelmäßiger geformt.

Die Zoodirektion ersetzte Mick den Ohrring und jedem von uns dreien das Hemd. Das Ei, das sich nach künstlicher Bebrütung im Vogelhaus als befruchtet erwies, platzte ungefähr einen Monat später, als Mick es gerade behutsam umdrehte. Die Zoodirektion schenkte ihm als Zugabe nochmals ein schönes Hemd.

Der Arni — dieser gewaltige indische Büffel mit der größten Hornauslage aller Wildrinder — im Madrider Zoo hatte an einer ungewöhnlichen Stelle einen Tumor bekommen, nämlich an seiner hängenden Wamme. So groß wie eine Melone, mit einem Hals so dick wie mein Arm, rieb sich die Geschwulst an den Vorderbeinen

und wurde rot und sehr häßlich. Sie mußte chirurgisch entfernt werden. Der Arni ist nicht so aggressiv wie der afrikanische Kaffernbüffel und der kleine Anoa auf Celebes, aber er kann gefährlich werden, wenn sich ihm ein Fremder nähert. Ich besprach die Operation mit Liliana und Antonio-Luis, die nach meinem Dafürhalten die besten Zooveterinäre in Europa sind. Wenn ich mit Kollegen zusammenarbeiten muß, dann am liebsten mit diesen beiden.

Es war nicht möglich, den Tumor abzutasten und ihn dann unter Lokalanästhesie zu entfernen, wie man es bei einer Kuh gemacht hätte. Wir mußten dem Tier vierundzwanzig Stunden lang Futter und Wasser entziehen und danach zwei gemischte Betäubungsmittel benutzen. Das Ärgernis bei Wiederkäuern und besonders bei Rindern besteht darin, daß sie dazu neigen, in bewußtlosem Zustand den Mageninhalt von sich zu geben. Er kommt unseligerweise eher durch Schlund und Nase zurück als durchs Maul, so daß er leicht den Weg in die Lungen findet und so eine tödliche Inhalationspneumonie auslösen kann. Mit Hilfe der eintägigen Hungerkur sollte es möglich sein, ohne großes Risiko zu operieren. In technischer Hinsicht bereiteten Lage und Größe des Tumors keine Schwierigkeiten: rund um den Hals der Geschwulst in gesundes Gewebe schneiden, vielleicht einige Blutgefäße versorgen und schließlich alles zusammennähen.

Es dauerte nicht lange, bis Antonio-Luis, ein glänzender Blasrohrschütze, mit dem Pfeil den Büffel getroffen hatte. So leicht und schonend bohrte sich dieser Pfeil ein, daß der große schwarze Bursche darauf reagierte, als ob es ein Mückenstich wäre, und nur ein paarmal den Kopf hochwarf. Zehn Minuten vergingen, dann knickte er in den Vorderbeinen ein und sank mit geschlossenen Augen zu Boden. Sobald er bewußtlos war, betraten wir sein Gehege und begannen mit der Arbeit. Während Liliana Antibiotika und Antistressmittel injizierte, untersuchte Antonio-Luis Herz und Lungen des Tieres und legte die Beine in eine geeignete Lage. Ich kniete am Boden und begutachtete die Geschwulst. Es schien mir ein gutartiges Fibrom (Bindegewebsgeschwulst) zu sein, aber wegen des dicken Halses konnte man es nicht einfach «abschrauben». Als nächstes nahm Liliana die Waschung und die Desinfizierung vor, derweil ich meine Instrumente auslegte und meine Hände in einem Eimer mit desinfiziertem warmem Wasser schrubbte.

«David, schauen Sie!» rief Antonio-Luis plötzlich scharf.

Ich blickte auf. Der Büffel atmete nicht mehr! Ich setzte ihm mein

Stethoskop auf die Brust. Das Herz schlug noch, aber sehr langsam.

«*Muerto* — tot», murmelte Antonio-Luis, der den einen Augapfel leicht mit dem Finger berührt hatte.

«Künstliche Atmung!» stieß ich hervor. «Liliana, geben Sie ihm zwanzig Kubikzentimeter Doxapram und fünf Kubikzentimeter M285 in die Jugularvene! Ich bearbeite inzwischen den Brustkorb.»

Die Spritze war schon mit dem Gegenmittel gefüllt worden, bevor wir mit der Betäubung anfangen, und Liliana hatte auch eine andere bereit, die ein Präparat enthielt, das das Atmungszentrum im Gehirn anregt. Derartige Vorsichtsmaßnahmen werden nicht nur vom Tierarzt vorgenommen, sondern sie sind auch für uns Menschen wesentliche Lebensretter, wenn durch einen Kratzer mit der Nadel oder ein Tröpfchen ins Auge oder auf die Lippen die geringste Menge eines Betäubungsmittels in unseren Organismus dringt. Das Anästhetikum wirkt bei Primaten (auch beim Menschen) so schnell, daß der Notfall rasches Handeln verlangt; Ambulanz, Arzt, Hospitalisierung, all das käme zu spät.

Einem größeren Geschöpf als einem Gorilla kann man den «Lebenskuß» nicht geben, die übliche Erste Hilfe der künstlichen Atmung eignet sich nicht für Büffel.

Ich sprang dem regungslosen Tier auf die Brust und hielt mich an einer Eisenstange des Zauns über meinem Kopf fest, während ich wie ein Schachtelmännchen auf dem mächtigen Brustkorb des Büffels auf und ab hüpfte. Zuerst stampfte ich mit meinem ganzen Gewicht, um die Lungen wenigstens teilweise zusammenzupressen; dann schnellte ich hoch, damit sie sich ausdehnten und die lebenswichtige Luft einsaugten.

Antonio-Luis, der beim Kopf des Tieres kauerte und den Puls beobachtete, stöhnte auf einmal. «*Mira*, David! Schauen Sie, was hier los ist!»

Eine dunkelgrüne Brühe floß aus den Nüstern des Büffels. Trotz des Fastentages enthielt sein Magen noch genügend Flüssigkeit, daß er erbrach.

«Das ist das Ende», sagte Liliana, die mit den Injektionen fertig war. «Er wird ersticken.»

Der Büffel blinzelte. Ich hörte mit meinem Kosakentanz auf seiner Brust auf, schwang mich vom Zaun und sah gespannt zu. Da! Der Büffel tat einen schwachen Atemzug und atmete dann kurz aus. Darauf hustete er einmal. Er lebte noch! Wenn nicht allzuviel Mageninhalt in die Lungen gedrungen war, konnte ich die Pneumonie verhüten, indem ich ihm sofort Steroide und

breitstreuende Antibiotika gab.

«Wenigstens ist er nicht tot», sagte ich, als ich zur festen Erde zurückgekehrt war. «Geben Sie ihm eine große Dosis Oxytetracyclin und etwas Flumethason. Ich will versuchen, den Tumor in zwei Minuten zu entfernen.»

Zwei Minuten waren das längste mit dem ich rechnen konnte. Keine Zeit für feinere Chirurgie, aber an sich war es ja kein schwieriger Eingriff. In der wabbligen Wamme mußte ich kaum mit Blutgefäßen oder Nerven rechnen; es war nur Fettgewebe. Zwei große Einschnitte würden genügen. Eine kleine Blutung machte einem so großen Tier nicht viel aus. Keine Blutgefäße abbinden, nur eine Handvoll Fibrinschaum in das Loch stopfen, und schon konnte ich die Wunde zunähen.

Ich nahm das Skalpell zur Hand und beugte mich über den Tumor. Ja, zwei lange Schnitte, die Klinge würde durch dieses Gewebe wie durch Butter gleiten. Aber anstatt das Skalpell in die Haut zu stechen und es schnell fünfzehn Zentimeter weit von links nach rechts zu führen, zögerte ich. Mach keinen Fünfzehn-Zentimeter-Säbelschnitt, sagte eine innere Stimme zu mir, du hast noch genug Zeit übrig. Mach lieber einige Fünf-Zentimeter-Schnitte. Also machte ich einen solchen Schnitt, und sogleich war ich in arger Verlegenheit. Ich hatte ein fingerdickes Blutgefäß getroffen. Tatsächlich, mein Skalpell hatte sogar mehrere Arterien durchschnitten, die überhaupt kein anatomisches Recht hatten, hier vorhanden zu sein. Überall war Blut. Während der Büffel mit den Ohren zu zucken begann und immer kräftiger atmete, stand ich vor der Notwendigkeit, die von mir verursachte starke Blutung zu stillen.

Fieberhaft band ich die Blutgefäße mit Klammern und Katgut ab. Den Gedanken, den Tumor zu entfernen, schlug ich nun in den Wind — klammern, abbinden, nähen, an etwas anderes konnte ich nicht denken. Klammern, abbinden, nähen. Der Büffel schlug mit den Hufen aus, in einigen Augenblicken würde er wieder auf den Beinen und durchaus imstande sein, anzugreifen und seine ungeheuren Hörner zu benutzen. Der Strom des arteriellen Blutes ließ nach, während meine Finger in der Wunde hin- und herflogen wie Bienen, die Pollen ins Bienenhaus bringen.

«*Cuidado* — Achtung!» schrie Antonio-Luis. «Er steht auf!»

Ich hatte noch zwei Arterien abzubinden und eine große Naht zu nähen. Der Büffel schnaubte und hißte sich schwerfällig auf die Füße; die Klammern baumelten wie Silberschmuck an seiner

Wamme. «Weg mit allen Sachen, die nicht mehr gebraucht werden», sagte ich.

Ich kniete im Stroh zwischen den Vorderbeinen des Tieres, das schnaubend seine Gedanken sammelte.

Lieber Gott, laß den Büffel noch eine halbe Minute so stehenbleiben, betete ich im stillen. Ich vergaß, daß ich unter einer Tonne Wildrind eingesperrt war. Für mich gab es im ganzen Universum nur das tropfende Blut, die Nähnadel und das Katgut. Noch ein Stich. Sicher würde mich der Büffel nicht angreifen und mit seinen Hörnern aufspießen — etwas von den irreversiblen Stoffen in der Betäubungsmischung mußte ihn doch noch, bitte, lieber Gott, ein paar Sekunden benebeln. «Brav, brav», flüsterte ich wie die Bauern in Lancashire im Umgang mit ihren Kühen. «Brav, brav. Bleib schön ruhig.» Wenn nur die Sekunden vergingen und der Büffel nicht seine Stellung änderte.

Fertig!

Meine Finger klebten von geronnenem Blut zusammen, als ich den letzten Knoten machte. Hurtig kroch ich von dem Büffel weg, ohne die Naht zu säubern, und zog meine Instrumentenschüssel hinter mir her. Als ich mich zwei Meter von dem Büffel entfernt auf die Füße raffte, stampfte er mit dem Vorderhuf auf und stieß mit den Hörnern ins Leere. Der baumelnde Tumor bot einen obszönen Anblick, als das Tier sich umdrehte und langsam auf den Zaun zutrottete, hinter dem die faszinierten Zuschauer standen.

«Glauben Sie, er wird es schaffen?» fragte mich Liliana.

«Wahrscheinlich. Er hat nicht allzuviel Flüssigkeit eingeatmet. Die Injektionen dürften Komplikationen verhindern.»

«Was machen wir jetzt?»

«Wir versuchen es in ein paar Wochen noch einmal. Aber dann muß er zwei Tage fasten und bekommt einen Tag kein Wasser.»

Liliana nickte, aber ihr Gesicht drückte Zweifel aus. «Sind narkotisierte Büffel nicht immer unberechenbar? Und ist dieser hier nicht besonders empfindlich? Das nächstemal könnte es zu einem vollständigen respiratorischen Kollaps kommen.»

«Mag sein. Aber der Tumor darf nicht vernachlässigt werden. Er muß weg. Wenn wir wegen eines solchen Fehlschlags kopfscheu werden, endet es mit der alten Entschuldigung früherer Zeiten: Im Zweifelsfall nichts tun, soll die Natur ihren Lauf nehmen. Ich weiß, ein Arni ist nicht viel wert, also sagt man dem Zoodirektor am besten, er käme billiger davon, wenn er einen neuen kauft. Nein, nein. Tierchirurgie hängt davon ab, daß wir nicht kneifen, um es

ungeschminkt zu sagen.»

Liliana lächelte. «Sie haben recht, David.»

Durch die Mutterschaft war das Pandaweibchen Shao-Shao zahmer geworden. Ihr früher so unberechenbares und manchmal streitsüchtiges Verhalten den Wärtern gegenüber war einem Wesen gewichen, das man fast freundlich nennen könnte. Sie war stolz auf ihr rasch wachsendes Junges, und es schien sie zu freuen, wenn ich es aus der Nähe betrachtete. Ihre Milch mußte sehr nahrhaft sein, denn das Kleine nahm viel schneller zu als die meisten jungen Säugetiere. Ich hätte liebend gern eine Probe Pandamilch zwecks Analyse gehabt, weil man keine Ahnung von der Zusammensetzung hat; aber das kam nicht in Frage.

In den ersten Monaten gab der kleine Panda nur einmal Anlaß zu Besorgnis. Gegen Ende Dezember 1982 ließ er plötzlich drei Mahlzeiten aus. Antonio-Luis rief mich an und bat mich, darauf gefaßt zu sein, daß ich das nächste Flugzeug nehmen müsse. Ich buchte sofort, und da läutete wieder das Telefon. Der kleine Panda hatte auf einmal wieder zu trinken angefangen, und zwar mit sichtlichem Genuß. Sehr erfreut machte ich meine Buchung rückgängig.

Anfang 1983 erhielt der Kleine, der jetzt nicht mehr wie ein etwas seltsames Schweinchen aussah, sondern schon eher wie ein kleiner Panda, vom Zoo den Namen Tschu-Lin, und wir besprachen die ersten Impfungen. Es wurde beschlossen, ihn im Alter von viereinhalb Monaten zuerst gegen Panleukämie (eine bei Hauskatzen häufige Krankheit) zu impfen, vier Wochen später dann mit einem besonderen Vakzin aus toten Erregern, das ich vom National-Zoo in Washington erhalten hatte, gegen Staupe. Der 19. Januar 1983, der Tag nach meinem erfolglosen Versuch, den Arni von seinem Tumor zu befreien, war für mich ein großer Tag: Ich sollte zum erstenmal ein Pandajunges in die Hand nehmen und impfen. Shao-Shao hatte zu dieser Zeit nichts mehr dagegen, ihr Kind allein in der Wochenstube zu lassen und sich draußen an ihrem Futter zu erlaben. Während sie auf diese Weise beschäftigt war, sollte ich mit einem Wärter hineingehen und endlich das kostbare schwarz-weiße Bündelchen hochnehmen.

Geschrubbt, mit sterilem Kittel und Plastiküberschuhen angetan, watete ich durch das Desinfektionsbad und trat ein. Tschu-Lin wälzte sich vergnügt auf dem dichten Lager aus Holzwolle. Ich hob ihn auf. Ein zauberhafter Augenblick! Er fühlte sich richtig kuschelig

an, weich und warm, und er lag in meinen Armen ohne die Gereiztheit und Ungeduld eines gleichaltrigen Bärenbabys. Er war genauso, wie man sich ein Pandajunges vorstellt. Er roch auch nicht wie ein Jungbär. Sein Fell war glatt und sauber, und seine Augen ... oh, seine Augen! Sie schweiften nicht umher, wie es bei kleinen Bären der Fall ist, sondern blickten mir wie die eines Menschenkindes ins Gesicht. Es waren dunkle, glänzende, klare Augen, ganz anders als die Augen anderer junger Tiere. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Es war reizend. Ich hob seine Oberlippe an — Tschu-Lin beklagte sich überhaupt nicht — und sah, daß er gesundes rosiges Zahnfleisch hatte. Ich zog das untere Lid herunter — die Bindehaut war sauber und hatte eine gute Farbe. Die Zeichnung des Großen Pandas war jetzt vollentwickelt außer dem feuchten Naschen, das teilweise immer noch rosa war.

Unter den Bewohnern der zentralchinesischen Berge erzählt man sich, wie das schwarz-weiße Fellkleid des Pandas entstanden sei. Vor langer Zeit — sagen sie — waren die Pandas vollständig weiß. Ein junges Mädchen befreundete sich mit ihnen, und eines Tages rettete es einem jungen Panda, der von einem Leoparden angegriffen wurde, das Leben, erlitt dabei aber eine tödliche Verletzung. Nach seinem Tode kamen die Pandas zur Bestattung; sie trugen Schwarz an Schultern, Armen und Beinen, die überlieferten Trauerzeichen der Chinesen. Zu Tränen gerührt, wischten sich die Pandas die Augen mit ihren Pfoten, worauf sie schwarz wurden. Dann bedeckten sie sich das Gesicht mit den Pfoten und schwärzten Nase und Ohren. Seither und bis zum heutigen Tag tragen sie die Zeichen der Trauer.

Ich war stolz, dieses seltenste aller Tiere in den Armen zu halten. Ich hatte im Laufe eines Vierteljahrhunderts Schneeleoparden, Gorillas, Delphine, Walrosse und tausend andere Arten im Arm gehabt, aber nie war ich so gerührt gewesen wie jetzt. Ich wollte Tschu-Lin auf einer Badezimmerwaage wiegen, aber das Kerlchen blieb nicht lange genug darauf liegen, so daß wir das Gewicht nicht ablesen konnten. So machte ich es wie beim Wiegen eines unhandlichen Koffers, wog erst mich selbst, dann Tschu-Lin und mich zusammen und zog die eine Zahl von der anderen ab. Elf Kilo! In viereinhalb Monaten war sein Gewicht von hundert Gramm auf elf Kilo gestiegen, also um elftausend Prozent.

Nun kam Tschu-Lins erste Injektion an die Reihe. Ich hatte die Spritze mit einem besonders geprüften und sterilisierten Vakzin aus toten Erregern gefüllt (Vakzine aus lebenden Erregern sind bei

Katzen ungefährlich, aber ich mochte das Wagnis nicht eingehen, daß sie bei einem Großen Panda anders wirken könnten), und während ich Tschu-Lin wie eine Katze im Genick festhielt, stach ich mit der Nadel zu und drückte den Kolben nieder. Der kleine Panda stieß einen einzigen Quieker aus und schien den Stich im nächsten Augenblick vergessen zu haben. Als ich ihn auf den Boden setzte, krabbelte er davon und spielte mit einem Ball. In unbeschreiblichem Hochgefühl schlüpfte ich hinaus, während der Wärter zurückblieb, um Tschu-Lin noch eine Weile bei guter Laune zu halten. Es dünkte mich, ich hätte soeben den Höhepunkt meiner Laufbahn als Zoo-Doktor erreicht.

Siebentes Kapitel

Leben mit Tieren

Wie ich schon sagte, immer wieder bekomme ich zu hören: «Mein Sohn will Tierarzt werden. Er ist ganz verrückt nach Tieren.» Oder: «Meine Tochter möchte Tierärztin werden, aber ich glaube, sie würde es nicht ertragen, ein Tier leiden zu sehen.»

Veterinärmedizin ist nicht immer so idyllisch und heiter wie in «Der Doktor und das liebe Vieh», und ärztliche Betreuung von Wildtieren ist sogar weit davon entfernt. Ich denke oft über meine Arbeit nach — was ich tue und weshalb. Die ethischen und philosophischen Aspekte der Gefangenschaft wilder Tiere sind komplex und subtil. Bin ich im Grunde ein Gefängnisarzt? Sollten nicht alle Wildtiere frei sein? Es gibt keine einfachen Antworten auf die vielen Fragen, die sich aus den Wechselwirkungen zwischen Menschen und Tieren auf unserem Planeten ergeben. Nichts ist schwarz oder weiß. Die Gegner der Vivisektion und die Tierschützer können sich ebenso wenig auf Unfehlbarkeit berufen wie die Anhänger der Stierkämpfe oder die Jäger und Fischer. Noch wimmelt es in Großbritannien von Tieren, und eine der selteneren Arten, der gar nicht so nackte Affe mit der Melone und den feingestreiften Hosenbeinen, tut sich immer noch etwas auf den Ruf zugute, der größte Tierliebhaber der Welt zu sein. Jedes Jahr spenden wir Briten dem Tierschutzverein mehr als dem Verein zur Verhinderung von Kindsmißhandlung, kaufen Büchsenahrung für Haustiere im Wert von 900 Millionen Mark, geben 400 000 Mark für die ärztliche Betreuung herzkranker Hunde und Katzen aus, die wie ihre Besitzer durch Überfütterung und mangelnde Körperbewegung erkrankt sind.

Wo der beliebteste Sport nicht Fußball, sondern Angeln ist, wo man während des Urlaubs seinen Hund in einem Luxustierheim unterbringen kann, wo man ihm eine Transfusion von einer Hundebloodbank machen lassen kann, wenn er das Gift gefressen hat, das wir für Ratten und Mäuse auslegen, und wo man ihn mit gebührendem Pomp auf einem Hundefriedhof begraben kann, wo die Labour-Partei und die Sozialdemokraten ihre Absicht kundgetan haben, Tiere aus dem Zirkus zu verbannen, haben wir doch wohl eine Nation der Tierliebhaber, oder etwa nicht? Das liebe Ich, der liebe Hund, die liebe Katze, mein Wellensittich, mein Rennpferd, mein Fasan und so weiter! Bedenkt man all die Beteuerungen von

Tierliebe, so wird klar, daß neunundneunzig Prozent der Gattung Homo sapiens unter «Liebe» nicht dasselbe verstehen wie der Rest. Unsere Einstellung beruht, wenn man es sich einmal überlegt, auf einem Wirrwarr von Unlogik, Heuchelei, Denkfaulheit und Unwissenheit. Obwohl wir offenkundig Tiere gern haben können, weil sie schön, kuschelig oder auch komisch sind, und obwohl wir von den Wundern des Tierreichs fasziniert sein können, sind wir doch meistens ratlos, wenn es um die Ethik und Moral in unseren Beziehungen zu den Tieren geht. Meines Erachtens ist das grundlegende Problem, vor dem wir «Christen» stehen, die unmißverständliche Tatsache, daß einerseits die Kirche keine offizielle theologische Anschauung über Tiere hat und andererseits die Evolutionslehre uns nicht erlaubt, in zoologischem oder ethischem Sinne zwischen dem Menschen und anderen Gattungen irgendwo auf dem stets wachsenden Stammbaum der Entwicklung einen Unterschied zu machen.

Wie das Leben auf diesem Planeten auch seinen Anfang genommen haben mag, jedes Zeugnis der biologischen Entwicklung besagt, daß wir eine Art Affen sind, wenn wir es auch weit gebracht haben und in dem «Augenblick», der unsere eigene Zeit ist, in mancher Hinsicht noch über allen anderen Lebewesen stehen. Aber wir sind weder «spezieller» noch einzigartiger als beispielsweise die ausgestorbenen und nur den ältesten geologischen Schichten angehörigen Gliederfüßer oder der Tyrannosaurus Rex zu ihrer Zeit. Vom Evolutions-Standpunkt aus gesehen besteht kein Zweifel, daß Affen und Mäuse, Tyrannosaurus und Gliederfüßer bis zurück zum ersten lebenden Organismus im Urdunst miteinander verwandt sind, teils näher, teils entfernter. Wie sollen wir nun zu unseren «Verwandten» eingestellt sein? Steckt dahinter mehr als besorgter Eigennutz? Ist eine moralische Grundlage vorhanden? Hat der heilige Franziskus von Assisi mit seinem «Bruder Esel» und seiner «Schwester Taube» den Finger auf etwas gelegt, das für das christliche Denken von profunder Wichtigkeit ist, bedeutsamer als die gemütliche, allegorische Art und Weise, mit der es, vielleicht als ein Echo der alten pantheistischen Einstellung zur Natur, gewöhnlich gedeutet wird?

Im Gegensatz zu anderen Religionen, wie etwa Buddhismus und Hinduismus, bei denen der Glaube an die Reinkarnation eine Rolle spielt, so daß man zu den «niedrigeren» Geschöpfen ganz anders eingestellt ist, gibt es für den Christen im Grunde nur eine einzige Gattung. In der Bibel kommen zwar viele Tiere vor, von Schlangen

und Walen bis zu Präriehunden. Doch sie spielen nur zufällige Statistenrollen. Nur dem Homo sapiens gesteht das Christentum Einzigartigkeit zu, die darauf beruht, daß er über ein bißchen mehr funktionelle Anatomie verfügt, nämlich eine Seele hat.

Die christliche Einstellung zu den Tieren hat sich nur in einer Hinsicht geändert, seit die Kirche zögernd begonnen hat, die Darwinsche Lehre anzuerkennen. Die Einstellung der Kirche zum Tier war bloß ein Spiegel der Zeit. In den frühesten Tagen wurde angenommen, Tiere hätten gar keine Seele. Der Scholastiker Thomas von Aquino (1225–1274) lehrte, die Seele der Tiere sei nicht von Gott geschaffen, sondern sie hätten sie bei der Fortpflanzung zusammen mit dem Körper von ihren Eltern übernommen, und darum gehe sie mit dem Körper zugrunde. Rene Descartes (1596–1650), der Begründer der dogmatisch-rationalistischen Philosophie, ließ nicht einmal das gelten und behauptete, Tiere seien bloße Maschinen. Die Kirche war sich oft nicht einmal klar, was die einzelnen Tiere überhaupt sind. Im Mittelalter hieß es, ein ungeborener Kaninchenfötus sei kein Fleisch und deshalb die geeignete Nahrung an den Fastentagen. Vor gar nicht so langer Zeit sagte die Kirche in Südamerika dasselbe vom Wasserschwein, dem größten lebenden Nagetier, weil es am Wasser im Schilf und in Sumpfwäldern lebt, die oft von den Flüssen überschwemmt werden, weswegen man es bequemerweise zu den Fischen zählen könne. Heute haben wir einerseits die fundamentalistischen Gegner der Entwicklungslehre und andererseits die Kleriker, die mit ihren Messen und Gebeten für Tiere die Theologie «frisieren».

Die moderne theologische Lehre in bezug auf die Tiere ist wohl so wie in meinem alten katholischen Wörterbuch: «Die Tiere sind für den Menschen geschaffen, der ihnen gegenüber die gleichen Rechte hat wie bei Pflanzen und Steinen.» Grausamkeit ist unrecht, weil «wir leicht abstumpfen können, auch menschlichen Leiden gegenüber, und wir tun Unrecht, uns einer solchen Gefahr auszusetzen, es sei denn aus gewichtigen Gründen einer höheren Mildtätigkeit». Mit andern Worten, Grausamkeit gegenüber Tieren darf sein, wenn wir sicher sind, daß sie uns nicht gefühllos *unserer eigenen Gattung* gegenüber macht. Wahrscheinlich war die Beziehung zwischen Mensch und Tier von jeher problembeladen. Hat der Primitive jemals harmonisch in einem ökologischen Paradies gelebt? Gewiß ist es bedenklich, daß heutzutage der Mensch eigentlich die einzige unkultivierte Gattung ist. Antilopen, Zebras, Giraffen, Elefanten und Vögel, sogar auch Greifvögel, leben

miteinander und lassen einander gelten, wenn sie die Regeln von Zeit und Territorium einhalten. Tritt ein Mensch auf, so ändert sich die Atmosphäre. Die Zähmung der Tiere, die im Falle des Hundes wahrscheinlich dadurch begann, daß die Tiere von den Abfällen der Menschen angezogen wurden, entwickelte sich durch Symbiose zu Ausbeutung und Versklavung und mitunter zu noch extremerer Ausnutzung. Die Definition der Ausbeutung und Versklavung, diese Grauzone in der Wechselwirkung zwischen Mensch und Tier, und die Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht stehen im Mittelpunkt der Diskussionen.

Wenn es die paradiesische Beziehung zwischen Mensch und Tier jemals gegeben hat, so ist sie jedenfalls verlorengegangen. Die Arterhaltung zielt in diese Richtung, besonders wenn sich die Erhaltung des Lebensraumes bewerkstelligen läßt. Aber in Naturschutzgebieten, beispielsweise für Gorillas oder Tiger, kann der Mensch gewöhnlich nicht der einheimischen Fauna zugerechnet und als Teil des ökologischen Gleichgewichts angesehen werden. Der moderne Homo sapiens ist im Grunde ein gezähmtes Tier, ein künstliches Erzeugnis, das nur in einer künstlichen Umwelt leben kann. In den meisten Teilen der Erde ist er dem ökologischen Gleichgewicht ebensowenig einzugliedern, wie Dachshunde oder Englische Bulldoggen nicht mehr als Hunde in der Wildnis leben können.

Symbiose? Gegenseitigen Nutzen scheint es mir nur bei einigen einfachen Tieren zu geben, zum Beispiel bei den Bienen, obwohl wir uns auch in diesen Fällen mit unseren chemischen Sprühpräparaten und unserem modernen Ackerbau der Ausrottung schuldig machen. Ausbeutung? Gewiß. Wir behalten zwar das Wort «Ausbeutung» der Viehmästung und der Zucht von Batteriehühnern vor, aber ist nicht jede Wechselwirkung zwischen Mensch und Tier in gewissem Grade Ausbeutung, wenn nicht gar reine Versklavung? Wir bestimmen bei zahlreichen Arten über Geburt, Wachstum und Tod. Durch künstliche Selektion verändern wir ihre Gestalt und Größe, damit sie unserer Vorstellung entsprechen, sowohl in ästhetischer als auch, zum Beispiel bei den Schweinen, in gastronomischer Hinsicht. Durch Züchtung erschaffen wir nach Lust und Laune. Wir verstümmeln sogar den Hund, indem wir seinen Schwanz oder seine Ohren kupieren, wir kastrieren und sterilisieren unsere Haustiere, und wir ziehen dem Stier einen Ring durch die Nase. Wir essen Tiere, oft lebende, oder wir ziehen ihnen Kleider an und lassen sie körperliche Arbeit verrichten. Wir benutzen sie bei

wissenschaftlichen Experimenten als Versuchskaninchen, benutzen sie als Unterhalter und als Waffen. Wie Thomas von Aquino gesagt hat: «Sie haben keinen freien Willen.» Ist das etwa keine Versklavung, können wir nicht den Gladiator von einst mit dem Favoriten beim Rennen um den Großen Preis vergleichen?

Wir sind ziemlich wählerisch in unseren Vorlieben und Abneigungen. Das ist unlogisch. Es gibt für uns «gute» Tiere wie Hunde, Katzen, Vögel und Kaninchen, und es gibt «schlechte» wie Ratten, Spinnen und Tausendfüßer. Wie wir Tiere behandeln, scheint davon abzuhängen, zu welcher Gruppe sie gezählt werden. Auch den größeren Tieren gegenüber sind wir wählerisch. Die Logik wird von Sentimentalität und Unverstand verdrängt. Das Rindvieh im Schlachthaus wird mit einem Schuß zwischen die Augen abgetan. Würde ein Hundebesitzer dem Tierarzt erlauben, seinen «Freund» auf solche Weise abzutun? Ratten sind «eine Pest», also geben wir ihnen chemische Köder, die bei ihnen qualvolle Blutungen hervorrufen, wie man bei Hunden festgestellt hat, die versehentlich Opfer einer derartigen Vergiftung geworden sind. Und was ist mit dem Papagei, der so oft allein und verlassen in einem engen Käfig sitzt, mit den Wellensittichen und den Hunden, die in einer Stadtwohnung gehalten werden? Dürfen wir zoologische Gärten und Zirkusse kritisieren, von Safari-Parks ganz zu schweigen, wenn es derartige Gefängnisse gibt?

Abgesehen von den «guten» und «schlechten» Tieren haben wir es noch mit einer anderen Gruppe, den «Supertieren» wie den Waltieren und dem Panda, zu tun. Hier erreicht die subjektive Einstellung ihren Höhepunkt. Die Waltiere nehmen heute im Denken vieler Leute sozusagen einen mystischen Platz ein. Ist es nicht seltsam, daß ein Säugetier, das nur wenige Menschen in Fleisch und Blut zu sehen bekommen, das in weiter Ferne lebt, zu einer Kultgestalt geworden ist? Liegt es vielleicht daran, daß sich der moderne Mensch nach einem Einhorn sehnt, nach dem Märchentier, das im Niemandsland jenseits des Horizonts lebt, oder liegt es vielleicht an einem Schuldgefühl? (Rettet die Wale, aber eßt ruhig weiter gebratene Hühnchen und Lammkeule?) Bestimmt ist die Sorge, daß diese Tiere von der Ausrottung bedroht sind, nicht echt. Sonst müßte es ja auch heißen: «Rettet die medizinisch wertvollen Blutegel!» und: «Rettet die Rohrkröte!» Zweifellos spielt Romantik eine Rolle, und da Romantizismus immer subjektiv ist, kommt die Logik zu kurz.

Bei schieren Grausamkeiten macht man sich noch mehr blauen

Dunst vor. Da werden vermenschlichende Phrasen vorgebracht: «Wenn ich ein Hund wäre, würde ich es fühlen...» Wobei angenommen wird, daß zwischen uns und anderen Geschöpfen in bezug auf Nervensystem, Anatomie und Sinnesfunktionen Ähnlichkeit besteht. Die Zoologie könnte diese Anschauung unterstützen. Schmerz, Bewußtsein, Unterbewußtsein, Schock und Reflexe, all das gibt es zweifellos nicht nur beim Menschen, sondern auch bei anderen Arten. Ist nicht das Auge des Tintenfisches dem unseren so ähnlich? Ja, aber was ist mit den Millionen Fischen, die alljährlich aus dem Wasser geholt werden, viele mit einem Metallhaken im Maul, und die dann langsam an der Luft «ertrinken»? Wie viele Hummer werden getötet, ehe man sie kocht? Froschschenkel und Schildkrötensuppe sind weitere Gerichte, die mit jedem Bissen von Grausamkeit künden.

Interessant ist auch, was für Argumente gegen die Grausamkeit vorgebracht werden. Die Leute, die das Halten von Zirkustieren kritisieren, sagen, den Tieren würde eine «unnatürliche» Verhaltensweise andressiert. Elefanten müßten sich auf den Hinterbeinen drehen und so weiter. Diese Kritik richtet sich selten gegen Zirkuspferde, obwohl auch sie «unnatürliche» Nummern vorführen. Aber schließlich ist es ebensowenig natürlich, wenn man seinen Hund darauf abrichtet, Pfötchen zu geben und sich auf Befehl niederzulegen.

Manche Menschen sehen die Ausbeutung der Tiere als Grausamkeit an, weil sie auf diese Weise «degradiert» werden, und oft wird das Wort «Degradierung» auch auf Zoo- und Zirkustiere angewendet. Degradierung bedeutet Rangverlust, Entwürdigung, Erniedrigung. Wenn der richtige Rang der Tiere das Leben in Freiheit ist, sind dann nicht alle gezähmten und in Gefangenschaft gehaltenen Tiere degradiert? Und kann man nicht auch sagen, daß «Herabsetzung» und «Entwürdigung» im wesentlichen Begriffe des Menschen sind? Wird dann die Ausbeutung der Tiere nicht eine subjektive Anschauung des Ausbeuters, des Menschen? Können wir sagen, die Tiere seien degradiert, wenn zwei Schimpansen als Junge und als Mädchen kostümiert im Fernsehen auftreten und die Zuschauer zum Lachen bringen? Sind sie es etwa in den Augen der Zuschauer? Erweisen sich nicht gerade die Menschen, die ein solches Schauspiel genießen, als «degradiert»?

In bezug auf wirkliche körperliche Grausamkeit zappeln wir immer noch an einem moralischen Angelhaken. Die Urlauber in Palma de Mallorca oder Valencia strömen zu den Stierkämpfen.

Hernach hängen sie sich gern ein moralisches Mäntelchen um. Die Jäger, die auf Füchse, Hasen, Rehe, Hirsche und Otter Jagd machen, tun dasselbe. Hinter all dem liegt eine dunkle, geheimnisvolle Welt, in der es gesetzlich verbotene Sportarten wie Hunde- und Hahnenkämpfe immer noch gibt. Wenn sie sich entschuldigen — falls überhaupt —, dann greifen sie auf die Erklärung von der «Herrschaft des Menschen über die bloßen Maschinen» zurück.

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier hat noch eine andere Seite, die weit entfernt ist von fabrikmäßiger Tierzucht, von Pirsch und Treibjagd. Es geht dabei um die «Tierfanatiker», von denen manche nichts weniger als Gleichheit für geringere Geschöpfe fordern. Man gewinnt neuerdings den Eindruck, daß die «Bewegung für die Rechte der Tiere» sowohl in Europa als auch in den Vereinigten Staaten immer lauter und militanter wird. Der religiösen Einstellung zu Tieren folgt jetzt unverkennbar politischer Druck. Die Sprache der Tierbefreiungsfront erinnert an die Propaganda der Roten Brigaden, und viele Radikale ordnen die Tiere den benachteiligten, ausgebeuteten Menschenklassen zu. Vegetarische Lebensweise, Abschaffung der Atombombe, die Frauenbefreiung und volle Rechte für die Tiere werden lautstark gefordert. Aber ist es richtig, Hunden eine vegetarische Lebensweise aufzuzwingen? Ist das nicht politische Ausbeutung?

Ebenso tierrückt, aber von ganz anderer politischer Färbung sind die Leute, die Tiere gleich stark, wenn nicht noch mehr lieben als Menschen. Für sie gibt es die kostspieligen Tierspitäler, Schönheitssalons, Ferienheime und Tierfriedhöfe. Ob es moralisch zu verantworten ist, den Haustieren der reichen oder gutversicherten Leute Zahnfüllungen, Augenoperationen und plastische Chirurgie zukommen zu lassen, wenn die Menschen in der Dritten Welt mit Blindheit geschlagen sind oder infolge des Mangels an jenen Medikamenten sterben, über die bei uns jeder Veterinär und jede Klinik des Tierschutzvereins verfügen? Und was wird in der Zukunft sein? Vielleicht bin ich ein Pessimist, aber ich sehe uns ein Zeitalter verlassen, in dem die Erde voll ist von vielfältigen Lebewesen, und in ein Zeitalter überwechseln, wo die unweigerlich verseuchte Erde aus Plastik, Synthetika und Computerbits besteht, wo unsere Nachkommen die Tierfilme aus der «guten alten Zeit» betrachten und wo wir Gorillas, Eisbären und die anderen ausgestorbenen Tiere ebensowenig vermissen, wie wir uns heute nicht beraubt fühlen, weil es die Dronte und Stellers

Seekuh nicht mehr gibt. Der Mensch wird meiner Meinung nach immer für die Dinge sein, die ihm Wohlbefinden und Bequemlichkeit bescheren — Öl, Elektrizität, Elektronik —, auch wenn die Tiere eins ums andere aussterben. Ein paar Betonzoos wird es noch geben, in dem Tiere hausen, die auf Atomschutzkeller dressiert sind. Dann werden nach der totalen Vernichtung nur noch einige strahlenresistente Arten vorhanden sein. Das Zeitalter der Kakerlaken wird dämmern, Insekten werden die Erde bevölkern, und das Zeitalter des Menschen und der Myriaden von pelzbekleideten und gefiederten Geschöpfe wird ebenso vergangen sein wie das Zeitalter der Dinosaurier. Das ist die unvermeidliche und ganz natürliche Entwicklung.

Wie paßt dazu der arme alte Zoo-Doktor? Für mich löst sich die Frage im Kampf gegen Leid und Schmerz. Krankheiten und Schmerzen sind Entartungen, sind von Bösem. Ob eine Maus oder ein Mensch davon heimgesucht werden, macht keinen Unterschied. Für mich ist es eine Herausforderung, Krankheit und Schmerz zu bekämpfen. Das ist, wie ich es ansehe, meine Aufgabe.

Ich schreibe diese Zeilen in einer regnerischen Nacht nach der Rückkehr aus Chessington, wohin ich wegen eines Notfalls gerufen worden war. Dort hatte ich ein Tier zu behandeln, das ich bisher noch nie operieren mußte. Es war ein Pampashase, ein entzückendes, freundliches, meerschweinchenartiges Nagetier aus Südamerika. Irgendwie hatte er sein Vorderbein gebrochen, und mit Hilfe des Wärters Ginger und eines Ketaminnarkotikums legte ich ihm einen Gipsverband an. Es war, wie gesagt, in fünfundzwanzig Jahren mein erster Pampashasen-Patient. Bei der Behandlung und medizinischen Betreuung von Wildtieren gibt es immer wieder etwas Neues.

Obwohl chirurgische Eingriffe oft dringlicher Natur und immer dramatisch sind, weil exotische Patienten in bezug auf Anatomie, Physiologie und Vielfalt der Krankheiten ein breites Spektrum haben, machen sie nicht den Hauptanteil unserer Arbeit aus. Die Präventivmedizin, die allerdings eher langweilig ist, rettet tausendmal mehr Tieren das Leben als glanzvolle Operationen wie etwa die Entfernung eines Tumors oder das Flicken gebrochener Knochen. Der Arzt kann nie ganz sicher sein, ob es seine Maßnahmen waren, die tatsächlich die Heilung bewirkt haben: die Natur ist nun einmal der beste Heiler, und Wildtiere haben viel mehr Wiederherstellungskraft als Haustiere. Hingegen kann der

Chirurg genau sehen, was er tut und später das Ergebnis bezeugen, sei es ein Erfolg oder ein Mißerfolg.

Als ich vor vielen Jahren mit der Behandlung exotischer Tiere begann, war die Chirurgie noch stark eingeschränkt, weil es keine geeigneten Betäubungsmittel für scheue, nervöse oder gefährliche Arten gab. Selbst wenn es die Mittel gegeben hätte, wäre es nicht möglich gewesen, sie zu injizieren. Eine Operation konnte manchmal nur vorgenommen werden, wenn das Tier bereits dem Tode nahe war, zu schwach, Widerstand zu leisten. Ende der fünfziger Jahre änderte sich die Lage schlagartig. Die Pharmaindustrie entwickelte starke, hochkonzentrierte Anästhetika, die mit der langerhofften Erfindung, einem vom Bogen abgefeuerten Pfeil, einer Pistole, einem Gewehr oder einem Blasrohr, aus der Ferne injiziert werden konnten. Mitte 1970 konnte der Zoo-Arzt Gorillas, Giraffen, Walrosse und Stachelschweine ebenso versorgen wie sein Kollege in der Allgemeinpraxis Hunde, Katzen, Schafe und Pferde. Heute sind wir soweit, daß ich ehrlich sagen kann: Das Wildtier, das sich am sichersten und am leichtesten betäuben läßt, ist ein ausgewachsener Elefant.

Von jetzt an konnte bei Wildtieren jede chirurgische Technik angewendet werden. Herausnahme der Gebärmutter bei Delphinen, Sterilisation bei überproduktiven Tigern, Bruchoperationen bei Elefanten, Kaiserschnitt bei Zebras (diesen Eingriff nahm ich als erster vor), alles war möglich, und alles kam vor. Heute ist die Wildtiermedizin in vieler Hinsicht führend auf dem Gebiet der Veterinärwissenschaft. Vor nicht langer Zeit veröffentlichten Andrew Greenwood, Chris Furley und ich einen Aufsatz über die Anwendung der Computer-Tomographie zwecks Erkennung von Pilzinfektionen in Falkenlungen — und diese sogenannte CAT-Technik ist Lichtjahre entfernt von dem arthritischen Elefanten, der in meiner Jugend mit den Auspuffgasen eines Motorrads in Schlaf versetzt werden mußte.

Natürlich sind die ungewöhnlichen chirurgischen Fälle für Außenstehende am interessantesten, namentlich für die Journalisten, die ihren Lesern gern Zoogeschichten vorsetzen. Ein dankbarer Fall für sie war Harry, der Hornvogel im Zoo von Chessington. Ich kann mir nur vorstellen, daß es mit einem Juckreiz anfang, mit einem Jucken an der Spitze von Harrys sehenswert großem gelbem Schnabel. Der fortwährende Juckreiz kam von innen. Harry tat, was auf der Hand lag: Er klopfte mit dem Schnabel an seine Sitzstange. Aber das Jucken verging nicht. Gereizt klopfte

Harry von neuem. Das Jucken ließ nicht nach. Es ist schon schlimm genug für einen Primaten, der Arme hat wie du und ich, wenn es ihn mitten auf dem Rücken, gerade außer Reichweite der Finger, juckt. Für Harry war die Stelle noch unerreichbarer, mehrere Millimeter tief begraben in hartem Hörn. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als mit dem Schnabel unablässig auf die Stange oder sonst etwas Festes zu klopfen. Dennoch juckte es weiter. Das Gekitzel wurde immer unerträglicher. Schier zum Wahnsinn getrieben, hämmerte Harry wie ein Specht, so kräftig, daß ein Stückchen Hörn von der Spitze seines Schnabels abbrach. Aber das komische Gefühl, oder wie immer ein Hornvogel es bezeichnet hätte, verschwand nicht.

Den Wärter beunruhigte Harrys unablässiges Hämmern. Als wieder ein Stückchen Schnabel abbrach und Harry weiterklopfte, benachrichtigte er den Oberwärter. Der Vogel, der sich sonst ganz normal verhielt und seinen täglichen Obstsalat und eine tote weiße Maus durchaus genoß, verlor noch ein Stückchen von dem, was der Stolz und die Freude eines Hornvogels sein mußte, nämlich von seinem auffallenden Schnabel. Da konsultierte der Oberwärter den Kurator Lionel. «Hört sich wie eine Obsession an», sagte Lionel und rief mich an.

Harry beäugte mich, als ich vor seinem Käfig stand und hämmerte weiter wie ein Specht. Er fügte sich selbst beträchtlichen Schaden zu — aber weshalb? Lionel fing den Vogel mit einem großen Schmetterlingsnetz ein, und Harry klapperte entrüstet mit dem Schnabel, während ich ihn untersuchte. Da der Schnabel kein Anzeichen einer Infektion oder Entzündung aufwies, vermutete ich, daß die kleinen Blutgefäße tief im Innern oder ein Nerv die Ursache sein könnten. Vielleicht litt Harry an einer lokalen Zirkulationsstörung oder an Neuritis; beides kann beim Menschen in den Extremitäten Kribbeln, Erstarrungsgefühl oder Schmerzen hervorrufen. Aber das war wirklich nur eine Vermutung: Harry konnte sich nicht äußern, und es gab keine Studien über «Schnabelerfrierung» oder ähnliche Beschwerden bei Vögeln.

«Am besten versetzen wir ihn in eine andere Umgebung, damit er abgelenkt wird», sagte ich zu Lionel. Ich verschrieb auch ein Corticosteroid und Vitamin E; die Medikamente sollten täglich einer Weinbeere oder einem Pflaumenstückchen zugesetzt werden.

Nachdem Harry in einen anderen Käfig versetzt worden war, verlor er kaum Zeit mit der Suche nach einer harten Fläche, sondern setzte sogleich seine Selbstverstümmelung eifrig fort. Binnen vierundzwanzig Stunden hatte er fast einen Drittel seiner oberen

Schnabelhälfte weggehackt. Der Stumpf war blutig, und seine orange-schwarzen Augen hatten jetzt einen irren Ausdruck. Er schien einen überwältigenden Haß auf sein Mundwerk zu hegen; wenn es nach ihm gegangen wäre: Weg damit! Die Nahrungsaufnahme bereitete ihm keine Schwierigkeiten, obwohl die Ober- und die Unterhälfte seines Schnabels verschieden lang waren; er löffelte sein Futter mit der unversehrten unteren Schnabelhälfte auf, legte den Kopf zurück und schluckte es hinunter.

Als es dazu kam, daß er nur noch die Hälfte seines Schnabels hatte und mit irrem Blick den blutigen Stumpf weiterbearbeitete, machte ich mir die größten Sorgen. Noch immer hatte ich keine Ahnung von der Ursache seiner Beschwerden. Wäre Brand oder Eiter vorhanden gewesen, so hätte ich es verstanden; aber der Schnabel machte einen ganz gesunden Eindruck. Harry hatte sieben Jahre zufrieden damit gelebt, was fehlte ihm denn auf einmal?

Vögel zu narkotisieren, zumal längere Zeit, ist eine verzwickte Sache. Ich wollte Harry nur einlullen, benebeln, im übrigen sollte er sich ganz normal verhalten können. Ich entschied mich für Valium.

Valium ist nicht unbedingt ein tierärztliches Beruhigungsmittel; für Hunde, Katzen, Schweine. Kühe und andere Haustiere stehen dem Veterinär andere Sedativa zur Verfügung, aber Andrew und ich haben festgestellt, daß es bei der Behandlung exotischer Tiere das sicherste und wichtigste Beruhigungsmittel ist. Ob Gorillas oder Tanzmäuse, Vikuñas oder Vampir-Fledermäuse, es wirkt immer. Das einzige Problem ist die Dosierung. Ein Schimpanse braucht fünfmal mehr als ein erwachsener Mensch. Eine Thompson-Gazelle, die sieben Kilo wiegt, muß zur Benebelung doppelt soviel bekommen wie ein Mensch, der achtzig Kilo wiegt. Hingegen — und das ist besonders wichtig — fanden wir nie eine Art, wie selten sie auch sein mochte, bei der Valium schädliche Nebenwirkungen hervorrief. Man vergleiche das einmal mit Morphium, das Tiger und Leoparden zu tobenden Irren macht, und mit Promazinpräparaten, die bei bestimmten Antilopen die Körpertemperatur derartig ansteigen lassen, daß das Tier verendet.

Aber welche Dosis war bei dem Hornvogel Harry angebracht? Und in welcher Form? Noch nie hatte ich einem kleineren Vogel als dem Emu Valium gegeben. Schließlich entschied ich mich für die Valiumlösung, die auch dem Menschen injiziert wird, nur mit dem Unterschied, daß sie in Harrys Weintrauben injiziert werden sollte.

«Geben Sie ihm zuerst dreimal täglich nur ein halbes Milligramm», wies ich Lionel an, «und erhöhen Sie die Dosis

allmählich auf ein Milligramm täglich. Auf keinen Fall dürfen Sie über den Punkt hinausgehen, wo er so beduselt ist, daß er von der Stange fällt!»

Es dauerte nicht lange, bis Lionel herausgefunden hatte, daß meine Dosierung für Harry viel zu gering war. Sogar bei zwei Milligramm täglich hämmerte Harry fieberhaft weiter. Bei fünf Milligramm dreimal täglich — einer Dosis, die genügt, daß du und ich tief schlafen — ließ Harry, der ein Kilo wog, von seinem Geklopfe auf einmal ab und hockte friedlich auf seiner Stange. Beim Hin- und Hergehen fiel uns auf, daß er ein wenig trunken schwankte und daß es ihm schwerzufallen schien, die Augen offen zu halten. Als ich zu ihm hineinging, verhielt er sich entgegenkommend und ließ mich seine Brustfedern streicheln. Einmal schmiegte er sich liebevoll in meinen Arm und nahm eine Kirsche aus meiner Hand entgegen. Ich verringerte die Dosis ein wenig. Trotzdem hämmerte er nicht mehr, und dabei blieb es einen Monat lang.

Nun stand ich vor dem nächsten Problem: Hornschnäbel wachsen nicht nach. Wie das fehlende Stück ersetzen? Mit seinem Anderthalbschnabel war Harry kein Hornvogel mehr und konnte dem Publikum nicht gezeigt werden, das ja erwartet, Giraffen mit vier Beinen, Elefanten mit zwei Ohren und Hornvogel mit einem intakten Hornschnabel zu sehen. Um Löcher, Risse und andere Defekte in den hornigen Zehennägeln der Elefanten und in den Hufen der Giraffen zu füllen, benutze ich eine besondere Plastikmasse, die ich aus Deutschland beziehe und die ähnlich ist wie die Masse, mit der Automechaniker Löcher in der Karosserie zustopfen. Sie besteht aus einem Pulver und einem flüssigen Kontaktstoff, die kurz vor Gebrauch gemischt werden, und sie eignet sich ideal für Zoo-Pediküre. Vielleicht ließ sich daraus eine neue Hälfte für Harrys Schnabel machen, dachte ich. Ganz einfach — Harry mit Ketamin betäuben, das Zeug mischen und hopplahopp mit einiger Fingerfertigkeit eine Prothese herstellen. Freilich, die Schnabelprothese würde dunkelgrau sein, aber mit etwas gelber Farbe ließ sich dieser Schönheitsfehler beheben.

Ich gab Harry das Ketamin, mischte Pulver und Kontaktstoff und machte mich, nachdem ich den Schnabelstumpf gründlich gereinigt hatte, ans Werk, der Michelangelo unserer Zeit zu werden. Das Ergebnis ließ zwar an bildhauerischer Genialität zu wünschen übrig, weil die Plastikmasse, die ja dazu diente, Löcher und Risse an Füßen zu reparieren, nach der Festigung eisenhart war. Außerdem hatte sich die natürliche, glatte Biegung des Hornvogelschnabels meinen

Fingern beim Formen der grauen Masse widersetzt. So war das Ganze ein grotesker, bleiern aussehender Schnabel, der so schwer war, daß Harry sich von einem Hornvogel in eine Löffelente verwandelt hatte. Er wurde von dem ungeheuerlichen Ding niedergedrückt, und wäre nicht das Valium gewesen, so hätte er sicher sein Gehämmer verdoppelt, als die Wirkung des Betäubungsmittels nachließ. Je nun, wie ein Schnabel sah mein Kunstwerk nicht aus. vielleicht hatte meine Muse mehr mit Henry Moore und Barbara Hepworth gemeinsam als mit Michelangelo. Ich entfernte den falschen Schnabel und dachte von neuem nach.

Von jeher schienen mir Zahnärzte den Klempnern verwandter zu sein als den Medizinmännern, und darum war es ganz natürlich, daß ich überlegte, ob ich meinen nächsten Versuch, Harrys Schnabel zu rekonstruieren, nicht am besten mit Hilfe der Dentalchirurgie unternehmen würde. Zahnärzte verstehen sich darauf, Füllungen, Kronen, Brücken und dergleichen zu machen, also etwas Natürliches vorzutäuschen, indem sie Künstliches mit Lebendem verbinden. Vielleicht konnten sie Harry einen falschen Schnabel aufsetzen. Ich rief die Londoner Zahnklinik an und wurde, nachdem ich Harrys Notlage erläutert hatte, mit einem sehr entgegenkommenden Professor der Zahnchirurgie verbunden. Kein Problem: Er werde Harry in Ordnung bringen, aber wie zu einem Maßschneider müsse der Vogel dreimal zu ihm kommen, zum Maßnehmen, zum Anprobieren und zum endgültigen Einsetzen der Krone. Ich mußte nur dafür sorgen, daß Harry bei jedem Besuch in der Klinik betäubt sei — verständlich, die Finger der Zahnärzte können leicht in Gefahr geraten.

Die Technik, die in der Klinik bei Harry angewendet wurde, war genau dieselbe wie bei der Herstellung einer Krone, die der Abnutzung und dem Druck im Munde eines Menschen widerstehen kann. Der Schnabelstumpf wurde abgeschliffen, und dann machte man einen Abdruck wie bei einem Gebiß. Ein Zahntechniker formte ein äußerst hartes synthetisches Material rings um einen unzerbrechlichen Kern aus Vulkanfiber. Bei der dritten Sitzung wurde die Krone — Kostenpunkt tausend Mark ohne das Honorar für den Tierarzt — mit Dentalzement aufgesetzt. Als Harry diesmal aus der Narkose erwachte, war er wieder voll ausgerüstet und bildschön.

Die Prothese war ebenso leicht wie stark, und der Hornvogel konnte mühelos den Kopf heben. Ich setzte das Valium ab und wartete gespannt, was geschehen würde. Nichts! Der Juckreiz —

oder was es sonst gewesen sein mag — war endlich vorbei. Harry nahm sein altes Hornvogeldasein wieder auf und schien keine Ahnung davon zu haben, daß er zum Teil aus einem künstlichen Stoff bestand. Er wurde in seinen Käfig zurückversetzt und wieder dem Publikum gezeigt. Die Zoobesucher erfuhren nie, was für einen seltsamen Vogel sie da vor sich hatten, es war ihm wirklich nichts anzusehen.

Außer Harry sind auch andere Vögel auf diese Weise zu einem neuen Schnabel gekommen, Tukane, Pelikane und sogar Wellensittiche. In Tampa im Staat Florida gibt es einen farbenprächtigen Ara — einen Edelpapagei, dessen riesiger, starker Schnabel steinharte Nüsse knacken kann —, der einen vollständigen Schnabel aus Titan hat. Schnäbel und Hufe sind jedoch nicht die einzigen Tierkörperteile, die ich ersetzen muß. Manchmal müssen ganze Fuß- und sogar Beinprothesen her. Vierbeinige Tiere können sich nach einer Amputation besser behelfen als zweibeinige, obzwar es in Holland einen sehr glücklichen einbeinigen Gorilla gibt sowie ein Känguruh, das heute auf einem Bein ebenso elastisch umherhüpft wie früher auf zweien.

Vögel, die aus irgendeinem Grunde ein Bein verlieren — Verletzung, Brand, Erfrierung, unheilbare Infektion —, kommen ganz gut zurecht, zumal wenn sie klein, leicht und kurzbeinig sind. Größere Arten mit längeren Beinen können einen plötzlichen Wechsel zur Einbeinigkeit als höchst lästig empfinden und werden oft nicht damit fertig. Flamingos, Störche und Kraniche haben dann arge Schwierigkeiten. Die Vorsehung hat sie in anatomischer Hinsicht wunderbar ausgestattet: mit feinen Blutgefäßen, Nerven und Sehnen, die noch erfinderischer zusammengepackt sind als die Teilchen eines elektronischen Rechners in einer schlanken Röhre. Aber die Vorsehung hat nicht an die Möglichkeit gedacht, daß der Wind die Tiere in Zäune bläst, daß Füchse sie in blinde Panik hineinjagen, und daß der Homo sapiens sie auf einer unnatürlich harten Oberfläche oder an Orten in Gefangenschaft hält, wo die Temperatur niedriger ist, als Mutter Natur es vorgeschrieben hat.

Mit geradezu eintöniger Regelmäßigkeit müssen deshalb Amputationen vorgenommen werden. Die Amputation ist für den Arzt nicht schwer, aber die Natur hat es unterlassen, dafür zu sorgen, daß den Tieren neue Glieder wachsen.

Zu Beginn meiner Tätigkeit im Zoo Bellevue in Manchester hatte ich verschiedenerlei künstliche Beine konstruiert, um solchen

behinderten Gefiederten zu helfen. Die Holzbeine und die eingehängten Füße, mit denen ich es zuerst versuchte, waren besser als nichts, hatten aber den Nachteil, schwer und starr zu sein. Als ich einmal einem Flamingo das absonderliche, rosabemalte Gebilde anpassen wollte, schlenkerte er es gereizt herum und traf damit einen armen Schwarzen Schwan, der in demselben Teich lebte, wie gezielt am Kopf. Der Schwarze Schwan bedurfte wegen einer Gehirnerschütterung zweiwöchiger Hospitalisierung und Pflege. Spätere Entwürfe waren annehmbarer; sie bestanden aus einer leichten, aber starken Legierung mit Sprungfederfesseln und Lederfüßen. Die Vögel lernten schnell, darauf zu stehen und damit zu gehen, zu rennen oder sich sogar zu paaren. Natürlich mußte ich die künstlichen Beine jedes Vierteljahr überholen und den Vögeln, die auch im Winter draußen lebten, die künstlichen Füße mit kleinen Stiften benageln, damit sie nicht auf dem Eis ausglitten, wenn der Teich zugefroren war.

Ich war nie für reine kosmetische Zahnchirurgie bei exotischen Tieren, und Zahnfüllungen ließ ich nur aus Gesundheitsgründen gelten. Löwen, die sich im Kampf mit ihresgleichen einen oder zwei Zähne verstümmelt haben, lasse ich ungeschoren, da sich gewöhnlich keinerlei unliebsame Nebenwirkungen ergeben. In Amerika gibt es einige Löwen mit Stahlkronen auf den beschädigten Reißzähnen. Schafen pflegt man ein Gebiß zu verpassen, um ihr nützliches Dasein zu verlängern; hingegen geht man das Altersproblem beim Zoo- und Zirkuselefanten auf andere, höchst befriedigende Weise an: Sie erhalten ihr Futter in feingehackter Form, so daß es nicht gekaut werden muß. Bei den seltenen Gelegenheiten, da einer meiner Patienten zahnärztlicher Behandlung bedarf, um ohne Schwierigkeiten oder Schmerzen kauen zu können, ziehe ich meinen holländischen Kollegen Andrees van Foreest zu, der Spezialarzt für Veterinärzahnheilkunde ist.

Ein extremes Beispiel für fehlgeschlagene Ersatzteilchirurgie erlebte ich vor einigen Jahren in Deutschland, wo ich einen Zirkuselefanten mit gelähmtem Rüssel zu behandeln hatte. Während ich im Elefantenstall beschäftigt war, ließ mich die Schimpansentrainerin Señora Lapiz um eine Unterredung bitten. Sobald ich fertig war, begab ich mich zu ihrem Wohnwagen, wo ich zu einem Glas Schnaps eingeladen wurde. Señora Lapiz, die der verstorbenen Sängerin Maria Callas aufs Haar glich, und ich saßen in dem luxuriös ausgestatteten Wohnraum ihres Wagens auf einem Sofa, zwischen uns ein ausgewachsener Schimpanse, der aus einem

Pappbecher Orangensaft trank und sich wie ein wohlerzogener kleiner Herr benahm. «Die Sache ist die, Herr Doktor», sagte die Dame mit schwerem spanischem Akzent. «Pablo ist nicht mehr so wie früher.»

«Inwiefern? Ist er krank?»

«Nein, nein. Ich meine, seit er kastriert worden ist.» Ich bin gegen die Kastration von Tieren wie Schimpansen, und ich nehme den Eingriff nur vor, wenn eine medizinische Indikation gegeben ist.

«Natürlich ist er dann nicht mehr wie früher», sagte ich. «Es fehlt ihm ja etwas im wahrsten Sinne des Wortes.»

«Nein, nein! Ich meine, seit er in Berlin operiert wurde, ist er nicht mehr der alte. Früher war er der aktivste, geachtetste Mann in meiner Nummer. Alle andern Schimpansen betrachteten ihn als ihren Führer. Jetzt ist er ... wie sagt man doch noch ... ein Getretener.»

«Nun ja, durch die Kastration verschwindet der Geschlechtstrieb. Er kann nicht mehr derselbe wie früher sein, wenn...»

«Ja, aber ich möchte, daß Sie etwas tun!»

«Ich kann ihm keine neuen Hoden einsetzen. Männliche Hormone könnten vielleicht ein bißchen helfen, aber...»

«Nein, ich will Ihnen sagen, was ich denke, Herr Doktor. Mein Freund ist Psychologe in Sevilla. Er sagt, es ist genauso wie bei den Menschen. Es deprimiert ihn.»

«So?»

«Ja, er sagt, daß es für Männer ein großer psychologischer Schock ist, wenn sie ihre ... ihre Dingsda verlieren. Hormone können nur wenig helfen. Hauptsache ist, der Mann bekommt einen Ersatz.»

«Hoden kann man aber nicht ersetzen. Noch nie ist eine Hodentransplantation vorgenommen worden.»

«Nein, nein, das meine ich nicht. Mein Freund sagt, es ist ganz einfach. Sie können das, Herr Doktor. Machen Sie, daß Pablo glaubt, er hätte seine Hoden wieder.»

«Glaubt? Wie das?»

«Mein Freund sagt, Männer, denen man zwei Hoden aus Plastik einsetzt, fühlen sich wieder ganz richtig.»

«Ich soll in Pablos leeres Skrotum künstliche Hoden einsetzen?»

«Ja, genau.»

Im Leben eines Zoo-Doktors gibt es immer wieder etwas Neues. «Schimpansen denken aber nicht wie Menschen, Señora. Sie sind in geistiger Beziehung viel primitiver.»

«Davon verstehe ich nichts, Herr Doktor. Aber wenn die andern

Schimpansen sehen, daß er zwei große...»

«Nein, Senora, das kann ich leider nicht machen.»

«Können Sie nicht, oder wollen Sie nicht?»

«Ich will nicht.»

Ihr Gesicht verdüsterte sich, und sie verschränkte die Arme über ihrem üppigen Busen. Der Eunuch Pablo schnaubte und sah mich neugierig an. «Schön. *Vale*, Herr Doktor.» Ihr Ton drückte Verachtung aus. «Ich werde mich an einen guten Freund wenden, einen *veterinario*, der von Schimpansenoperationen wirklich etwas versteht. Sie verstehen offenbar nichts von Schimpansenpsychologie. *Adios!*» Damit stand sie auf.

Als ich mich ebenfalls erhob, versetzte mir Pablo einen Rückhandschlag ins Sonnengeflecht. Nach Luft schnappend, öffnete ich die Tür und stolperte das Treppchen hinunter.

Drei Monate später war ich wieder in dem Zirkus; der Rüssel des Elefanten war fast völlig geheilt. Zu meiner Verwunderung ließ mich die Schimpansenbesitzerin abermals zu sich rufen. «Sie hat es machen lassen, müssen Sie wissen», vertraute mir der Wärter an, als ich dem Ohr des Elefanten die letzte Blutprobe entnahm. «Hat dem einen Schimpansen neue Hoden einsetzen lassen. Zwei Plastikbommelchen, so groß wie Enteneier!» Er grinste und fügte noch etwas Unwiederholbares hinzu.

«Bin neugierig, was sie diesmal von mir will», sagte ich.

Ich erfuhr es bald genug. Pablo saß wieder auf dem Sofa, als ich den Wohnwagen betrat. Er sah verdrossen aus und lutschte lustlos an einem Orangen-Stangeneis. Zwischen seinen Beinen erspähte ich zwei männliche Anatomieteile von unwahrscheinlicher Größe.

«Guten Tag, Doktor. Ich möchte, daß Sie sich Pablo ansehen. Wie ich Ihnen sagte, ich hab's machen lassen. Von einem sehr guten Tierarzt, sehr teuer.» Diesmal bot mir Señora Lapiz keinen Schnaps an.

«Wirkt es?» fragte ich.

«Ich denke schon. Aber es ist noch zu früh. Die Operation wurde erst vor einem Monat gemacht.»

«Und was macht Ihnen zu schaffen, Señora?»

«Ich glaube, an der Stelle, wo die Naht ist, hat er eine Reizung. Vielleicht können Sie mir eine Salbe geben?»

Ich trat zu Pablo und bückte mich, um das rekonstruierte Zeichen seiner Männlichkeit zu betrachten. Der Hodensack wies nicht nur eine Reizung auf, sondern er war sogar entzündet und näßte rings um die Operationsnaht. Ja, die Narbe selbst war an einigen Stellen

geplatzt.

«Señora», sagte ich, nachdem ich den Körperteil befühlt und eine schmerzhafteste Ohrfeige von Pablo erhalten hatte, «das ist mehr als nur eine Reizung. Es scheint mir, die künstlichen Hoden lösen eine Reaktion aus und werden abgestoßen.»

«Unmöglich! Der Arzt sagte mir, aus demselben Material macht man Hüftgelenke.»

«Trotzdem, sein Körper mag es nicht. Ich werde Ihnen eine Salbe gegen Entzündungen geben, aber die künstlichen Hoden müssen entfernt werden. Es geht nicht anders.»

Die Schimpansendompteuse führte einen kleinen Flamencotanz auf dem beschränkten Platz auf und ließ einen giftigen spanischen Wortschwall vom Stapel. «Sie sind bloß neidisch, Herr Doktor, Sie wissen gar nichts», zischte sie, als die folkloristische Darbietung beendet war. «Geben Sie mir also die Salbe. Er hat bloß eine Reizung durch die Stiche. Pablo wird seine Hoden behalten!»

Zwei Wochen später erhielt ich von dem Elefantenwärter freundlicherweise einen Ausschnitt aus einer deutschen Zeitung. Es war der Bericht über einen Vorfall, der sich tags zuvor während der Zirkusvorstellung ereignet hatte. «Bei der Schimpansennummer», stand da zu lesen, «sah das erstaunte Publikum, daß einer der Schimpansen zwei große Eier legte.» Nach dem Geburtsakt habe die «Mutter» unangefochten ihre Kunststücke fortgesetzt. Die Überschrift lautete: «Wunderschimpanse bringt Hühner zur Welt.»

Die Natur hatte demnach den Abstoßungsprozeß vollendet, um den Organismus von den Fremdkörpern zu befreien. Was man mit Metall und synthetischen Stoffen an manchen Stellen tun kann, läßt sich nicht überall bewerkstelligen, schon gar nicht, wenn bestimmte physiologische Kriterien nicht berücksichtigt werden. Pablo mußte sich ohne die Last seiner beiden «Eier» viel männlicher vorkommen. Señora Lapid schuldet mir immer noch zehn Mark für die Salbe.

Achstes Kapitel

Tiergeschichten sollten gut ausgehen

Die Augen des Schwertwals Kim in Antibes hatten sich nach den Chloramphenicol-Injektionen gebessert, und eine Zeitlang legten sich meine düsteren Befürchtungen über seinen Zustand. Er schien sich wohlfühlen im Isolierungsbecken, wo ihn Martin Padley, Michael Riddell oder ein anderes Mitglied des Personals von Marineland täglich besuchte. Auch ich verbrachte so oft wie möglich eine Stunde bei ihm, schwamm um ihn herum, streichelte mit den Zehen seine Flossen und sprach mit ihm. Wenn er genug von unserer Gesellschaft hatte, gab er uns einen festen Nasenstüber oder zeigte höflich die Zähne. Dann wurde es Zeit, aus dem Becken zu klettern, und Kim bezog Posten bei der massiven Metaltür, die sein Becken vom Hauptbassin trennte. Dahinter lagen fast die ganze Zeit Betty und zwei Delphine, unterhielten sich mit ihm in ihrer Geheimsprache und taten vermutlich ihr Bestes, ihn aufzuheitern.

Die regelmäßigen Blutuntersuchungen waren jedoch nicht ermutigend. Die Zahl der roten Blutkörperchen blieb erschreckend niedrig, die der Antikörper-Proteine hoch, und dann machte sich plötzlich ein neues Symptom bemerkbar: Die Nierenfunktion war nicht in Ordnung. Alles in Kims Körper schien zusammenzuberechnen, so daß Andrew und ich eine Multimorbidität in Betracht zogen. Jeden Tag wurde Kims Nahrung literweise eine französische antianämische Flüssigkeit zugesetzt, und wir sorgten dafür, daß er neben seinen üblichen Vitaminen Eisen, Spurenelemente und viel Vitamin C erhielt. Ich begann eine Bluttransfusion zu bedenken. Vor Jahren hatte ich sie im Flamingo-Park bei Cuddles machen wollen, der damals an einer inneren Darmblutung litt. Diesmal hätte ich einen Blutspender zur Verfügung gehabt. Als ich mit Riddell darüber sprach, widerstrebte es ihm zwar verständlicherweise, Betty als Blutspender zu benutzen, aber er erklärte sich doch dazu bereit – und das war kennzeichnend für ihn. «Aber wie können wir die benötigte Menge gewinnen, ohne daß Betty in Erregung gerät, wenn sie so lange aus dem Wasser ist?» fragte er.

Betty wurde auf dem Boden des Beckens ein reizbarer, kriegerischer Wal, der nicht nur, wie wir aus bitterer Erfahrung wußten, zu Überhitzung neigte, sondern auch gefährlich nach den Beinen der Menschen biß. Sie spielte keineswegs; wenn sie zuschnappte, bedeutete das nicht nur einen Riß im Taucheranzug,

sondern eher eine Amputation.

Und zur Blutentnahme mußten wir uns in ihrer Nähe aufhalten. Ich hatte gesagt, wir brauchten eimerweise Blut. Das war eine verschwommene Angabe. Genaue Berechnungen waren wesentlich. Wassertiere haben wegen ihrer Anpassung ans Leben im Wasser ein viel größeres Blutvolumen als Landtiere. Enten zum Beispiel haben mehr Blut als Hühner und Tauchvögel, wie etwa Papageientaucher, mehr als nichttauchende Vögel. Dasselbe gilt für die Meeressäuger. Aufgrund radioaktiver Untersuchungen weiß man, daß beim Schwertwal zehn Prozent des Körpergewichts Blutvolumen ist — beim Menschen beträgt es acht Prozent —, und daß es bei manchen Delphinen fünfzehn Prozent, bei jungen Elefantenrobben sogar zwanzig Prozent betragen kann. Um Kims Blut über das Mindestmaß, das bei anämischen Menschen eine Bluttransfusion notwendig macht, zu bringen, mußten ihm über 200 Liter zugeführt werden, fast Bettys ganzes Blutvolumen! Aber sollte man es nicht wenigstens mit der Menge versuchen, die Betty unbeschadet spenden konnte?

Als nächstes mußte ich ergründen, ob sich das Blut der beiden Tiere vertrug. Nicht nur beim Menschen gibt es verschiedene Blutgruppen. Bei großen Tümmern kommen mehrere vor, bei Finn- und Pottwalen hat man zwei festgestellt. Über Schwertwale war in dieser Hinsicht nichts bekannt, aber da mit der Existenz von Blutgruppen gerechnet werden mußte, war die Untersuchung der Verträglichkeit unter Umständen von entscheidender Bedeutung. Natürlich nahm ich sie vor. Die Blutgruppenbestimmung ist an sich eine einfache Sache. Nachdem ich die beiden Retorten ins Laboratorium gebracht hatte, dauerte es nur eine Minute, bis unter dem Mikroskop zu sehen war, daß sich die roten Blutkörperchen des gemischten Blutes verklumpten. Kein Zweifel: Zwischen Kim und Betty bestand Blutgruppenunverträglichkeit. Schon ein Liter Blut von Betty würde in Kims Organismus eine schlimme, wenn nicht verhängnisvolle Wirkung haben.

So verzichteten wir auf eine Bluttransfusion, aber unterdessen hatte ich darüber nachgedacht, wie man einem Schwertwal eine große Blutmenge entziehen könnte. Nach dem Fehlschlag mit der Transfusion fand ich zu einem neuen Gedankengang. Ich hatte von einer einzigartigen Therapie gehört, die in Deutschland bei Menschen angewendet wurde: Man entzog dem Körper Blut, behandelte es mit Ozongas und führte es dann in den Kreislauf zurück. Mit dieser Ozontherapie hatte man bei verschiedenen Infek-

tionskrankheiten und Blutkrebsen ausgezeichnete Ergebnisse erzielt. Niemand schien genau zu wissen, wie sich das erklären ließ, außer daß feststeht, daß Ozon Mikroben vernichtet. Da man das Blut dem Ozongas nur außerhalb des Körpers aussetzte, weil potentielle Giftigkeit bestand, hielt ich das Verfahren für ungefährlich.

Zu den Pionieren der Ozontherapie gehörte mein guter Bekannter Dr. Ferdi Wurms, der Bruder von Fritz Wurms, dem der Safari-Park in Stukenbrock unterstand. Ich hatte Dr. Wurms öfters in Stukenbrock getroffen und mit ihm über medizinische Fragen von allgemeinem Interesse gesprochen; da er in einer «zoologischen» Familie aufgewachsen war, kannte er sich in den Problemen kranker Tiere ebenso aus wie in denjenigen der Menschen. Ich rief ihn an, um mich zu erkundigen, was er davon hielt, wenn ich die Ozontherapie bei Kim versuchte.

«Ich habe einen Schwertwalbullen, der meines Erachtens an einem chronischen Infektionsherd leidet. Was halten Sie davon, wenn ich einen Ozonapparat nach Nizza kommen lasse und es mit einer solchen Blutwäsche versuche?»

«Sobald ich heute nachmittag in der Klinik fertig bin, mache ich mich auf den Weg», antwortete er. «Der Hersteller der Ozonapparate besitzt ein Privatflugzeug, und ich will ihn bitten, mich und die ganze Ausrüstung zu Ihnen zu bringen.»

Obwohl es April war, herrschte an der Côte d'Azur bittere Kälte. Der Wind heulte von den schneebedeckten Alpen herab, die diesseits von Marineland aus Gärten, Zypressenwäldern und roten Ziegeldächern in die kristallklare Abendluft emporstrebten. Während ich auf Dr. Wurms' Ankunft wartete, machte ich mir wegen der geplanten Prozedur Sorgen. Vielleicht hatte ich den deutschen Arzt vergeblich aufgeboten. Für viele Laboruntersuchungen genügen sieben bis zehn Milliliter Blut, und das ist etwas anderes als ein Verfahren, das darin besteht, einen Liter nach dem ändern herauszupumpen und dann zurückzupumpen. Wie lange konnte ich Kim ungefährdet auf dem Boden des Isolationsbeckens liegen lassen? Wenn er nun die Geduld verlor, mit dem Schwanz herumschlug und die lebenswichtigen Schläuche herausriß? Konnte ich überhaupt ein Blutgefäß finden, das groß genug war, um einen ständigen Fluß zu sichern? Was für einen Schaden würde es anrichten, wenn das Blut irgendwo gerann? Es war mir klar, daß ich die Schwanzblutgefäße benutzen mußte; da nur vier davon groß genug waren, hatte ich nur vier Chancen.

Dr. Wurms und Fabrikant Felgner landeten pünktlich mit der

Ausrüstung, und wie es meine Art ist, machten wir uns sogleich ans Werk. Es dunkelte, als Kims Becken geleert war und der große Wal bequem auf einer dicken Schicht von Schaumgummimatratten lag, die Martin und seine Helfer ihm untergeschoben hatten, kurz bevor das letzte Wasser abgeflossen war. Scheinwerferlicht erhellte die Szene. Die immer mehr absinkende Temperatur und der eisige Wind waren ideal für den Wal. Unter solchen Umständen bestand keine Gefahr der Überhitzung, aber für uns, die wir mit Taucheranzug, Badehose, alten Jeans und Gummistiefeln bekleidet waren, wurde es immer unangenehmer. Meine Hände waren klamm von dem eisigen Wasser, mit dem Kim besprüht wurde, damit seine Haut feucht blieb. Mir bangte vor dem Einsetzen der Schläuche in die Blutgefäße.

Alle Instrumente wurden ins Becken gelegt, Sauerstoffzylinder, der Ozonapparat, Dutzende von Bluttransfusionsflaschen, meterlange Plastikschläuche und Hunderte von sterilen Nadeln jeder Dicke, darunter einige, die wie winzige Abflußrohre aussahen.

«Wieviel Blut müssen wir abzapfen?» fragte ich Ferdi Wurms.

«Wenn ich es mit dem Menschen vergleiche, würde ich sagen, mindestens dreißig Liter.»

«Haben Sie eine Ahnung, wie lange das dauern wird?»

«Beim Menschen dauert ein Liter — das ist die übliche Menge — rund zwanzig Minuten. Die Pumpe saugt das Blut in die Flaschen, dann wird es behutsam geschüttelt, damit es sich mit dem Ozongas vermischt, das der Apparat elektronisch durch starke ultraviolette Strahlung aus Sauerstoff herstellt, und dann wird das Blut unter positivem Druck durch denselben Schlauch zurückgepumpt. Ganz leichte Sache.»

«Aber dann dauert es mit dreißig Litern ja zehn Stunden!»

Dr. Wurms lächelte. «Ja. Falls die Schläuche und Nadeln nicht durch Koagulation verstopft werden.»

Zehn Stunden auf dem Trockenen — *wenn* alles glatt ging! Ich dachte an die Sœur, die gesagt hatte, alles werde gut werden. Zu der von ihr genannten Stunde war zwar nichts geschehen. Konnten die «drei Dinge» der Ozonapparat sein? Er bestand ja aus der Pumpe, den Sauerstoffbehältern und den Glasflaschen. Ich klammerte mich an einen Strohhalm.

«Na gut, fangen wir an», sagte ich. «Als erstes muß ich eine dicke Nadel in eine dicke Ader stechen.» Das war noch nie an einem Schwertwal gemacht worden. «Legt das schwerste Netz, das wir haben, auf die schmale Schwanzstelle. Vier Männer sollen sich auf

jeder Seite darauf setzen.» Das Netz mit seiner Kette und den Bleigewichten wog etwa vier Zentner. Wenn noch acht Mann dazukamen, genügte es vielleicht, daß mich Kims Schwanzflosse nicht ins Gesicht traf, wenn Kim bei diesem einmaligen Experiment nicht als Versuchskaninchen dienen mochte.

Nach dieser Maßnahme kniete ich mich neben dem Schwanz nieder und bedeutete Wurts, das Gerät für den Anschluß bereitzuhalten. An dem Schwanz nahm ich über der Hauptarterie Lokalanästhesie vor. Dann ergriff ich, vor Kälte zitternd, eine zwölf Zentimeter lange, bleistiftdicke Nadel. Ich hielt den Atem an und biß die Zähne zusammen — vielleicht würde die Hölle losbrechen —, als ich in die betäubte Stelle stach. Das Schwanzfleisch des Schwertwals ist zäh wie frisches Holz, das muß es sein, um ein so starkes Paddel zu bilden. Leise stöhnend drückte ich. Die dicke Nadel bewegte sich vorwärts, und plötzlich wurde ich von einem roten Vorhang geblendet — ich war auf Öl gestoßen. Die Nadel war beim ersten Versuch in die Hauptarterie eingedrungen.

Als ich mir das Gesicht abgewischt hatte und durch das Blut blinzelte, sah ich einen Strahl hellroten arteriellen Blutes aus der Nadel spritzen. «Anschließen!» schrie ich.

Ferdi Wurts verband die Nadel sofort mit einem Plastikschauch, worauf das Blut hindurchrann und die große Glasflasche füllte, die Martin hielt. Der Ozonapparat summte. Ich konnte den Ozongeruch in der Luft wahrnehmen. Normalerweise benutzt man Venen, nicht Arterien für Blutentnahmen und Injektionen, doch in diesem Fall ging beides. Während die Technik ihren Dienst tat, setzte ich mich auf die Hacken und schaute zu. Kim schien nicht das geringste gespürt zu haben; er war in seiner besten, entgegenkommendsten Stimmung. Felgner drückte auf alle möglichen Knöpfe und regelte die Ozonkonzentration. Martin blickte wie gebannt auf die steigende rote Flut in der Flasche und schüttelte sie behutsam nach Wurts' Anweisung. Ich achtete auf Blutgerinnsel, sah aber zum Glück keine. Gott sei Dank dauert es bei Wärtieren ziemlich lange, bis das Blut koaguliert.

(Bei großen Tümmeln dauert es gewöhnlich dreiviertel Stunden.)

Tatsächlich hatten wir in ungefähr zehn Minuten einen Liter. Als die Flasche voll war, wurde Ozongas hineingepumpt und die Mischung sachte geschüttelt, während der Apparat im Rückwärtsgang das Blut durch den Schlauch in die Arterie zurückpumpte. Sobald die Flasche leer war, begann der Zyklus von neuem. Von Zeit zu Zeit entnahm ich eine Blutprobe, die ein

Motorradfahrer in das drei Kilometer entfernte Kliniklaboratorium brachte. Die dortigen Laboranten und Ärzte — Gott segne sie — standen uns gern das ganze Jahr hindurch rund um die Uhr zur Verfügung. Nichts von der Mentalität des Gesundheitsamtes («Würde Ihnen gern helfen, Herr Doktor, aber man würde mir schön den Kopf waschen, wenn man erführe, daß wir uns mit Tierblut abgeben»), mit dem ich es oft zu tun bekam, wenn ich mitten in der Nacht und weit entfernt von den Veterinärlabors in Newmarket und Weybridge einen Notfall zu bewältigen hatte.

Beim Einfüllen der dritten Flasche fiel mir auf, daß das Blut träger floß. «Da scheint es irgendwo zu koagulieren», sagte Wurms. «Prüfen Sie doch die Nadel nach.»

Ich löste die Verbindung zwischen Nadel und Schlauch. Die Quelle, die mir entgegensprudelte, war ebenso stark wie das erstemal. «Es muß im Schlauch oder in der Flasche sein», sagte ich.

Wurms wechselte beides aus. Danach ging alles wieder glatt.

Es wurde immer kälter. Außer Martin, der unablässig die Flasche schüttelte, froren wir alle jämmerlich, und mir wurden die Hände klamm.

«Ich muß etwas zum Wärmen haben», sagte ich mit klappernden Zähnen zu Riddell. «Die Kälte dringt mir in die Knochen.»

Er verschwand und kehrte bald darauf mit sechs Flaschen Vin du Var und einem Damenpelzmantel aus Astrachan zurück. «Hat jemand vor Wochen hier liegengelassen und nicht abgeholt», erklärte er. «Schlüpfen Sie hinein.»

Es gelang mir, mich in den Mantel zu zwängen. «Muß seine zehntausend Francs wert sein», meinte Riddell.

«Pech für die Dame, daß ich ihr nun zugekommen bin.»

In der Folge bekam das gute Stück bei jedem Schlauch- und Flaschenwechsel eine Blutdusche ab, aber dafür wärmte es mich. Riddell ließ den Vin du Var fließen.

Die Stunden vergingen, und Kim blieb ganz friedlich. Ich prüfte Herz und Atmung, befühlte die «heißen Stellen» an Stirn und Flossen und roch an seinem Atem: Alles war in Ordnung. Zehn Liter waren gewaschen, dann fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig. Die gebrauchten Transfusionsflaschen häuften sich auf dem Beckenboden.

Während die erste Nadel immer noch fest am Platz saß und das Blut so ungehindert strömte wie zu Beginn, wurde endlich der letzte Liter in der Flasche gewaschen und in Kims Kreislauf zurückgeführt. Mit einem Seufzer der Erleichterung zog ich die Nadel heraus und

klebte ein Pflaster auf den Einstich.

«Räumt alles weg und laßt Wasser ein», sagte ich. Ich war auf einmal sehr müde.

Die Morgendämmerung zog über dem Mittelmeer herauf. Das Blut auf meinem Astrachanmantel glänzte.

«Sie sehen wie eine Schwarzwälder Torte aus», bemerkte Martin.

Wie es nach Nachtarbeit in Marineland an der Cote d'Azur üblich ist, grillten wir zum Frühstück Makrelen über einem Holzfeuer und genossen dazu frisches französisches Brot und provenzalischen Rotwein. Einer der Leute, die zum Morgendienst erschienen, wurde angestellt, den Wal, der im ständig steigenden Wasser schwamm, zu bewachen, und wir gingen auseinander, um ein paar Stunden zu schlafen. Jedenfalls hatten wir bewiesen, daß die Ozontherapie auch bei einem riesigen Säugetier technisch möglich ist.

Die Behandlung hatte keine negativen Nebenwirkungen. Kim war sogar munterer als vorher und schwamm mitunter auf dem Rücken, was bei Schwertwalen ein Zeichen guter Laune ist. Ich wartete zwei Tage ab, bevor ich die erste Blutprobe nach der Behandlung machte. Das Ergebnis der Untersuchung war erstaunlich: Der Blutspiegel des Antikörper-Proteins war steil abgefallen. Zum erstenmal seit Kims Erkrankung zeigte das Diagramm, das seinen innerlichen Kampf mit der Infektion verriet, eine Wendung zum Besseren. «Wir müssen die Behandlung wiederholen», sagte ich aufgeregt zu Riddell. «Das könnte das Ende all unserer Sorgen sein.»

Einige Tage später kamen Wurms und Felgner abermals aus Deutschland angeflogen, und bei viel milderem Wetter wurde Kims Blut zum zweitenmal gewaschen.

Wir unternahmen auch einen heldenhaften Versuch, seine Brust mit einem starken industriellen Apparat zu röntgen, dessen Strahlen Metall durchdringen konnten. Zu diesem Zweck mußten wir den mächtigen Leib auf der einen Seite mit Röntgenfilm bedecken und einen Eiscremekiosk vorübergehend in eine Dunkelkammer verwandeln. Leider war alles umsonst, denn auf den Aufnahmen war nichts zu sehen: Das dichte Gewebe in der breiten Brust hatte die Röntgenstrahlen nach allen Richtungen zerstreut.

Noch enttäuschender war die zweite Ozontherapie; die Blutuntersuchung ergab keine weitere Besserung. Binnen einem Monat stieg der Antikörperspiegel erneut an, und Kim verweigerte die Nahrung. Ich stellte Nierenversagen fest. Das katastrophale Untersuchungsergebnis hätte bei einem Menschen oder einem Schimpansen bedeutet, daß nur noch mit einer Lebensdauer von

wenigen Tagen zu rechnen war, wenn der Patient nicht an eine künstliche Niere angeschlossen würde. Michael Riddell zog tatsächlich Erkundigungen ein, ob wir einen solchen Apparat mieten könnten; aber es war hoffnungslos, wir standen wieder vor dem Problem des ungeheuren Blutvolumens bei Schwertwalen. Die künstliche Niere für Menschen kann nur bei Tieren angewendet werden, die nicht mehr als vier Liter Blut im Leibe haben. Kim hätte gleichzeitig an zwei Dutzend künstlichen Nieren angeschlossen werden müssen!

Da es unmöglich war, dem Wal etwas zwangsweise einzuflößen, überlegte ich, wie ich seinen Körper mit Süßwasser durchspülen konnte. Magenspülungen kamen nicht in Frage. Ein dänischer Forscher hatte vor kurzem bewiesen, daß Tümmeler im Gegensatz zur bisherigen Annahme Wasser durch die Haut absorbieren, eine Eigenschaft der Frösche, die man bei Meeressäugtieren niemals vermutet hätte. Vielleicht konnten Schwertwale auch durch die Haut «trinken»?

«Füllen wir Kims Becken mit reinem Leitungswasser», sagte ich zu Riddell.

Er sah mich entgeistert an. «Es heißt doch, daß Delphine und Wale in Süßwasser Hautkrankheiten bekommen und Schwierigkeiten mit dem Auftrieb haben.»

«Das mit dem Auftrieb ist Unsinn. Und was die Haut betrifft, nun, zwei bis drei Tage werden keinen Schaden anrichten. Selbst wenn sie sich ein bißchen schält, was macht das schon? Wir haben es mit einem großen Unglück zu tun. Kosmetische Fragen können warten.»

Riddell nahm den Hörer vom Telefonapparat. «Lassen Sie die Feuerwehr kommen», sagte er zu seiner Sekretärin. «Wir brauchen sie, sie soll Wasser aus einem Hydranten pumpen. Richtig, ja, grüßen Sie den Feuerwehrhauptmann von mir, und sagen Sie ihm, der verrückte Professor aus England steckt wieder dahinter. Er wird ihm und seiner Mannschaft wie üblich ein Essen mit Champagner spendieren, wenn die Feuerwehr die Sache bis heute abend erledigt hat.»

Der Feuerwehrhauptmann von Antibes hatte uns schon früher großmütig geholfen, wenn wir Wasserprobleme gehabt hatten, und uns einmal, als Tiere vom Flughafen nach Marineland befördert werden mußten, sogar mit einem Feuerwehrwagen eskortiert. «Ich bin hier in der Gegend der Chef von allen Dingen, die mit Wasser zusammenhängen, Herr Professor», hatte er bei der Eröffnung von Marineland zu mir gesagt. «Delphine und Wale leben ja im Wasser,

voilà! Ich habe die Pflicht, mich ihrer anzunehmen, wenn Rettung not tut, genau wie bei Bränden. Übrigens, vielleicht könnten Sie einige Delphine so abrichten, daß sie mir beim Bergen von Ertrunkenen helfen.»

«Das gehört also auch zu Ihrem Aufgabenkreis?»

«Aber natürlich, Herr Professor, alles, was mit Wasser zusammenhängt.»

Die Feuerwehr kam getreulich, und Kims Meerwasser wurde mit Süßwasser ausgewechselt. Vierundzwanzig Stunden später war die wohltuende Wirkung des Süßwassers in seinem Blut deutlich zu sehen. Hierauf ordnete ich an, Kim abwechselnd drei Tage in Meerwasser und drei Tage in Süßwasser zu halten. Die Feuerwehrleute würden in diesem Frühling gut zu essen und zu trinken bekommen!

Dennoch funktionierten die Nieren noch immer nicht normal, und ich mußte mir noch eine besondere Therapie einfallen lassen. Pillen und Tinkturen kamen nicht in Frage; Kim schluckte nichts. Unter den orthodoxen injizierbaren Mitteln gab es nichts, das geholfen hätte. Ich hatte in diesem Fall schon so viel mit unorthodoxen Dingen herumgedoktert, wenn man die Antonio-Schwester und den Zauberozonapparat bedenkt, daß es vielleicht nichts schaden konnte, wenn ich es einmal mit Heilkräutern versuchte. Viele «orthodoxe» Mittel wie Digitalis, Atropin, Strychnin und die Antibiotika sind ja pflanzlichen Ursprungs. Da ich mich nicht auskannte auf dem weiten Feld der Kräuterheilkunde, die Heilmittel für das ganze Spektrum der Krankheiten von Mensch und Tier zu Verfügung haben soll, vertiefte ich mich in die französischen pharmazeutischen Kataloge, in denen orthodoxe und unorthodoxe Medikamente und ihre Anwendung nebeneinander aufgeführt sind. In anderen Ländern steht man der sogenannten Alternativmedizin nicht so hochnäsiger gegenüber wie in Großbritannien. Ich fand einen injizierbaren Extrakt aus den frischen Blättern einer Pflanze mit dem lateinischen Namen *Cynara scolymus*, einer Artischockenart. Pflanzenextrakte können wenigstens keinen Schaden anrichten, selbst wenn sie nichts nützen. Ich bestellte zweitausend Flaschen, womit ich zum Umsatz der kleinen pharmazeutischen Firma wahrscheinlich wesentlich beitrug.

Martin und seine Leute injizierten Kim alle acht Stunden das Nierenmittel, das ähnlich wie Coca-Cola aussah und roch. Kim war mittlerweile sehr abgemagert und hatte einen schlechten Atem. Wie alles bei Schwertwalen, hatte auch das Atemvolumen ein gewaltiges

Ausmaß, und man nahm den Geruch schon von weitem wahr.

Die Atmung selbst blieb normal, und da ich durchs Stethoskop nicht das geringste Geräusch vernahm, verdichtete sich meine Vermutung, daß Kims verborgener Infektionsherd in der Lunge sitzen könnte. Ich hielt immer noch an meiner Diagnose eines chronischen dickwandigen Abszesses in weichem Gewebe fest, trotz der zunehmenden Skepsis seitens der französischen Tierärzte und Laboranten, die auf Leukämie tippten, und trotz der Sœur mit ihrem «Gitter». Es lag sogar eine Diagnose von einem Mann mit einem «schwarzen Kasten» vor, der aus unserem kleinen Laboratorium in Marineland ein paar Blutstropfen von Kim gestohlen hatte und uns telefonisch mitteilte, seine Wundermaschine habe bei dem Wal eine schwere Leberkrankheit festgestellt. Er sei bereit, uns für ein paar tausend Francs sein eigenes Heilmittel zusammenzubrauen. Trotz all diesen Zweifeln an der Richtigkeit meiner Behandlungsweise hielten Michael Riddell, Andrew Greenwood und Martin Padley, die mich von Anfang an auf meinem dornigen Weg begleitet hatten und mit denen ich die unzähligen Untersuchungsergebnisse und meine Schlußfolgerungen stets besprach, unerschütterlich zu mir und stimmten mit meiner Grundthese überein. Könnten wir doch nur die geheime Festung der Erreger finden und sie vernichten! Das ärgerliche an Abszessen ist, daß sie auch bei antibiotischer Behandlung gewöhnlich am Schluß dräniert werden müssen. Entweder platzen sie, oder sie werden aufgestochen. Aber man kann nicht etwas aufstechen, wenn man nicht weiß, wo es ist. Jedenfalls kommt eine Operation an offener Brust bei einem Schwertwal nicht in Frage. Wir verfügen in Großbritannien über einen Betäubungsapparat, der einen Delphin weiteratmen läßt, wenn seine Brust geöffnet ist, aber einen Apparat, der groß genug wäre, daß er Kim hätte beatmen können, gibt es leider nicht.

In den Gesichtern des Personals von Marineland machte sich bemerkbar, welche Mühe es erforderte, den großen Schwertwal Woche um Woche, Monat um Monat zu pflegen. Nachtarbeit, kaltes Wasser, die körperliche Anstrengung beim Ziehen und Stoßen schwerer Geräte und des Tieres selbst, die Qual, mit ausgestreckten Armen eine Flasche mit einem intravenösen Injektionsmittel oder eine Sauerstofflanzette zu halten, die Unbequemlichkeit, reglos zu hocken oder zu knien, mit einem Schlauch oder einer Nadel in Händen, all das mußte neben dem üblichen Tagewerk vor sich gehen, das darin bestand, Marineland Tausenden von Besuchern zugänglich zu machen, Fische zu zerschneiden und Vorstellungen zu

veranstalten, pausenlos sieben Tage in der Woche. Das schlimmste war das Gefühl, daß wir trotz kleinen Lichtblicken und zeitweiligem Erfolg den Krieg verlieren würden. Auch Kim führte einen harten Kampf, aber war er hart genug?

Ich beschreibe in meinen Büchern alle Ereignisse, wie sie sich in Wirklichkeit zugetragen haben. Der amerikanische Verleger meines ersten Buches «Das Nilpferd muß ins Bett» ersuchte mich, manches zu dämpfen und meine Geschichten so umzugestalten, daß sie glücklich ausgingen, weniger Blut und Schmerzen enthielten. Die Tiere sollten gewissermaßen das Krankenbett verlassen und wieder laufen können. Ich habe mich gegen diese Einstellung immer gewehrt. Die Pflege der Wildtiere, mag sie auch mitunter Freude bereiten und befriedigend sein, ist im Grunde hart, unerbittlich, vor allem niederdrückend, wenn sie fehlschlägt. Man soll sie nicht verniedlichen sondern so schildern, wie sie ist.

Nächtliche Anrufe bedeuten unweigerlich nichts Gutes; deshalb war ich auf eine Katastrophe gefaßt, als mich eine Woche nach Beginn der Kräuterbehandlung das Telefon um drei Uhr nachts weckte. Doch Riddells Stimme klang gar nicht betrübt. «Er frißt wieder!» rief er, kaum daß ich mich gemeldet hatte. «Der Nachtwächter hat es wie üblich vor einer Viertelstunde versucht, und prompt verschlang Kim fünf Kilo Makrelen, und er will noch mehr haben!»

«Holen Sie Martin aus dem Bett», sagte ich. «Er soll bitte sofort Blut entnehmen und im Labor die Nierenfunktion prüfen lassen.»

Zur Frühstückszeit kam der Bericht, und wir hatten den erstaunlichen Grund für Kims bemerkenswerte Besserung: Die Nieren arbeiteten wieder normal! Ich ordnete an, mit den pflanzlichen Injektionen noch einen Monat fortzufahren, und bestellte mir in der Buchhandlung ein dickes Buch über Pflanzenheilkunde.

Akupunktur bei Giraffen, Weiße Magie bei Cuddles und jetzt Heilkräuter für Kim! «Was noch?» fragte Hanne, als ich am folgenden Morgen die Post durchsah (ein anderes Extrem: Da war ein Brief von einer Dame in New York, die eine gelähmte Maus hatte. Ob ich ihr einen Rat geben könne?). «Chiropraktik für Krokodile?»

«Warum nicht? Oder vielleicht wäre eine Kur in Baden-Baden genau das richtige für kranke Schwertwale», antwortete ich.

Kims Nieren versagten nie mehr, und der üble Geruch aus seinem Blasloch verging, als ihm beim Einatmen ein Fungizid eingesprüht

wurde — eine verzwickte Arbeit. Das Blasloch öffnet und schließt sich schnell, damit bei Wellengang kein Wasser eindringen kann, und erst recht nicht etwas von Menschenhand. Es bedurfte einer festen Hand und guter Reflexe, um den Strahl in das Loch zu bringen, das sich in unregelmäßigen Zeitabständen öffnete.

Die Anämie und der hohe Antikörperspiegel blieben jedoch, und Kim hatte nur noch die Hälfte seines normalen Körpergewichts — ein trauriger, schlangenartiger Schatten seiner früheren runden Gestalt. Ich wendete jetzt das sehr teure Tuberkulostatikum Rifampicin an. Es wird selten gegen eine andere Krankheit als Tuberkulose benutzt, aber es hat in bezug auf Bakterien einen weiten Wirkungsbereich und findet seinen Weg in die chronisch tuberkulösen Verkapselungen; vielleicht konnte es auch die Festung des von mir vermuteten verkapselten Abszesses durchdringen. Eine der üblichen und harmlosen Nebenwirkungen beim Menschen besteht darin, daß es Urin, Speichel und Tränen rot färbt. Schwertwale haben einen starken Tränenfluß als Schutzmittel gegen die Reibung des Meerwassers. Kim sah durch das Rifampicin wie ein schreckliches Filmungeheuer aus, das blutige Tränen vergoß. Trotz der normalen Nierenfunktion verlor er im März 1982 wieder den Appetit. Schließlich nahm er überhaupt nichts mehr zu sich, und am 3. April erhielt ich die telefonische Nachricht, die ich schon lange gefürchtet hatte: Kim war in der Nacht friedlich gestorben.

Das Flugzeug am Sonntag war vollbesetzt mit fröhlichen Urlaubern und reichen Engländern, die in Monte Carlo und Juanles-Pins eine Zweitwohnung haben. Lady Docker auf der anderen Seite des Ganges nippte Champagner, und ich saß neben Cary Grant, der mir höflich sein Stück Käse anbot. Er hatte keinen Hunger, ich jedoch auch nicht. Oben im Gepäckraum lag zwischen Golfstöcken, Pelzstolen und eleganten Kofferchen meine Tasche, die Skalpelle, Retorten und scharfe Sägen enthielt. Ich erschnüffelte durch den Parfümduft einen Hauch von meiner Formalinflasche. Als eine vorbeigehende Hosteß die Nase rümpfte, um den ungewöhnlichen Geruch zu lokalisieren, ließ ich mir wie immer nichts anmerken.

Meilenweit vom Meer entfernt lebt in der ruhigen provenzalischen Cap-Landschaft ein Abdecker, der sich besonders für Waltiere interessiert und schon viele an der französischen Küste angeschwemmte Kadaver aus der Welt geschafft hat. In seiner Werkstatt nahm ich die Autopsie an Kim vor, wobei mir Riddell und Martin halfen. Da war kein «Gitter», überhaupt nichts zwischen

Magen und Darm, keine Leukämie, kein Krebs, keine Lebererkrankung. Aber tief in der rechten Lunge saß ein Abszeß, so groß wie ein Kohlsack, mit einer zweieinhalb Zentimeter dicken, zähen fibrösen Wand. Wenn ich die Größe und Lage genau gekannt hätte, wenn ein so riesiges Tier geröntgt werden könnte, wenn es eine so lange Kanüle gäbe, mit der ich zu dem Abszeß hätte vordringen können, um ihn zu drainieren, ja, dann wäre Kim am Leben geblieben. Wenn ...

Ich saß auf der Terrasse von Marineland in Palma Nova auf Mallorca, zusammen mit dem Direktor Robert Bennet; wir aßen dünne Rohschinkenscheiben und tranken dazu eine Flasche Valdepeñas. Wir hatten unsere alle zwei Monate routinemäßig stattfindende Inspektion aller Tiere beendet, um dreizehn Uhr ging mein Iberia-Flug nach London.

«Übrigens, ich habe ein Geschenk für Sie», sagte Bennet und zog etwas aus der Tasche. «Es ist das erste Stück eines neuen Souvenirs, das in der kommenden Saison auf dem Markt sein wird.»

Zwischen uns lag auf dem Tisch eine Halskette mit einem silbernen Anhänger, einem wunderschön geformten, springenden Delphin.

Während ich das Geschenk bewunderte, kam eine Gruppe englischer Touristen vorbei, die zur Bar strebten. Eine Dame gewährte den schimmernden Anhänger und sagte zu ihrem Begleiter, der etliche Fotoapparate um den Hals trug: «O Melvin, schau dir das an. Du mußt mir das kaufen, bevor wir heimreisen.»

«Aber gern, meine Liebe», antwortete er.

Das erinnerte mich an einen Vorfall, der sich in Manchester kurz vor der Schließung des Zoos Bellevue zugetragen hatte — ebenfalls mit einem Melvin.

Der Rothalsstrauß im Bellevue hatte einen seiner besseren Tage. Sonst war er blutrünstig und asozial. Nichts liebte er mehr, als seinen Wärter zu terrorisieren, sich aufzuplustern und zu versuchen, so hoch zu springen, daß er auf den Kopf des Mannes treten konnte. Ein paarmal war es ihm schon gelungen, den Wärter in den Bauch zu stoßen, so daß ihm die Luft ausging. Beim Sturz brach sich der Arme einmal einen Finger, und bei dem Siegestanz, den das Tier auf ihm vollführte, erlitt er eine Wirbelsäulenverletzung. Heute aber war der Strauß zweifellos friedlich gestimmt. Vielleicht lag es an dem für Manchester ungewöhnlich schönen Wetter oder an dem Geräusch der Rollschuhläufer, die jenseits der Anlage für einen

Wettbewerb trainierten. Jedenfalls war der Strauß — einer von der gefürchteten Art mit rotgeränderten Augen und eisenhartem Schnabel — guter Laune. Er schien keinen Grund zu haben, den ganzen Vormittag Haarspalterei zu betreiben: Niemand hatte ihn scheel angesehen; niemand hatte ihm einen Vorwand zum Ausschlagen gegeben. Es war ein guter Tag. Bis die Dame mit dem Halsschmuck daherkam.

Für Menschengenossen bot sie einen hübschen Anblick; sie trug einen silberfarbenen Nerzmantel, Schuhe mit silbernen Bleistiftabsätzen und eine Silberkette mit Anhänger. Hinter ihr trottete die Quelle all dieser schönen Dinge, ein kleiner, tonnenförmiger, müde aussehender Herr im Kamelhaarmantel und mit braunem Filzhut. Dem Strauß mißfiel die Art, wie die beiden vor seinem Gehege stehenblieben und ihn, ohne auch nur «Mit Verlaub!» zu sagen, anstarrten. Das machte seiner verhältnismäßig euphorischen Stimmung ein Ende. Er wollte es dem Paar zeigen. Er schritt heran, streckte seinen langen roten Hals vor, machte den stählernen Schnabel auf und hackte nach dem Anhänger. Mit einem Schluck — unangefochten von dem Schreckensschrei «Au! Melvin, schau, was er mir angetan hat!» — rutschte das Kleinod seine Kehle hinunter. Als seine Ehre wiederhergestellt war, wandte sich der unartige Vogel ab und stolzierte davon, sich vermutlich ins Fäustchen lachend, falls Strauße sich ins Fäustchen lachen können.

Der Vorfall führte dazu, daß mich der Hauptwärter Matt Kelly aufbot. Die Nerzdame spiele verrückt, sagte er mir am Telefon, sie verlange die sofortige Rückerstattung des geraubten Anhängers. Ich fuhr zum Zoo, wo ich Matt in Kampfstellung antraf. Er stand am Straußengehege, ihm gegenüber die Nerzdame, die ihm eine Hölle bereitete; ihm, dem Kamelhaarherrn, der erschöpfter aussah denn je, und der sich den Schweiß von der Stirn wischte, und dem Rothalsstrauß, der Unheil ausbrütete. «Der widerliche Vogel hat meinen Anhänger gestohlen!» kreischte die Dame. «Geben Sie ihn mir zurück, oder ich verklage Sie!»

«Schatz, ich sage dir doch, er ist nicht aus Platin, sondern aus Silber. Ich habe ihn gekauft, ich muß es also wissen. Laß den Vogel ihn behalten», erklärte der Herr im Kamelhaarmantel.

«Je nun, Herr Doktor Taylor hier kann uns sicher helfen», sagte Matt und reichte mir gewitzt den Schwarzen Peter, sowie ich ankam.

«Ich will meinen Anhänger wiederhaben, oder ich gehe vor Gericht wegen Raubüberfalls, schwerer Körperverletzung und mangelnder Sicherheitsmaßnahmen!» Die Dame stampfte mit den

silbernen Absätzen auf.

«So beruhige dich doch, Schätzchen. Ich kaufe dir einen neuen, mein Engel. Es lohnt die Mühe nicht. Zwanzig Pfund, so wahr ich lebe.» Der Herr sah aus, als würde er gleich in Tränen ausbrechen.

«Halt den Mund, Melvin!» fuhr sie ihn an. «Du hast keine Ahnung und keinen Mumm.»

Er putzte sich die Nase und hielt den Mund.

«Wie ich annehme, hat der Rothalsstrauß etwas geschnappt», sagte ich diplomatisch.

«Allerdings!»

«Er hat den Anhänger der Dame verschluckt, Herr Doktor», erläuterte Matt.

«Und ich will ihn sofort wiederhaben!» keifte die Dame.

«Das geht leider nicht», erwiderte ich. «Aber wenn der Vogel ihn nicht in sieben Tagen hergibt, könnte ich operieren.»

«Aber...»

«In sieben Tagen», wiederholte ich fest. «Kommen Sie dann wieder, Gnädigste, und wir werden die Sache so oder so bereinigen.»

Der Strauß hielt es für angebracht, den Anhänger nicht auf die übliche Weise herzugeben. Eine Woche verging, und noch immer ruhte das Kleinod in seinem Innern. Ich brachte ein tragbares Minensuchgerät in den Zoo, und tatsächlich piepte es über dem Kropf. Eine Operation ließ sich nicht vermeiden, da die Nerzdame unerbittlich auf ihrem Wunsch beharrte. Matt mußte den erzürnten Strauß einfangen und ihm einen Sack über den Kopf stülpen. Dann öffnete ich den Kröpf unter Lokalanästhesie. Es war leicht, den Anhänger herauszuholen, dem der lange Aufenthalt in dem engen Gefängnis zusammen mit Verdauungssäften verwunderlicherweise überhaupt nicht geschadet hatte. Keine Spur von Oxydation oder Grünspan. Das Paar in Nerz und Kamelhaar erschien zur verabredeten Stunde nach der Operation, und ich reichte der Dame den Anhänger. «Mit besten Empfehlungen von dem Strauß», sagte ich.

«Vielen Dank», antwortete sie.

«Tut mir leid, daß der Vogel das durchmachen mußte», murmelte ihr Mann. «Der Anhänger ist wirklich nicht viel wert. Aber meine Frau...»

«Schon gut, sie hat den Anhänger ja jetzt wieder», fiel ich ein. «Nichts Böses ist geschehen.»

Die beiden verließen Matts Büro. «Seltsam, daß das billige Ding

nicht oxydiert ist», sagte ich zu Matt, als sie fort waren.

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet, und die Nerzdame trippelte herein. «Psssst! Mein Mann ist auf die Toilette gegangen. Der Anhänger ist in Wirklichkeit aus Platin, müssen Sie wissen. *Er* glaubt, er sei aus Silber, und das war er auch, ich meine den Anhänger, den er gekauft hat, der Knauser. Dieser hier sieht genau gleich aus, ist aber aus Platin — ein Geschenk von einem Freund, einem sehr guten Freund!»

Sie blinzelte uns zu, drehte sich um und klapperte hinaus.

Matt und ich blickten einander an, beide so stumm wie Strauße.

«Herr Doktor, kommen Sie schnell, bitte! Es hat alle seine Jungen gefressen außer einem!»

Frau Stansfield am anderen Ende der Leitung war mit Recht verstört. Die Witwe lebte in Lancashire in der Baumwollstadt Bury und wohnte dort in einem trübselig grauen Häuserblock. Sie hatte von jeher eine Vorliebe für exotische Tiere gehabt. Die kleine, rotbackige Frau besaß als einziger Mensch, den ich kannte, zwei Loris, die den Platz am Kamin mit einer Katze teilten. Während andere Leute Wellensittiche, Papageien oder vielleicht einen Minha hielten, bevorzugte sie einen einflügligen Flamingo, der zu jedermanns Verwunderung in einem Staubecken gefunden worden war, nachdem er den Zusammenstoß mit einer Hochspannungsleitung überlebt hatte. Auch die nachfolgende Operation überstand er. Er hatte fast das ganze winzige Klo mit Beschlag belegt und fraß aus einer Seifenschale, die für ihn mit zerdrückten roten Rüben, getrockneten Krabben und Hundemehl gefüllt wurde. Die mit Heu ausgelegte Brotbüchse in der Küche war der Zwinger eines steinalten, blinden Igels, und im Wohnzimmer hausten zwei frei herumfliegende Pflaumenkopfsittiche, die alles, von den Tapeten bis zu den Polstermöbeln, von den Büchern auf den Regalen bis zu den Noten auf dem Klavier, zerfetzt hatten. Frau Stansfield liebte und verwöhnte sie, so daß sie so dick wie Haselmäuse und so frech wie Kampfhähne waren. In einem Treibhaus im Hintergarten war der Gegenstand ihrer jetzigen Sorge untergebracht, ein Sechsbindingürteltier, das sie vor ungefähr einem Monat bei einem Tierhändler in Manchester gekauft hatte. Es gedieh gut in dem Treibhaus und zeigte ein schier unersättliches Verlangen nach Eiern, Milch, Tomatensaft, gehacktem Fleisch und gelegentlich einer Melonenscheibe. Dann hatte sie mich vor vierundzwanzig Stunden in höchster Aufregung angerufen und mir mitgeteilt, das

Gürteltier habe aus heiterem Himmel sechs winzige Junge zur Welt gebracht! Da die Mutter sich aus ihnen nichts zu machen schien und sie nicht säugte, erbat Frau Stansfield von mir die Zusammensetzung einer Ersatzmilch; sie wollte die Kleinen mit einem Tropfenzähler aufziehen.

Mich hatte die Nachricht der guten Frau überrascht und gefreut. Gürteltiere werfen in Gefangenschaft oft bis zu zwölf Junge, die man als Zwölflinge bezeichnen könnte, weil sie alle einem einzigen befruchteten Ei entstammen. Es ist schwer, sie aufzuziehen, auch wenn die Mutter ihre Pflicht tut, und gewöhnlich bleiben nur wenige am Leben. Was die künstliche Gürteltiermilch anbelangt — man hat mich schon um noch absonderlichere Dinge gebeten —, so hatte ich zwei Teile Kuhmilch und einen Teil Wasser mit ein wenig Glukose vorgeschlagen. Schwächlingen sollte sie in den beiden ersten Tagen stündlich ein paar Tropfen flüssiges, reines Protein geben. Ich hatte mir vorgenommen, so bald wie möglich nach Bury zu fahren und mir die unerwarteten Sechslinge anzusehen.

Da kam nun dieser Schreckensschrei. Alles war anscheinend schiefgegangen. Viele Tiere fressen ihre toten oder lebensunfähigen Jungen, als ob es der Wunsch der Natur sei, sauberzumachen, ohne kostbares Protein zu verschwenden. Aber noch nie hatte ich von einem kindesmörderischen Gürteltier gehört, so etwas gab es eher bei Tigern, Bären und Wölfen. Vielleicht hätte ich Frau Stansfield raten sollen, Mutter und Junge zu trennen, doch Gürteltiere sind so freundliche Geschöpfe — ich wäre gar nicht auf den Gedanken verfallen, verflucht noch mal. Ich versprach Frau Stansfield, sofort zu kommen, und ging hinaus zu meinem Wagen.

In Lancashire gibt es selten Gürteltiere zu sehen, geschweige denn neugeborene Junge. Ich verfluchte unser Pech, als ich nach Bury fuhr, das im nächsten Tal unter einer rauchigen Nebeldecke lag. Frau Stansfields rosiges Gesicht war verweint, als sie mir die Tür öffnete.

«Es ist ein so liebes Tierchen», sagte sie, als wir zum Treibhaus gingen. «Warum hat es seine Kinder getötet, Herr Doktor?»

«Das ist auch mir unerklärlich, aber manchmal erkennt eine Tiermutter bei ihren Jungen etwas Fehlerhaftes, wozu wir Menschen nicht imstande sind, und dann handelt sie so.»

Das Gürteltier, ein grauer Rugbyball, schlief friedlich in einer Kiste, die in einem Winkel des Treibhauses stand. Gürteltiere sind Nachttiere, die tagsüber schlafen, und es war jetzt früher Nachmittag. Ich hob das zusammengerollte Tier behutsam auf, und

es zappelte in meiner Hand, als es erwachte. In der mit Heu ausgelegten Kiste sah ich kein Junges.

«O Herr Doktor, sie hat auch das letzte gefressen!» klagte Frau Stansfield. «Alle sechs an einem Tage!»

«Schauen Sie in dem Heu nach, Frau Stansfield», sagte ich. «Vielleicht steckt es darin.»

Die harten Klauen des gereizten Gürteltiers zerkratzten mir den Arm. Frau Stansfield bückte sich und durchwühlte das Heu. Nach einem Augenblick stieß sie einen Freudenschrei aus. «Oh, sehen Sie, Herr Doktor, Sie haben recht gehabt. Es ist noch da. Komm, mein Kleines.» Sie kramte lange in dem Heu, richtete sich auf und strahlte mich an; die Hände hatte sie aufeinander gelegt. «Ein richtiger Zappelphilipp, das kann ich Ihnen sagen. Ich muß aufpassen, daß es mir nicht aus der Hand fällt.»

Sie klappte die eine Hand hoch, so daß ich den «Überlebenden» betrachten konnte. Über die schwielige Handfläche krabbelte eine dicke Kugelassel.

Sie hätte Dutzende solcher «Gürteltierkinder» sehen können, wenn sie das Treibhaus gründlich durchsucht hätte, lauter leckere Nahrung, nach der sich Gürteltiere und andere insektenfressende Säugetiere nach Einbruch der Dunkelheit auf die Jagd machen. Frau Stansfield errötete vor Verlegenheit, als ich ihr das erklärte. «Na ja, Herr Doktor», sagte sie, während sie Tee für mich aufgoß, «ich wette, das ist das erste Insekt, zu dem Sie jemals gerufen worden sind, was? Ich bin gut, was?»

«Es ist kein Insekt, Frau Stansfield, sondern ein Krustentier, verwandt mit dem Hummer. Und zu Krustentieren bin ich schon früher gerufen worden.»

Sie schien erleichtert, als sie das hörte. «Na, dann ist ja alles gut, nicht wahr, Herr Doktor? Ich bin also doch nicht so dumm!»

Neuntes Kapitel

Das verstopfte Kamel

Das schwarze Kamel stand neben dem sonnengebleichten Zelt und tat nichts. Das war das Übel. Der alte Beduine, der mit untergeschlagenen Beinen im schattigen Zelteingang auf einem Teppich saß, kitzelte ärgerlich mit seinem Kamelstock in den Sand und murmelte vor sich hin: «Aiwa! Es ist wirklich ein Unglück.» Die anderen Kamele, etwa zwei Dutzend an der Zahl, lagen alle mit dem Gesicht zur Mittagssonne, so daß sie instinktiv so wenig wie möglich von ihrer Hautoberfläche der Hitze aussetzten. Sie veränderten ihre Stellung, der wandernden Sonne folgend, um die Richtung beizubehalten, und wiederkäuten geruhsam.

Der Beduine wußte nicht, warum die Kamele zur Sonne ausgerichtet blieben, und zweifellos hatte er nie darüber nachgedacht, auf welche Weise behaarte Tiere wie Kamele in der heißen Wüste Überhitzung vermeiden, und er hätte sicher nicht vermutet, daß dieses Verhalten nur einer von vielen Kniffen ist, mit denen die Natur aufwartet. Aber er hatte von frühester Jugend an mit Kamelen gelebt und gearbeitet. Schon mit fünf Jahren hatte er Rennkamele geritten. Als er sieben Jahre zählte, konnte er ein Kamel mit einem kunstvoll aufgewundenen Seil zu Boden werfen und es im Nu an den Beinen fesseln. Er hatte sein ganzes Leben lang an allen Festtagen des mohammedanischen Jahres Kamelmilch getrunken und Kamelfleisch gegessen. Von seinen Großvätern und seinem Vater hatte er gelernt, wie Kamele waren und wo ihre Grenzen lagen: zehn Tage ohne Nahrung, zwölf Tage ohne Wasser. Er wußte, daß ein Kamel 120 bis 220 Kilo pro Tag dreißig Kilometer weit tragen kann, daß es Schwierigkeiten hat, einen Graben zu überschreiten, wenn ein Schritt nicht dazu ausreicht, daß es aber ein guter Schwimmer ist; er hatte die Tiere Wadis durchqueren sehen, die von rauschendem Wasser überflutet waren. Er wußte, daß Kamele unterwegs jede Stunde fünf bis zehn Minuten Rast machen müssen, um zu urinieren, was bei männlichen Kamelen sehr langsam vor sich geht. Vor allem wußte er, daß ein Kamel zu erkennen gibt, wenn man Unmögliches von ihm fordert: Es fällt wie tot um.

Der Beduine kannte auch alle die überlieferten Heilmittel gegen die Krankheiten, an denen seine Tiere litten — bittere Wüstenmelonen gegen Bandwurm, Zucker, den man in die Augen

wirft, wenn die Hornhaut entzündet ist —, aber selbst für ihn war dieses schwarze Kamel ein Rätsel. Es tat nichts. Seit sieben Tagen hatte es weder gefressen noch getrunken und kein bißchen Kot von sich gelassen. Es hatte frische Zwiebeln verweigert, auch die Luzerne, die von einem entlegenen Markt herbeigeschafft worden war. Es hatte sogar den geschmuggelten tunesischen Dattellikör abgelehnt, den er für erkrankte Kamele bereithielt (als frommer Moslem hätte er sich niemals unterstanden, das süße alkoholische Getränk sich selbst zu Gemüte zu führen). Reis, Pfefferminztee, gegorene Auberginen, geröstete Kamelspinnen, all diese heilsamen Dinge hatte er ihm aufgedrängt, jedoch vergeblich. «Aiwa! Wirklich ein Unglück.» Das schwarze Kamel war nämlich das Lieblingstier seines Besitzers, des Herrschers von Qatar.

«Vielleicht ist es notwendig, den Tierarzt aus Kairo kommen zu lassen. Ja, ja, das wäre das beste.» Der alte Mann spuckte in den Sand und rief einen zerlumpten Jungen, der gazellenfink auf dem Hang der nächsten Düne einer Ziege nachlief. «Ali, laß sein! Nimm die junge Fatma und reite zum Wesir. Sag ihm, daß das schwarze Kamel krank ist. Er soll im Radio den Arzt, der in Doha wohnt, ausrufen lassen.»

Der Junge machte kehrt und rannte den Hang hinunter. Er ergriff den Zügel eines hellbraunen Kamels, schwang sich auf den Rücken des Tieres und sprach das Gebetswort vor sich hin, das immer beim Besteigen eines Kamels gemurmelt wird: «Bismillah.» Ein kräftiger Stoß mit den bloßen Fersen in die Rippen des Kamels, ein Hieb durch die Luft mit dem Stock, und Fatma erhob sich mit Gebrumm. In gleichmäßigem Trab verschwanden das Kamel und der Knabe zwischen den Dünen. Der Beduine betrachtete wieder das schwarze Kamel, das wie aus Holz geschnitzt unbeweglich dastand. «Aiwa! Vielleicht kann der ägyptische Arzt, Inschallah, etwas tun. Aber ich bezweifle es.»

Seit einer Woche hielt ich mich in Doha, der Hauptstadt von Qatar auf, wohin mich Dr. Mugahid, der Chef des Veterinärarnes von Qatar, hatte kommen lassen. Es gab für mich viel zu tun: Unter den Gazellen eines Scheichs schien eine Milzbrandepidemie ausgebrochen zu sein, Oryx-Antilopen mit Hautkrankheit, wie üblich erkrankte Falken und ein Papagei, der einem bedeutenden Staatsmann gehörte und anscheinend an einer ernsten Drüsenstörung litt. Das Wetter war wie geschaffen für Wüstenwanderungen: strahlender Himmel, eine leichte Brise und eine immer noch erträgliche Sonne, da es erst kurz vor Ostern war.

Ich hatte auch zahlreiche Haustiere zu betreuen und frühmorgens als «Gastdokter» in der Tierklinik zu erscheinen, wohin ratlose Beduinen ihre Schafe und Ziegen brachten. Es war ähnlich wie vor Jahren, als ich in Rochdale praktizierte — dieselben Krankheiten (dazu ein paar Parasiten, die es in Großbritannien nicht gibt), die gleichen linkischen Kleinbauern, nur mit dem Unterschied, daß sie gekleidet waren wie Lawrence von Arabien. Es machte mir Spaß, mich durch Vermittlung eines Dolmetschers mit diesen aparten, farbigen Originalen herumzuschlagen, bevor ich mit Dr. Mugahid frühstückte.

Wir saßen gerade wieder bei Brot, Käse und Oliven in dem mit Klimaanlage versehenen Pavillon — eigens für Königin Elizabeth II. erbaut, damit sie bei ihrem Staatsbesuch vor einigen Jahren eine der Oryx-Sammlungen bequem betrachten konnte —, als uns die Nachricht von dem schwarzen Kamel erreichte. Dr. Mugahid, ein stämmiger, heiterer Mann, der sich in Ägypten in Fortpflanzungsphysiologie hervorgetan hatte, setzte eine grimmig-ernste Miene auf. «Das Kamel des Herrschers, Taylor! Wir müssen sofort hin.»

Zwei Stunden dauerte die Fahrt durch flache, steinige Einöde und dann durch Dünen, bevor wir zu dem Zeltlager gelangten, wo das schwarze Kamel immer noch reglos neben dem Zelt seines Herrn stand. Der alte Beduine, Mohammed mit Namen, hob den Arm zum Gruß, als wir aus dem Landrover stiegen. «A'salaam aleikum.»

«Aleikum salaam.»

«Hoffentlich geht es Ihnen gut.»

«Allah sei Dank, ja.»

Nachdem Mugahid mich vorgestellt hatte, wurden wir in das kühle Innere des Zeltes gebeten. Wir hockten auf einem abgenutzten Teppich, der einst prachtvoll gewesen sein mußte, und es wurden weitere Förmlichkeiten ausgetauscht. Unterdessen gesellten sich noch mehr Beduinen zu uns. Mohammed sprach zu einem jungen Mann, der hinausging und kurze Zeit später mit einem erlesenen Rauchfäßchen aus Zinn und bemaltem Holz zurückkehrte. Aromatischer Rauch stieg aus dem kunstvoll durchlöcherten Dekkel. Mohammed reichte es Dr. Mugahid. «Eine Höflichkeit dem Gast gegenüber», erklärte mir mein Kollege. «Der Wohlgeruch tut dem Bart und dem Körper des müden Reisenden gut.» Er steckte das Rauchfäßchen unter sein lose hängendes Hemd, und der Rauch umfächelte seine Kehle. Dann zog er es hervor und führte es ein paarmal an seinem Kinn vorbei, den Rauch genießerisch einatmend.

«Jetzt Sie», sagte er und reichte es mir.

Ich knöpfte mein Hemd auf und drückte das exotische Gerät mit den knisternden Kohle- und Rauchstäbchen an die Brust. Die blauen Rauchschwaden kräuselten sich um mein Gesicht, und ich roch den Weihrauch der katholischen Kirche.

Als wir alle gebührend gereinigt waren, wurden kleine Tassen mit Kardamomkaffee herumgereicht, während Mohammed meinen Kollegen über die Schwierigkeiten mit dem Kamel unterrichtete. Schließlich gingen wir hinaus, um das kranke Tier zu untersuchen. Dr. Mugahid wandte sich an mich: «Bitte, Herr Kollege, sagen Sie uns, was diesem Tier fehlt, das weder essen noch trinken mag.»

Mohammed hielt den Zügel, während ich das Kamel befühlte, mit dem Stethoskop abhorchte, ihm in Maul, Nüstern und Augen spähte. Das Kamel hatte zwar lange gefastet, aber genügend verdauten, abgestandenen, übelriechenden Mageninhalt zurückbehalten für den Fall, daß ein frisch gereinigter, wohlduftender Tierarzt wie ich daherkäme. Nicht zum erstenmal in meinem Leben wurden ich und mein Stethoskop von einem Kamel bespuckt. Ein Stethoskop ist nicht nur nützlich, wenn man Herz und Brust abhören will, sondern man vernimmt dadurch auch das Gurgeln und Rumoren in Magen und Därmen, wenn sie sich zusammenziehen. Bei Wiederkäuern, und Kamele gehören dazu, sind die kräftigen, regelmäßigen Kontraktionen des Pansens, des ersten Magentrakt-Abschnittes, wesentlich. Das Innere des schwarzen Kamels war still wie ein Grab — kein Gurgeln, kein Rumoren. Aber ebensowenig konnte ich einen Hinweis auf eine Infektion finden. Der Puls in der Leistengegend — als ich ihn maß, entging ich mit knapper Not einem Tritt, der in den gleichen Teil meiner Anatomie zielte — schlug stark und regelmäßig, und die Farbe des Zahnfleisches — hoppla! der Biß, der als Warnung dienen sollte, verfehlte meine Schulter, da ich mich beizeiten geduckt hatte — war weder blaß noch gelb, auch nicht von ungesunder Röte.

Ich trat zurück und betrachtete die Umgebung. Das Lager war in einer flachen Mulde aufgeschlagen worden, die im Durchmesser etwa zweihundert Meter maß und zwischen Dünen lag, die der Wind wie die sinnlichen Formen eines weiblichen Körpers gebildet hatte. Es gab hier noch drei weitere Zelte, nur wenig mehr als sonnengebleichte, zerlumppte Flächen auf Stangen. Die Kamele und eine kleine Herde schwarzer Ziegen liefen frei herum, unbehindert von Zäunen oder Fesseln. Als Nahrung dienten ihnen Heu- und Luzernehaufen sowie aufgeschüttete Gerste. Sie zankten sich,

beknabberten sich, gähnten, schliefen, paarten sich mitunter, streunten aber nie weit weg. Der ebene Boden war besät von den kennzeichnenden allgegenwärtigen Abfällen der Länder am Persischen Golf: 7-Up-Dosen, leere Marlboro-Schachteln, Stücke von Autoreifen, Schafsknochen und lauter Plastikzeug. Unter dem Schutt der modernen afrikanischen Zivilisation sah ich viele Plastikschnüre, mit denen Heuballen zusammengebunden werden. Eine Menge Zeug lag herum, an dem sich ein gelangweiltes Kamel gern gütlich tun mochte, dachte ich – eine 7-Up-Dose konnte es bei der eintönigen Heu- und Gerstediät wohl als willkommenes Bouquet garni betrachten. Allerdings hätte auch eine Atonie, ein «streikender Magen», die Ursache des Übels sein können.

Ich neigte eher dazu, einen Fremdkörper im Magen anzunehmen. Ein Plastikbeutel vielleicht? Er hätte sehr groß sein müssen, denn ich hatte bei viel kleineren Tieren schon erlebt, daß sie einen leeren Fünfzig-Kilo-Abfallsack ohne schwerwiegende Folgen zu sich genommen hatten.

«Haben Sie sich eine Meinung gebildet?» erkundigte sich Dr. Mugahid, als ich die grüne Kamelspucke von meinem Anzug abwischte.

«Wir müssen vielleicht operieren, aber ich schlage vor, es zuerst mit einem milden Abführmittel zu versuchen.»

«Zum Beispiel?»

«Epsomsalz, Magnesiumsulfat. Mohammed soll dem Kamel ein Kilo mit sehr viel Wasser einflößen. Wenn darauf nichts geschieht, sollten wir den Magen öffnen.»

Dr. Mugahid sah ganz fröhlich aus. *Sie* werden den Magen öffnen, Taylor. Ein Glück, daß Sie gerade jetzt in Qatar sind. Der Herrscher wird nicht zulassen, daß das Kamel stirbt.»

«Es könnte aber sterben. Ich kann mich nicht verbürgen ...»

«Ich bin sicher, Sie können es, Taylor.»

Na gut, dachte ich, wenn wir Glück haben, wird das Epsomsalz die Dinge in Bewegung bringen. Um das Maß voll zu machen, schlug ich vor, dem Kamel außerdem Carbacholin zu injizieren, ein Mittel, das die Darmtätigkeit anregt. Ich wollte um jeden Preis vermeiden, ein Kamel zu operieren, das dem Herrscher gehörte, ohne ganz sicher zu sein, daß es einen Fremdkörper im Magen hatte. «Epsomsalz und Carbacholin sollten etwas ausrichten», sagte ich, ohne Überzeugung.

Mugahid ging zu dem Landrover und brachte die Mittel. Ich stand schön abseits, als er die Injektion machte. Diesmal wurde er

bespuckt. Als wir nach Doha zurückfuhren, rochen wir wie eine Kanalisation auf Rädern.

Ich sollte enttäuscht werden. Das Epsomsalz verschwand im Innern des Kamels und blieb dort. Nichts kam heraus. Das Carbacholin brachte ausgiebigen Speichel hervor, aber keinen Kot.

Das schwarze Kamel war am folgenden Tag so niedergedrückt und untätig wie eh und je.

«Sie müssen operieren», sagte Dr. Mugahid schadenfroh. «Wie gut, daß Sie hier sind.»

«Hm, ja. Ich glaube auch. Schade um das Epsomsalz. Ist Ihnen klar, daß eine Gastrotomie unter Umständen gar nichts nützen wird? Ich kann nicht hundertprozentig sicher sein, daß im Magen etwas ist.» Warum hatte das verdammte Kamel mit seiner Erkrankung nicht gewartet, bis ich heimgereist war? Wenn etwas schiefging, sah ich mich mitten auf dem Hauptplatz von Doha, wo ein großer Kerl mit einem Krummsäbel meinen Hals operierte.

Der Ägypter lächelte breit und klopfte mir auf die Schulter. «Wie ein omanisches Sprichwort sagt: <In kan nijatak 'umar jadurрак darit il-humar. >»

«Was heißt das?»

«Wenn deine Absichten gut sind, kann ein Eselsfurz dir nichts anhaben.»

«Was ich hören möchte, das ist ein Kamelsfurz», erwiderte ich.

«Inshalla, Taylor, Sie werden ihn hören — nach der Operation.»

Wir setzten die Operation für den nächsten Morgen gleich nach Sonnenaufgang an. Außer in ganz dringenden Notfällen werden in tropischen Ländern die Tiere nie während der heißen Tageszeit vollnarkotisiert. Chris, unser Assistent in El-Ain, ist mit allen chirurgischen Eingriffen spätestens um neun Uhr fertig.

Dr. Mugahid holte mich bei Tagesanbruch in meinem Hotel ab. Zuerst begaben wir uns zur Tierklinik, wo seine Assistenten alles zusammensuchten, was wir in die Wüste mitnehmen mußten. Drei Landrover standen bereit, einer für Dr. Mugahid und mich, der zweite für die Assistenten, Techniker und Handlanger — ein Gemisch von Ägyptern, Palästinensern, Pakistanis, Afghanen und Arabern — und der dritte für die Instrumente, Medikamente und dergleichen. An sich kann man eine Mageneröffnung bei Kamelen unter idealen Bedingungen mit dem vornehmen, was meine Tasche enthält, und sie ist mir schon mit einem Skalpell, einer Schere, einer Klemme, einer Nadel und ein paar Nylonfäden vorzüglich gelungen, aber in diesem Fall waren die äußeren Umstände alles andere als

ideal. Trotzdem hätte man angesichts dieser Umstandskrämerei meinen können, wir hätten vor, an einem Elefanten eine Herztransplantation vorzunehmen.

Im Lager erwarteten uns etwa zwanzig Beduinen. Zusammen mit unserem Gefolge bestand die Gesellschaft aus drei Dutzend Leuten. Nur Mugahid sprach Englisch. Ich sah Schwierigkeiten voraus, wenn es darum ging, diese zusammengewürfelte Bande von Gehilfen und Zuschauern unter Kontrolle zu halten. Ich bestimmte die Mitte der flachen Mulde als Operationssaal und wies die Nächststehenden an, sie von den 7-Up-Dosen und dem anderen Zeug zu säubern. Obwohl Frühling war, sah ich zu meiner Freude nur wenig Fliegen. Ich hatte bei Operationen in tropischen Ländern während der kühleren Jahreszeit schon erlebt, daß entschlossene Schmeißfliegen ihre Eier neben meiner Arterienklemme ablegten.

Als der Boden meines Operationssaales gesäubert war, bat ich Mugahid, den Wärter mit dem schwarzen Kamel kommen zu lassen. Langsam, lustlos trottete es hinter ihm her. Ich hatte mein Hemd ausgezogen und rechnete mit einer abermaligen gräßlichen Dusche, während ich dem Tier zuerst Valium und dann Xylazin in den Hals injizierte. Nach mehrminütigem Gurgeln (zählen Kamele auf diese Weise von zehn an rückwärts?) sank es gemächlich in die Knie und lag in tiefem Schlaf. Nun kam die nächste Phase an die Reihe. Ich ließ einen Landrover auf der einen Seite aufstellen, den zweiten auf der anderen und von einem Verdeck zum ändern eine Fläche spannen, die mit Steinen beschwert wurde. Kurz darauf lag das Kamel in einem schattigen «Raum».

«Zwei Männer sollen die Plache am einen Ende in die Höhe halten, damit ich genug Licht bekomme», sagte ich.

Als die beiden Männer lebende Säulen bildeten, drängten sich alle übrigen Leute um Mugahid und mich. Keiner der arabischen Assistenten hatte wohl jemals eine Gastrotomie an einem Kamel gesehen, geschweige denn selbst ausgeführt, obwohl zwei von ihnen es behaupteten.

«Auf welcher Seite haben Sie den Eingriff vorgenommen?» fragte ich sie. «Links oder rechts?»

«Ah, hm, rechts», antworteten beide. Ich sagte nichts.

Es wäre eine Katastrophe, die rechte Flanke eines Kamels zu eröffnen — lauter gewundene Därme, aber kein Magen in Reichweite. Es gibt nur eine Möglichkeit, und das ist die Eröffnung auf der linken Seite. Ich rasierte die linke Flanke zwischen der letzten Rippe und dem Hüftknochen. Zu den Künsten, die der

Tierarzt pflegen muß, gehört die Fähigkeit, wie Figaro zu rasieren, nahe der Haut, aber nicht allzu nahe.

Danach wusch ich die Haut und desinfizierte sie mit einer organischen Jodlösung. Das Wasser, das ich benutzte, kam aus einem galvanisierten Tank neben Mohammeds Zelt, wurde aber von Mensch und Tier für alle möglichen Zwecke verwendet. Ich wusch mir Hände und Arme mit Quecksilberseife und nahm dann eine Lokalanästhesie nahe beim Rückgrat vor, um die Nerven im Operationsgebiet zu blockieren. Das schlafende Kamel spürte nichts. Die rasierte Stelle wurde mit sterilen Tüchern aus einem Dampfkochtopf abgedeckt, den Mugahid mir hinhielt. Ich kniete, und meine Kniescheiben begannen sich schon zu beklagen; nach jahrelanger Abnutzung auf hartem Boden und in eiskaltem Wasser wollten sie nicht mehr so recht. Von allen Seiten drängelten sich die Gehilfen vor: dunkle Gesichter, weiße, gelbe und braune Zähne, Turbane, arabische Kopftücher, afghanische Wollmützen, eingeölte schwarze pakistanische Haare, Gemurmel in allen möglichen Sprachen und Dialekten, Geruch nach Schweiß, Gewürzen, Zwiebeln, schlechtem Atem und — natürlich — Kamel.

«Zurück mit euch, verflucht noch mal, laßt dem Doktor Luft! Stell dich nicht ins Licht, du Sohn eines Esels und einer Hündin!» Mugahid schnauzte sie an, aber sie beachteten ihn kaum, so gefesselt waren sie von diesen merkwürdigen Riten. Ich hatte die größte Mühe, meine sterilen Instrumente in einer Stahlschüssel, die zur Hälfte mit Jodlösung gefüllt war, in Sicherheit zu bringen.

«Der Kerl soll sich von meinen Händen und Armen fernhalten», sagte ich zu Mugahid, als eine afghanische Pluderhose meinen Fingern nahekam.

«Zurück, du faules Ei eines Skorpions!» schrie Mugahid den Mann auf arabisch an. Ein anderer übersetzte die Beleidigung ins Paschtu, die einzige Sprache, die er verstand.

«Ein Ausrutscher meines Skalpells, und ich werde ihm seine verdammte Hose aufschlitzen und ihm die Hoden abschneiden!» schimpfte ich. «Er soll sich sofort wegscheren!»

Auch das wurde dem Pluderhosigen übersetzt. Er verstand die Drohung und wich zehn Zentimeter zurück. Ein Beduine mit fuchtelndem Kamelstock nahm sogleich seine Stelle ein und stützte sein schmutziges Bein auf meine Schulter.

Fluchend — jede Obszönität, die mir einfiel, stieß ich hervor und dazu einige, die ich selbst erfand — machte ich mich an die Eröffnung der linken Flanke des Kamels. Ich schnitt durch die Haut,

den Muskel und schließlich durchs Bauchfell. In die Öffnung wölbte sich die glänzende Wand des Pansens vor. Mit vier starken Klemmen befestigte ich die Magenwand an den Wundrändern und schnitt dann fünfzehn Zentimeter tief ins Innere. Ich blickte in einen schwarzen Schacht, konnte aber nichts sehen. Stinkende, warme Gase drangen heraus, doch meine Zuschauer wichen und wankten nicht.

Vorsichtig versenkte ich meine rechte Hand in das Loch. Als sie bis zum Gelenk drinnen war, stieß ich auf etwas Hartes, Rundes, gleich einer Grapefruit. Es fühlte sich an wie ein großer, glatter Stein.

Ich tastete herum und hielt vor Verwunderung den Atem an. Noch mehr Steine, einige kleiner als der erste, aber manche sogar noch größer. Die Steine hatten etwas Sonderbares. So glatt und doch ... Ich tastete mich zu dem ersten zurück und versuchte ihn herauszunehmen. Es schien, als widerstrebte es ihm, seine dunkle Höhle zu verlassen und ans Licht zu kommen. Als er sich bewegte, merkte ich, daß die andern irgendwie mitkommen wollten.

«Ich habe die Ursache des Übels gefunden», sagte ich zu Mugahid. «Fremdkörper wie Kanonenkugeln. Aber aus irgendeinem Grunde kriege ich sie nicht heraus.»

Mugahid lachte entzückt und erklärte den Männern, was ich gesagt hatte. Sofort griffen zu meinem Entsetzen zehn — jawohl, zehn — braune Hände gleichzeitig in die Operationswunde. Der Druck ließ den Magenschnitt an beiden Enden einreißen, so daß noch mehr Hände Platz fanden. Mein Arm wurde eingeklemmt, und es bestand die unmittelbare Gefahr, daß die Klammern den Magen nicht mehr festhalten konnten. Der offene Pansen fiel in die Unterleibshöhle zurück. Ich sah fürchterliche Folgen voraus, mindestens eine Bauchfellentzündung.

«Um Gottes willen, was fällt denen ein? Weg da, weg da, ihr Idioten!» schrie ich. «Weg, auf der Stelle!»

Es war vergeblich. Die Helfer waren nicht zu halten. Mein Gott, und wie sie halfen! Mit aufgeregtem Gebabbel in allen Zungen zerrten sie an den runden Steinen. Mugahid tauchte in einem Gewoge schubsender Körper unter. Ich boxte den Nächststehenden mit meiner freien Hand in den Bauch, zum Glück treffsicher. Er klappte zusammen und riß seinen schmutzigen Arm aus dem Kamel. Endlich konnte auch ich meinen rechten Arm freibekommen. Alle Sterilität war zum Teufel. Nach allen Seiten hieb ich auf die übereifrigen Chirurgen ein, und endlich hatte ich das Operationsfeld wieder für mich. Die Klemmen hatten

glücklicherweise gehalten, aber das Feld war schwer verseucht.

Schwitzend tauchte Mugahid aus dem Gewühl auf. «Unwissende Teufel! Hurensöhne!» brüllte er. «Wie soll ich mich für diese Katastrophe entschuldigen, Doktor Taylor? Kann ich irgend etwas tun?»

«Stellen Sie sich nur zwischen mich und die Kerle, und geben Sie dem ersten, der sich dem Pansen um einen Meter nähert, eins in die Fresse», keuchte ich. «Ich möchte in Ruhe gelassen werden.»

Leicht benommen nahm ich meine Arbeit wieder auf. Ich säuberte die zerrissene Schnittwunde, vergrößerte sie noch mehr und steckte beide Hände hinein. Ich ergriff den erstbesten Stein und zog ihn hervor. Sehr langsam kam er zum Vorschein — braun, vollkommen rund und glatt wie eine Kanonenkugel. Er ließ sich aber nicht ganz herausziehen, irgendwo hing er fest. Ich tastete ringsherum. Eine starke, kurze Schnur verband ihn mit dem nächsten Stein, den ich allmählich ebenfalls hervorklaubte. Er war, wie ich feststellte, mit einer dritten glatten Kugel verbunden. Eine nach der andern holte ich heraus, bis ich vierundfünfzig Kugeln hatte, die alle mit Schnüren verbunden waren. Alles in allem meiner Schätzung nach über dreißig Kilo.

Als alle Fremdkörper draußen waren, überzeugte ich mich, daß der Pansen leer war bis auf etwas Magensaft. Dann machte ich mich ans Zunähen, zuerst den Pansen, danach Bauchfell und Muskel und zum Schluß die Haut. Es war mühsam, die scharfkantige Nadel durch die ledrige Haut zu stoßen; meine Fingerkuppen waren bald durchlöchert und schmerzten nachher tagelang. Die Assistenten hatten vergessen, den vielen Ausrüstungsgegenständen Nadelhalter beizufügen. Beim Zunähen streute ich verschwenderisch antibiotischen Puder auf die Wunde, und als das Kamel einen sicheren Verschuß hatte, injizierte ich ihm einen tüchtigen Schuß langwirkender Tetrazykline und einige Corticosteroide. Gott mochte wissen, was die vielen Arme in die Körperhöhle des Kamels induziert hatten.

Nach beendigter Operation konnte ich mich mit dem seltsamen Riesenhalsband aus Steinen befassen, das die Erkrankung des schwarzen Kamels verursacht hatte. Ich nahm eine Kugel in die Hand und bearbeitete sie mit dem Skalpell. Sie war hart wie Holz. Mit viel Mühe gelang es mir, sie in zwei Teile zu schneiden. Sie bestand aus Haaren, die zu einer festen Masse wie Rhinozeroshorn zusammengepreßt waren. Die Verbindungsschnüre waren die aus Plastik, mit denen Heuballen zusammengebunden wurden. Das

Kamel hatte sie zusammen mit Heu und Luzerne verschluckt, was häufig vorkommt, und die Haare, die monate- oder jahrelang denselben Weg gegangen waren, hatten sich rings um raue Stellen oder Unregelmäßigkeiten der Schnüre gewickelt, ähnlich wie sich eine Perle um ein Sandkörnchen bildet. Das schwarze Kamel mußte große Freude daran gehabt haben, sich und seine Artgenossen abzulecken. Enterolithen (so nennt man diese Ablagerungen aus Haaren und Mineralsalzen) kommen gelegentlich auch bei anderen Tieren vor. Früher gab es sie häufig bei Pferden, besonders wenn ihnen viel Kleie verfüttert wurde. Ich hatte sie schon bei Antilopen und Giraffen gesehen, aber noch nie bei einem Kamel, und nie hatte ich von einem solchen kartätschenartigen Bündel gehört.

Die versammelte Gesellschaft staunte über den Fund. Niemand konnte verstehen, wie es einem Kamel möglich war, so viele große Steine auf einmal zu verschlucken. Ein Beduine erklärte einem ändern, die seltsamen Objekte seien Krebsgeschwulste. Ein anderer behauptete, ich hätte dem Kamel die Eierstöcke entfernt, und nun werde das Kamel nie mehr Junge haben können.

Nachdem ich mich so gut wie möglich gewaschen hatte, lud uns Mohammed zur dringend benötigten Stärkung in sein Zelt ein. Mitten auf dem Teppich häuften sich auf einer Schüssel warme, zuckerbestreute Eierkuchen, und jeder riß sich davon mit den Fingern Stücke ab. Dazu gab es süßen, roten Tee und eine gemeinsam benutzte große Schale mit saurer Kamelmilch. Als ich an der Reihe war, aus der Schale zu trinken, entschuldigte ich mich und ging hinaus, um nach dem Patienten zu sehen. Das Kamel wachte gerade auf. Ich gab ihm einen leichten Tritt, worauf es taumelnd aufstand. Aus seiner Kehle kam ein unterdrücktes, doch deutlich zorniges und darum herzerfreuendes Gebrumm. Vortrefflich! Spuck mich nur an, soviel du willst, Kamel. Wenn du nur wieder frißt und trinkst — und lebst!

Mein bißchen Arabisch zusammenraffend, rief ich einen der Beduinen herbei und sagte: «Kamel Wasser.» Er nickte und brachte einen Eimer Wasser. Das schwarze Kamel trank gierig. «Alhamdulillah», sagte der Beduine, als der Eimer leer war.

«Ja, Gott sei Dank», pflichtete ich bei. «Ja, wirklich.»

Ich kehrte ins Zelt zurück und bat Mugahid, dafür zu sorgen, daß das Kamel in den nächsten Tagen noch weitere Injektionen erhielt und daß die Operationswunde regelmäßig gereinigt und mit einem Fliegenabwehrmittel besprüht wurde.

Bevor wir gingen, mußte noch formell Abschied genommen

werden. Ringsherum wurden Hände geschüttelt und die rituellen Worte geleiert. «Sie haben Licht in mein Heim gebracht.»

«Ihr Heim sei behütet.»

«Jedes Jahr.»

«So sei es.»

Als ich mit Mugahid zum Landrover ging, fragte er: «Glauben Sie, daß das Tier jetzt in Ordnung ist?»

Ich brauchte nicht zu antworten, denn als wir uns auf mittelöstliche Weise umarmten, ertönte, ehe ich den Mund öffnen konnte, ein wundervolles, unmißverständliches Geräusch. Das schwarze Kamel furzte wie ein Berserker!

Die Abschiedsfanfare kündigte tatsächlich seine rasche Wiederherstellung an. Binnen zwölf Stunden fraß es wieder, die Flankenwunde heilte ohne Komplikationen, und zwei Wochen später, als die Fäden entfernt waren, erfreute es sich bester Gesundheit.

Während meines Aufenthalts in Doha ereignete sich etwas Merkwürdiges mit jenem Papagei, der einem hohen Staatsbeamten gehörte und der offenbar an einer Drüsenstörung litt. Dieser elende, bösertige Vogel – eine gewöhnliche grüne Amazone –, der fast sein ganzes Gefieder verloren hatte und eigentlich rosa Amazone hätte heißen müssen, war der Augapfel seines Besitzers. Trotz dem bizarren, ofenfertigen Aussehen des Vogels, das meines Erachtens von einer hormonalen Störung herrührte, hielt er ihn für den schönsten Papagei der Welt. Darum mußte sich die staatliche Tierklinik alle die seltenen Tiere wie Oryx-Antilopen, Gazellen und Rennkamele aus dem Kopf schlagen und sich unter Androhung einer Kürzung ihres demnächst zu erneuernden Budgets ausschließlich dem Papagei widmen. Tarik – der Papagei war nach dem arabischen Feldherrn benannt worden, der 711 Spanien erobert hatte, weil der Staatsbeamte ihn in Barcelona einem Vogelhändler auf den Ramblas de las Flores abgekauft hatte – dieser Tarik mußte unbedingt in seinen früheren, gefiederten Zustand zurückversetzt werden.

Dr. Mugahid hatte diplomatisch erklärt, wie schwierig das sein mochte und den hohen Staatsbeamten auf die Tatsache hingewiesen, daß er selbst kahl wie ein Ei war. Männer müßten sich mit einer Perücke oder einem Toupet behelfen, und wenn die medizinische Wissenschaft auf der menschlichen Glatze keine Haare wachsen lassen könne, wie solle da der Tierarzt imstande sein,

einem kahlen Papagei Federn wachsen zu lassen? (Natürlich machte Mugahid nicht etwa den Vorschlag, eine Federperücke für Papageien zu erfinden.)

Der Staatsbeamte hatte den Hinweis auf seinen glänzenden, kahlen Schädel nicht zu schätzen gewußt. «Vögel sind keine Menschen!» hatte er mit tiefer Einsicht schroff entgegnet. «Geben Sie Tarik ein neues Gefieder, Herr Doktor.»

Man zog Falkner zu Rate, welche die Kunst des «Aufpfropfens» beherrschten, die darin besteht, abgebrochene Federn zu ersetzen, indem man eine Ersatzfeder in den Kiel der verlorengegangenen schiebt. Natürlich erklärten sie, daß dieses Verfahren bei Tarik nicht in Frage käme. Was man mit den verhältnismäßig dicken Kielen der Falkenschwanzfedern tun kann, läßt sich an der Körperhaut eines Papageis unmöglich bewerkstelligen.

Dr. Mugahids Tierärzte hatten es mit sämtlichen Vitaminen, mit Puder, Lotionen, Salben, Bädern, Tinkturen aller Art versucht. Nicht einmal millimeterlange feine Daunen waren gewachsen, aber das Getue hatte den Papagei böse gemacht. Er verbrachte seine Tage in einem Käfig im Büro eines jungen Assistenten von Mugahid, denn der Staatsbeamte hatte angeordnet, Tarik bis zu seiner Genesung zu isolieren. «Schicken Sie ihn mir erst wieder, wenn er so prächtig ist wie damals, als ich ihn von Spanien herbrachte», hatte er Mugahid angewiesen, «und sorgen Sie dafür, daß Ihre Leute ihm seine Lieblingsnahrung, Granatäpfel und Konfekt vorsetzen. Ich will, daß er zu Id-ul-Adha vollständig wiederhergestellt ist.» Dieses Herbstfest sollte schon in sechs Monaten stattfinden.

Wie bei dem schwarzen Kamel konnte Dr. Mugahid die Verantwortung für Tarik auf mich abwälzen. Dem Staatsbeamten wurde gesagt, ich sei in Doha, um meine Meinung über Tariks geheimnisvolle Krankheit kundzutun. Ich hatte nichts dagegen. So schwierig es auch sein mochte, Papageien zu behandeln, die ihr Gefieder verlieren oder sich hartnäckig die eigenen Federn ausrupfen, bis Id-ul-Adha würde ich das Land längst verlassen haben. Meine Beziehung zur Papageienfamilie ist zwar ziemlich lau und zurückhaltend, aber Andrew hat eine Vorliebe für diese Vögel und ist sogar Mitglied des Vereins der Papageienliebhaber, die sich wie die Hundefreunde zusammengeschlossen haben.

Ich rief meinen Partner also an und beschrieb ihm Tariks Zustand. «Stell dir die Knollennase des Pfarrers an einem gerupften alten Suppenhuhn vor», sagte ich. «So sieht Tarik hinten aus.»

Andrew war keineswegs dafür, den Papagei einzuschläfern,

sondern gab der Hoffnung Ausdruck, er könnte in voller Pracht wiedererstehen. Er verordnete Hormoninjektionen.

Mugahid freute sich über Andrews Prognose ebenso wie ich. Aber Tarik verübelte die Behandlung. Vier Leute waren erforderlich, als er die erste Injektion in den Brustmuskel erhielt, zwei zwecks Ablenkung und als Köder für seinen Schnabel, ein Mann, der ihn festhalten mußte, und einer, der die Injektion vornahm. Er wehrte sich wie ein Derwisch, und es gelang ihm, einem pakistanischen Gehilfen ein Stück Daumen wegzuhacken. Oh, wie liebe ich Papageien — wenn sie durch die Baumwipfel des brasilianischen Urwalds fliegen!

Die Injektionen wurden zum Schreckgespenst für alle in der Tierklinik. Schlauköpfe bekamen plötzlich Durchfall oder sprachen fromm ihre Gebete, wenn es an der Zeit war, mit der rosa Gefahr zu kämpfen; anderen fiel ein, daß sie ja am anderen Ende der Stadt einen dringenden Fall hatten, und die meisten kamen mit Lederhandschuhen zur Arbeit, was im Orient ungewöhnlich ist.

Als ich eines Morgens in die Klinik kam, herrschte hier wilde Aufregung. Alle, angefangen von Mugahid bis hinunter zum Laufburschen, rangen in großer Bestürzung die Hände. «Was ist los?» fragte ich den Chefarzt.

Mugahid schaute mich mit einem Ausdruck an, als hätte er einen Blick in die Hölle getan. «Tarik ist weg», stieß er hervor. «Weg, verschwunden!»

«Entwischt? Wie das?» Das war wirklich ein Schlag.

«Wir wissen es nicht, Herr Kollege. Wir haben schon überall gesucht, in seinem Zimmer, in allen Räumen, im Garten, überall. Zwei Männer forschen jetzt sogar in den beiden nächsten Straßen nach ihm.»

«Aber ein kahler Vogel kann nicht fliegen.»

«Vielleicht ist er entführt oder getötet worden», meinte Mugahid.

«Möglich. Viele hier haben ihn gehaßt. Glauben Sie, daß der Pakistan! mit dem verletzten Daumen...»

«Nein, ich habe ihn mir vorgenommen.» Dr. Mugahid setzte sich niedergeschlagen auf die Ecke seines Schreibtischs und seufzte. «Nach einer arabischen Redensart sind wir beide zwei blinde Katzen auf der Jagd nach einer Fliege, die in einer Jauchegrube sitzt.»

«Ich verstehe. Wir sitzen in der Tinte, wenn wir den Papagei nicht finden.»

«Genau.»

«Kommen Sie, wir fangen mit der Suche noch einmal von vorn an. Beginnen wir mit seinem Käfig.»

Das Arbeitszimmer des Assistenten war klein und karg. Es enthielt einen Schreibtisch, einen Stuhl und einen Aktenschrank, sonst nichts außer dem leeren Papageienkäfig, der mit offener Tür neben dem Schreibtisch auf dem Boden stand. Papageien verstehen sich nicht schlecht darauf, eine Tür auszuklinken. Ich faßte den Käfig scharf ins Auge. Ein Gauner wie Tarik hätte mit dem einfachen Riegelschloß keine große Mühe gehabt. Da es in dem Zimmer kein Versteck gab, sah ich mir die Tür näher an. Sie bestand aus einem Holzrahmen und einem unversehrten Moskitodrahtnetz und schloß sich automatisch. Man mußte beim Öffnen starken Druck gegen die Feder anwenden — mehr, als ein Papagei hätte ausüben können —, und sobald die Tür losgelassen wurde, fiel sie schnell ins Schloß. Da sie also nicht versehentlich offengelassen werden konnte, war Tarik entweder nach seiner Flucht aus dem Käfig beim Eintritt einer Person flink hinausgeschlüpft, oder er war tatsächlich entführt worden.

«Warum hätte man ihn stehlen wollen?» fragte Mugahid.

Ja, warum? Niemand war Tarik zugetan — außer sein Besitzer.

«Um Lösegeld zu fordern?» Der Gedanke kam mir selbst surrealistisch, phantastisch vor: «Hören Sie gut zu, ich sage es bloß einmal. Eine halbe Million Rial in einem Sack neben dem vierten Kamel an der linken Düne bei der Straße nach Saudi. Sonst ist Schluß mit Ihrem Papagei. Hören Sie, er krächzt ins Telefon, damit Sie sich überzeugen können, daß er noch lebt. Aber das wird er nicht mehr lange. Bezahlen Sie morgen abend, oder ich schicke Ihnen mit der Post eine seiner Klauen!» Nein, ich konnte mir nicht vorstellen, daß Tarik entführt worden war; aber vielleicht lohnte es sich doch, die Polizei bei den Krankenhäusern anfragen zu lassen, ob jemand mit amputierten Fingern eingeliefert worden war.

Wir setzten die zweite Suche systematisch fort. Alles wurde durchkämmt, jedes Büro, jedes Laboratorium, die chirurgische Abteilung, die Käfige und Boxen, die Vorratsräume. Dann durchstöberten wir im Garten jeden Winkel. Kein Papagei. Die Männer, die in den Straßen nachgeforscht hatten, kehrten betrübt und mit leeren Händen zurück. Tarik war spurlos verschwunden. Ich war fast geneigt anzunehmen, daß ein ungefiederter Vogel doch fliegen könne. Unsinn, ein verzweifelter Luftsprung vielleicht, aber kein Abheben. Wenn er sich davongemacht hatte, dann nur zu Fuß. Aber Papageien mit ihrem tolpatschigen Watschelgang sind keine

Strändläufer oder Strauße, und Tarik konnte von Glück sagen, wenn er in einer Stunde einen Kilometer zurückzulegen vermochte. Außerdem war da das Problem mit der automatisch schließenden Tür seiner Isolierzelle. Er hätte sie niemals selbst öffnen können.

Ich ging nochmals in das Zimmer und überlegte. Schreibtisch, Stuhl, Aktenschränk. Der Aktenschränk bestand aus Metall und hatte drei große Schubfächer. Ich zog das oberste Schubfach auf: Lauter Akten und Ordner; dazwischen war nicht einmal Platz für einen Sperling, geschweige denn für einen Papagei. Mit dem mittleren Schubfach war es dasselbe: reihenweise Dokumente. Obwohl ich mir sagte, daß Papageien nicht in geschlossene Aktenschränke gelangen können, zog ich auch das unterste Fach auf. Es enthielt ebenfalls graue Ordner. Aber auch etwas Rosafarbenes. Zwischen zwei Ordnern hockte Tarik und starrte mich mit mörderischem Blick an. Ich war fassungslos. Plötzlich richtete der Papagei den Schnabel in die Höhe und packte damit eine der Laufschiene, an denen das Schubfach hing. Die Augen traten ihm vor Anstrengung aus dem Kopf, sein Hals wölbte sich, und er krallte sich an einem Ordner fest, als er sich daran machte, das Schubfach zu schließen. Langsam bewegte es sich. Ich hörte den Schnabel jedesmal knacken, wenn er seinen Griff an dem Metall änderte. Klick! Das Schubfach war geschlossen. Tarik hatte sich in ein genial ausgehecktes Sanktuarium zurückgezogen.

Als Tarik schändlicherweise hervorgeholt und in seinen Käfig zurückversetzt worden war, beschimpfte er alle und jeden auf unflätigste Weise. Das Personal der Klinik jubelte, als es von der Gefangennahme des Flüchtlings hörte, und viel süßer Tee und 7-Up wurden zur Feier des Ereignisses getrunken. Der Riegel an der Käfigtür wurde mit Draht befestigt. Das verlieh allen ein sicheres Gefühl, aber am folgenden Tag war Tarik abermals verschwunden. Der Draht war durchgebissen, alle Schubfächer des Aktenschranks waren zu, wie es sich gehörte. Dr. Mugahid und ich lächelten, als ich das unterste Schubfach öffnete. «Komm schön heraus», sagte ich, als sich die Schienen bewegten. Aber diesmal war kein Papagei unter den Autopsiebefunden und wissenschaftlichen Artikeln. Wir fanden ihn im obersten Schubfach, wo er hinter dem letzten Aktenbündel hockte, den Schnabel in Reichweite der rechten Laufschiene. Sowie ich den Griff des Schubfachs losließ, zog Tarik die Dokumente und sich selbst ins Dunkle zurück und hoffte wahrscheinlich, wir würden gehen. Er hatte es im Erklettern des Aktenschranks und im Öffnen der Schubfächer ebenso zur

Vollkommenheit gebracht wie im Schließen.

Als er wieder in seinem Käfig saß, sicherten wir das Türchen mit einem Vorhängeschloß. Er brach nie mehr aus, wenigstens nicht mehr während meines Aufenthalts in Doha. Kurz vor dem Herbstfest erhielt ich einen Brief von Dr. Mugahid, in dem er mir mitteilte, Tarik sei wieder eine flügge, grüne Amazone. Sein Besitzer, der Staatsbeamte, hatte ihn mit größter Freude heimgeholt, aber das Budget für die Tierklinik sei trotzdem um dreißig Prozent gekürzt worden. Tarik, der sich rühmen darf, Freunde an höchster Stelle zu haben, kann offenbar ebenso gut die Fäden in der Hand halten wie Laufschiene im Schnabel!

Zehntes Kapitel

Vom Leben eines Zoo-Arztes

«Sie werden hellrot und sterben zu Dutzenden! Können Sie bitte sofort anrufen? Ende.» Die sonst so kühle, geschäftsmäßige Stimme der Sprechfunkerin klang aufgeregt. Ich benutze auf meinen Autofahrten in England dieselbe Funkanlage wie der ärztliche Notfalldienst, und obwohl die Sprechfunkerin daran gewöhnt war, daß Neugeborene blau werden, daß sich Fehlgeburten und alle möglichen menschlichen Dramen ereignen, hörte es sich jetzt an, als ob die Welt zusammenzustürzen drohte. Ich drückte den Antwortknopf, während ich in den Verkehrsstrom nach Weybridge einbog.

«Wer oder was wird hellrot? Ende.»

«Ach, Entschuldigung. Ich weiß es nicht. Der Aufruf ist aus Colwyn Bay gekommen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Alles übrige muß verlorengegangen sein.»

Der Ort, von dem der Aufruf kam — der Bergzoo in Colwyn Bay —, war für mich die Hauptsache und auch der Grund, daß mir beim Empfang der Nachricht von dem Massensterben nicht der Schweiß ausbrach. Ich war ziemlich sicher, um welche Tiergattung es sich handelte.

«Besten Dank», antwortete ich. «Ich melde mich dort so bald wie möglich. Ende.»

Der Waliser Bergzoo, ein wundervoller Park auf einem Hügel mit Ausblick auf die Landschaft und Küste von Nordwales, hat Elefanten, Löwen und Affen wie andere Tiergärten, züchtet aber Seelöwen und stellt Greifvögel besser zur Schau als die meisten. Dort werden zudem Wanderheuschrecken gezogen. Diese faszinierenden Insekten bilden eine wertvolle zusätzliche Nahrung für viele Vögel und Säugetiere, und der Bergzoo hat mit ihnen eine so glückliche Hand, daß er viele Tiergärten in ganz England beliefern kann.

Wanderheuschrecken sind die einzigen Insekten, die ich jemals ärztlich behandelt habe. Im Zoo Bellevue hatte mich ihre Aufzucht sehr interessiert, und ich hatte dem Zoo einen Brutkasten aus Metall und Glas geschenkt, der sich gut bewährte. Es genügt nicht. Wanderheuschrecken einfach mit Grünzeug und Getreidekörnern zu ernähren, sondern sie brauchen auch eine sorgsam gepflegte Umgebung und unbedingte Hygiene, wenn sie vor

Wurmverseuchung, Durchfall und Mikrobenbefall bewahrt bleiben sollen. Wenn die normale grüne, gelbe und schwarze Färbung der Wanderheuschrecke zu hellem Rot wird und das Insekt stirbt, liegt es gewöhnlich an einer Infektion durch ein bestimmtes Bakterium. Bei der nächsten Telefonkabine wollte ich Nick Jackson im Waliser Bergzoo anrufen und ihm raten, die Wanderheuschrecken, die noch nicht befallen waren, in eine andere Umgebung zu versetzen und ihre Grasnahrung mit einem geeigneten, in Wasser aufgelösten Antibiotikum zu besprühen.

Das Funksprechgerät in meinem Auto hat im Verlauf der Jahre bei vielen Tieren eine lebensrettende Rolle gespielt; bevor ich mich mit Andrew zusammentat, war es sogar noch wesentlicher. Da diese Anlage jedoch kein direktes Gespräch erlaubt, sondern über eine Funksprecherin funktioniert, kam es oft zu verstümmelten Angaben, zumal wenn ich gerade während des Stoßverkehrs durch London fuhr. Manchmal konnte die Vermittlerin einfach nicht glauben, daß die Nachricht ernst gemeint war: «Ich habe hier einen armen Irren, der sagt, er habe einen verstopften Gorilla», oder: «Eine Person mit fremdländischem Akzent ruft immerzu wegen eines Wals an, der Grippe hat. Glauben Sie nicht auch, Herr Doktor, daß sich da jemand einen Scherz mit Ihnen erlaubt?» Nein, es war nie ein Scherz.

Als Clyde, der älteste Delphin, der in Woburn Kunststücke vollführt, 1971 im Londoner Delphinarium war, erkrankte er an schwerer Hepatitis. Ich lebte damals noch im Norden und fuhr häufig nach London hinunter, um seine Behandlung zu überwachen. Einmal raste ich zweimal am Tag von Rochdale nach London und zurück und holte mir dabei zwei Bußen wegen zu schnellen Fahrens. Als die Zeit der multiplen Injektionen und der Zwangsfütterung überstanden war, warteten wir ängstlich auf die ersten Anzeichen einer Besserung in Clydes Befinden. Würden einige Leberzellen lange genug in Funktion bleiben, daß sich ihre erstaunliche Vermehrungs- und Wiederherstellungskraft auswirken konnte? Eines Abends fuhr ich nach abermaliger Blutentnahme — zwecks Bestimmung der Leberenzyme — gen Norden zurück, als sich die Funksprecherin meldete. Sie hatte eine Nachricht vom Londoner Delphinarium. Der Trainer Gary Marshall, der in einem Schlafsack neben Clydes Schwimmbecken Nachtwache hielt, lasse mir etwas ausrichten. Mir sank das Herz. Das konnte meines Erachtens nur bedeuten, daß Clydes Leber den Kampf verloren hatte. Ich mußte bei der nächsten Ausfahrt umkehren und die Autopsie vorbereiten.

«Herr Doktor, Marshall sagt...» sie zögerte, «Clydes Dingsbums ist draußen:»

«Wiederholen Sie bitte.»

«Clydes Dingsbums ist draußen.»

Ich war ratlos. Zweifellos eine verstümmelte Nachricht. War Clyde verendet, und hatte man ihn aus dem Wasser genommen? Ich ließ mir die Nachricht nochmals wiederholen.

Plötzlich fiel der Groschen, und mir ging auf, was Marshall meinte. Ich entschuldigte mich hastig bei der Funksprecherin und bedankte mich für die Benachrichtigung. Ich war selig!

Es war wirklich eine gute Neuigkeit, die Marshall mir da mitgeteilt hatte. Clyde schwamm in seinem Becken mit dem unmißverständlichen Anzeichen sexueller Erregung herum. Er mußte sich besser fühlen! Marshall hatte wohl befürchtet, die Funksprecherin würde annehmen, er wolle sich mit ihr einen geschmacklosen Scherz erlauben, und es für einen obszönen Annäherungsversuch halten, wenn er das Wort Penis aussprach, denn Telefonsex existierte damals in England bereits. Jedenfalls war er sicher gewesen, ich würde die Nachricht sofort verstehen.

Es stimmte, mit Clyde ging es rasch bergauf, nachdem er in jener Nacht Priapos gespielt hatte. Seine Leber heilte, und wenn er eines Tages sterben wird, dann gewiß an Altersschwäche.

Sehr oft bekomme ich die Worte zu hören: «Sie haben einen schönen Beruf, Herr Doktor. Sie kommen viel herum.»

Es ist paradoxerweise der schönste und der schlimmste Beruf in der Welt; mir hat er größte Freude, tiefste Niedergeschlagenheit und eine Ehescheidung eingebracht. Der Tierarzt, der mit seiner Tasche von zoologischen Gärten zu Safari-Parks und von da zu Delphinarien in der ganzen Welt reist, führt ein einsames Leben. Überall Freunde, aber fast immer allein. Er hat ein Heim, und er hat Kollegen (nicht sehr viele, denn ein Zoo-Arzt ist nicht dasselbe wie ein Landtierarzt), doch all das ist in weiter Ferne. Während der Arbeit braucht er über Mangel an Geselligkeit nicht zu klagen, doch zu Hause verdirbt ihm das tyrannische Telefon Ruhetage, Einladungen und ein erholsames Wochenende. Ich habe die großen Feiertage wie Weihnachten, Neujahr und Ostern nicht oft zu Hause verbracht, mußte bis zu zwanzigmal die Ferien verschieben, hundert Verabredungen absagen und tausendmal auf ein Essen mit Freunden verzichten.

Und doch ... ich bereue es nicht. Manchmal habe ich zwar das Gefühl, daß jeder exotische Patient, den ich berühre, den Druck

meiner Finger als Abschied und Erlaubnis zum Sterben auffaßt, aber da sind auch die guten, die großartigen, die ekstatischen Stunden — wenn ein Delphin wie Clyde durchkommt, oder wenn ein rachitischer junger Pinguin den Rücken streckt und sich endlich mausert oder ein Krokodil, das ein Jahr lang nichts gefressen hat, nach einem Stück Rindfleisch schnappt. Zoo-Ärzte sind — und das sehe ich bei Andrew deutlich — wie Drogensüchtige, einmal angehakt an die Probleme der Fauna vom Affen bis zum Zebra, und sie kommen ebensowenig davon los wie die Süchtigen vom Heroin. Ich könnte nie mehr zur Welt der Katzen, Hunde, Rinder und Schweine zurückkehren. Stachelschweine und Pumas gehen einem ins Blut.

Häufig werde ich gefragt, wie bei mir ein normaler Tag aussieht. Ein normaler Tag? Was ist das? Zu Hause in Lightwater beginnt der Tag, wenn mich der erste Telefonanruf aus dem Schlaf reißt. Er kann um ein Uhr aus Antibes kommen, um drei Uhr aus Tel Aviv, um vier Uhr vom Persischen Golf oder um acht aus Hongkong. Wenn ich den Hörer aufgelegt habe, gehe ich hinunter und mache Tee für Hanne und mich, und dann sehe ich, immer noch im Pyjama, die Post durch. Eine Fotografie eines Seelöwen in Neuseeland mit sonderbarer Hautkrankheit, ein Delphintrainer in Deutschland, der eine Empfehlung wünscht, die Eiterprobe aus einem Geschwür von einem Wallaby in Spanien, eine Dame in Saffron Walden, die Arthritis hat und mich bittet, an ihren Beinen dieselbe Akupunktur vorzunehmen wie einmal bei einer Giraffe, die Laborergebnisse von der letzten Blutprobe des Schwertwals in Windsor, eine Einladung, in einem Verein einen Vortrag «Tiere, die ich gekannt habe» zu halten, Rechnungen von Pharmafirmen, Fluggesellschaften, American Express, Diners Club usw. und ein Drohbrief von einem Tierbefreier, der findet, ich sei ein Ungeheuer, weil ich mich gefangenen Tieren widme (die Unterschrift ist mit menschlichem Exkrement verschmiert).

Gewaschen und angezogen bespreche ich mit Hanne beim Frühstück — es besteht aus einem Ei und zwei Scheiben Toast, da sie über mein Körpergewicht wacht — den hypothetischen Tagesplan. Das Telefon wird gegen halb neun so richtig lebendig. Ein baptistischer Geistlicher in Wales sucht Kontakt zu einem deutschen Veterinär, der behauptet, er habe sich auf Gehirnochirurgie an Nashörnern spezialisiert. Ich antworte ihm, das müsse ein seltsamer Herr sein, gelinde gesagt, denn Spezialisten für Nashorn-Gehirnochirurgie gebe es nicht. Kein Mensch habe jemals

den Schädel eines lebenden Nashorns eröffnet.

Als nächster ruft Andrew an: Er sei im Begriff, nach Houston in Texas zu fliegen. Wir besprechen den kniffligen Fall eines Büffels mit Schilddrüsenerkrankung.

Um neun Uhr bin ich unterwegs nach Weybridge, um dort wie jede Woche Gordon Mills' private Affensammlung zu besichtigen. Im Garten seiner Luxusvilla in Surrey hat er eine Primatengruppe, die schöner ist als in den meisten zoologischen Gärten; die Affen werden von Jeremy Keeling betreut, einem der glänzendsten Affenwärter in Europa. Bei Mills feiere ich Wiedersehen mit zwei guten alten Freunden, mit dem Orang-Utan-Weibchen Jane vom Zoo Bellevue, das Shelag, meine erste Frau, wegen einer postnatalen Depression gepflegt hat, und dem Orangmann Louie, der früher im Flamingo-Park gewesen war, als ich dort gearbeitet hatte. Gordon Mills' Gorillas sind prachtvolle Exemplare!

Jeremy und ich sprechen etwa eine halbe Stunde lang über allfällige notwendige Maßnahmen, und dann fahre ich nach Chessington, wo bei den jungen Bibern das Geschlecht bestimmt werden muß. Danach geht es nach London. Hier bahne ich mir einen Weg zur Bibliothek der zoologischen Fakultät, um über die Wirkung des Tuberkulosemittels Isoniazid bei Katzen nachzulesen. Ich soll zu einem Fall in Italien meine Meinung sagen. Dort hatte ein Veterinär mehrere Geparde, die er der Tbc verdächtigte, mit diesem Mittel behandelt, worauf alle eingegangen waren. In der Bibliothek treffe ich meinen ehemaligen Lehrer, Professor McIntyre, und wir gehen eine Tasse Kaffee trinken. Nach der Rückkehr in die Bibliothek stört der Piepton meines Taschenfunkgeräts die Stille im Raum, und bei meinem Anruf erfahre ich von Hanne, daß es in Madrid Schwierigkeiten gegeben hat. Ich buche telefonisch bei der Iberia und bin schon unterwegs nach Hause. In verzagter Stimmung lasse ich eine Vivaldi-Kassette abspielen.

Hanne hat schon meinen Koffer gepackt, eine Pizza gebacken und Bier eingeschenkt, als ich daheim ankomme, und während ich esse, liest sie mir vor, was ich alles tun müßte und nun nicht tun kann. Eine Einladung zum Abendessen muß abgesagt werden.

Wie üblich rufe ich Hanne vom Flughafen aus an. «Setz dich sofort mit Tel Aviv in Verbindung», sagt sie. «Dort braucht man deinen Rat wegen eines kranken Seelöwen, bevor du ins Flugzeug steigst.» Ich bekomme die Verbindung mit Israel, bespreche den Fall mit dem dortigen Veterinär Eli Kutin und renne zum Flugzeug.

Während des Fluges obliege ich meiner Schriftstellerei. Ich habe

zwei Stunden Zeit, genug für zwei Gläser Gin mit Tonic und dreitausend Wörter. Im Madrider Flughafen Barajas will der Zollbeamte wissen, warum ich so viele Medikamente mitführe. «Para los animales del rey» — für die Tiere des Königs —, antworte ich, und wie immer werde ich blitzschnell durchgelassen. Da mich diesmal niemand abholt, fahre ich mit dem Taxi zum Zoo. Der Fahrer will sich mit mir über Fußball unterhalten, aber ich verstehe nur die Hälfte seines Spanisch und noch weniger von seinen offenbar enzyklopädischen Kenntnissen des englischen Fußballsports.

Im Zoo bin ich auf «heimatlicher Erde». Antonio-Luis und Liliana setzen mir bei einer Tasse Kaffee die augenblicklichen Schwierigkeiten auseinander: Ein illegal aus Guinea eingeführter anämischer Schimpanse ist konfisziert worden und befindet sich jetzt in Quarantäne, und eine Elenantilope leidet an Scheiden- und Blasenvorfall. Ich mache einen Höflichkeitsbesuch beim Geschäftsführer und beim Direktor des Zoos und gehe danach sofort an die Arbeit. Der Schimpanse braucht eine Bluttransfusion. Wir nehmen das Blut von einem Artgenossen, der dieselbe Blutgruppe hat und tropfen es dem leichtbetäubten jungen Tier ein. Es will mir gar nicht gefallen, allem Anschein nach ist es auch geistig behindert. Dann weiter zu der Antilope. Antonio-Luis narkotisiert sie mittels des Blasrohrs, und ich operiere. Nachdem ich die Blase geleert habe, rücke ich alles wieder an seinen Platz im Becken und lege eine sterilisierte Plastikmilchflasche in die Scheide ein, um sie festzuhalten. Die Milchflasche nähe ich an der Vulva fest, und den Druck verstärke ich mit einem Plastikschauch. Als wir fertig sind, ist es zweiundzwanzig Uhr. Wir drei gehen essen. Meine Kniescheiben schmerzen; daran ist das eisige Wasser in Island schuld. Antonio-Luis und Liliana bringen mich in ihrem verbeulten alten Citroen zu ihrer Wohnung, wo ich ein Dauergastzimmer habe. Ihr Fernschreiber hat eine Nachricht aus Holland für mich: Ich möchte doch so bald wie möglich wegen eines Flußpferdes anrufen, das Husten hat. Das tue ich und verordne Bisolvon, worauf wir uns noch Kaffee und Carlos Primeros zu Gemüte führen. Unser Gespräch dreht sich darum, wie schwer Giraffen zu narkotisieren sind. Um halb zwölf bin ich im Bett.

Um Mitternacht weckt mich Liliana. Andrew ruft aus den Vereinigten Staaten an: Ob ich morgen bitte nach Dänemark fahren könnte. Nach abermaligem Einschlafen träume ich von Delphinen in Operationskitteln und von Elefanten, die eine Spritze im Rüssel

halten und damit in mein Hinterteil stechen. Um ein Uhr ruft Hanne an: Der Seelöwe in Tel Aviv liege im Koma. Damit endet mein «normaler» Tag.

«Was ist Ihr Lieblingstier?» lautet die nächste übliche Frage, die mir gestellt wird. Sie ist nicht leicht, fast unmöglich zu beantworten. Natürlich liebe ich den kleinen Panda Tschu-Lin, Delphine, Orang-Utans, Elefanten, aber da gibt es auch noch das tonnenförmige Vietnamesische Schwein, den Tukan und den Kolumbianischen Nachtaffen. Und wenn ich an alle die Tiere denke, die Streuner, die mich adoptiert haben — wie sehr sind sie mir ans Herz gewachsen. Es dürfte leichter sein, die gegenteilige Frage zu beantworten: Aus welchen Tieren ich mir am wenigsten mache. Das sind Papageien, Pferde und Windhunde. Wenn ich ganz ehrlich bin, muß ich wohl sagen, daß meine besonderen Lieblinge die Frösche sind sowie ihre Verwandten, die Kröten. Unser gewöhnlicher grüner Wasserfrosch hat es mir angetan. Der Zauber der Frühlingstage, an denen ich als Kind auf Kaulquappensuche ging, ist unvergessen geblieben, und wenn ich jetzt in die Schweiz zu meinen Freunden Conny und Gerda Gasser fahre, die in Lipperswil im Kanton Thurgau einen Zirkus und eine Flipper-Schau betreiben, freue ich mich jedesmal unbändig, in der Nähe ihres Landguts ein warnendes Verkehrsschild zu sehen, das bedeutet: «Vorsicht, Frösche überqueren die Straße». Die grüne Farbe des abgebildeten Frosches ist stets frisch und glänzend; das Schild wird von der kantonalen Behörde gut erhalten. Wenn die Frösche auf Freiersfüßen gehen, sind sie blind gegen Verkehrsregeln und überqueren ganz einfach die Straße, um zu ihrem Laichgewässer zu gelangen. Wie die Igel das Straßennetz verdienen, das ihnen heute von aufgeklärten Menschen in manchen Landesteilen gewährt wird, so sollten auch Frösche das Vortrittsrecht auf Straßen haben, über die Autofahrer oft rücksichtslos rasen.

Leider hatte ich selten Gelegenheit, kranke Frösche zu heilen. Als die wunderbaren afrikanischen Goliathfrösche, die größten Froschlurche, unter erheblichen Kosten und unter Gefahr für die menschliche Gesundheit aus den Urwäldern von Spanisch-Guinea in den Duisburger Zoo verpflanzt worden waren, gingen sie durch die im Westen gebräuchlichen Schädlingsbekämpfungsmittel ein, und wir konnten nichts für sie tun. Ich hatte nur einen einzigen amphibischen Patienten, eine südamerikanische Agakröte, die man zu den komischen Geschöpfen zählen kann. Man sieht die Agakröte in jedem südamerikanischen Dorf nach Einbruch der Dunkelheit

unter einer Laterne sitzen, die sie für sich allein gepachtet zu haben scheint; dort fängt sie die vom Licht angezogenen Kerbtiere. Diese dickbauchige Agakröte nun hatte sich eine in den Augenlidern lokalisierte Tuberkulose zugezogen. Sehr kleine Rifampicinmengen, die in ihr Büchsenhundefutter gemischt wurden, das sie mit Wonne verzehrte, heilten die Infektion nach viermonatiger Behandlungsdauer. Die Besitzerin, eine Friseurin in Richmond, hielt Buggerlugs — ja, so hieß die Agakröte wirklich — in ihrer Sauna und machte nie Ferien, weil sie keinem Menschen genügend Vertrauen schenkte und bezweifelte, daß man Buggerlugs während ihrer Abwesenheit richtig betreuen würde. Sie bezahlte mich im Tauschhandel; ich bekam ein halbes Dutzend Haarwaschmittel und wurde in ihrem Salon getrimmt und manikürt. Nie hatte ich ein so gepflegtes Aussehen wie zu der Zeit, da ich Buggerlugs behandelte.

Die erlesensten Froschlurche sind die südamerikanischen Baum- und Pfeilfrösche. Es sind zierliche, schwer zu haltende Tierchen mit zauberhafter roter, grüner, blauer oder gelber Färbung. Die mir bekannte beste und erfolgreichste Sammlung von Baumfröschen hat der Zoo Ouwehands in Holland. Dort leben leuchtend rote und gelbe Baumfrösche aus Surinam in einer vollkommen nachgebildeten natürlichen Umgebung, unter tropfenden Felsen, in Grotten, Moos, großen Blätterpilzen, Farnen und stillen Teichen; sie ernähren sich von einer eigens gezüchteten Taupfliegenmutation, die keine Flügel hat. Wirft man ihnen eine Handvoll dieser Insekten zu, so hüpfen die Frösche fröhlich herum und holen sie sich. Ein Vergnügen, das zu sehen!

Im Jahr 1982 trug sich in El-Ain ein einzigartiger Vorfall mit roten Pfeilfröschen zu. Peter Dickinson, einer der Kuratoren und Spezialist für Amphibien und Reptilien, hatte für eine Schar dieser Tierchen ein schönes Vivarium errichtet. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Indianer des tropischen Amerika das Hautgift der Pfeilfrösche von altersher zum Präparieren ihrer Pfeilspitzen benützen. Die Indianer spießen die Frösche grausam mit einem spitzen Holzstab auf und rösten sie über dem Feuer. Unter dem Einfluß der Hitze tritt das Gift in Tropfen aus den Hautdrüsen heraus und wird in ein Gefäß abgestrichen, wo es einen Fermentationsprozeß durchmacht. Schließlich tauchen sie ihre Pfeilspitzen in die Flüssigkeit und lassen sie trocknen. Es ist ein tödliches Gift, das Vögel und Säugetiere, sogar so große wie Jaguare, auf der Stelle lähmt. Es kann auch auf den Menschen tödlich wirken. Aber man sagt, es bestehe kein Grund, die Berührung eines

ungerösteten, lebenden und meistens recht freundlichen Pfeilfrosches zu meiden.

Peter Dickinson erhielt die bestellten Pfeilfrösche gut verpackt in Plastiksachteln, die mit einer Matratze aus feuchter Watte gepolstert und an der Unterseite des Deckels mit Schaumgummi beklebt waren, damit die Frösche kein Kopfweh bekamen, wenn sie auf der Reise herumhüpften. Er packte sie sofort aus und setzte jedes Tier einzeln behutsam in den von ihm geschaffenen Ersatzurwald.

Zwei Minuten nach getaner Arbeit fühlte sich Dickinson auf einmal sonderbar. Sein Herz schlug unregelmäßig, und die Brust wurde ihm eng. Er hatte Atemnot. Er setzte sich im Reptilienhaus auf den Boden, fragte sich unbestimmt, ob er wohl einen Herzanfall habe, und wartete, daß jemand vom Personal kommen und Hilfe holen würde. Aber niemand kam. Chris Furley und ich waren einen Steinwurf entfernt in der Tierklinik, und wir ahnten nichts von der Not des Kurators. Nach ungefähr einer halben Stunde, während der es ihm vorkam, als ob sich sein Kopf von seinem vollständig gefühllosen Körper trennte, fiel ihm das Atmen leichter, und die Schwäche ließ nach. Schließlich konnte er sich auf die Füße raffen, taumelte hinaus und wankte zur Klinik. Danach erholte er sich schnell. Eine Tasse starker Tee und eine Zigarette, und binnen einer Stunde war er wieder ganz normal. Für mich bestand kein Zweifel, daß Peter Dickinson allein durch die Berührung der Pfeilfrösche eine Vergiftung erlitten hatte, obwohl ich von einem solchen Vorfall nie gehört hatte. Seine Hände, die wir untersuchten, wiesen nur die kleinen Risse und Abschürfungen auf, die man bei einem Menschen, der in einem Wüstenzoo meistens im Freien lebt, erwarten würde; doch durch einen dieser kaum sichtbaren Risse war eine genügende Menge Feuchtigkeit von der Haut der Frösche eingedrungen, daß sich die deutlichen Anzeichen einer Vergiftung ergaben. Ich nahm mir vor, die hübschen Tierchen in Zukunft mit mehr Respekt (und mit Gummihandschuhen) anzufassen. Ihre leuchtenden Farben sind als Warnung gemeint — Hände weg!

Wie man sich denken kann, lauern in einem Zoo Gefahren in vielfacher Vermummung, nicht nur seitens der lustigen, großäugigen Pfeilfrösche. Fraglos bilden die Großkatzen die größte Gefahr für das Personal und die Besucher. Jedes Jahr werden einige Menschen in europäischen Safari-Parks, Zirkussen und — in geringerem Ausmaß — zoologischen Gärten von Löwen und Tigern getötet. Es sind nicht nur die törichten Leute, die allen

Warnschildern zum Trotz das Autofenster für einen Schnappschuß aufmachen, oder jener Mann, dem im Löwenreservat ein Reifen platzte, und der, anstatt zu hupen und so die Wärter aufmerksam zu machen, seine achtjährige Tochter ausschickte, Hilfe zu holen — das hat sich 1982 in einem spanischen Safari-Park tatsächlich zugetragen. Wie er später zu der Polizei sagte: «Ich dachte mir, sie könne schneller laufen als ich.» Das mag stimmen, doch sie konnte es mit der Schnelligkeit von vier Löwinnen nicht aufnehmen. Es ist auch nicht nur ein Geistesgestörter wie jener religiöse Fanatiker, der im spanischen Safari-Park Rio Leon «den wilden Tieren Frieden predigen» wollte. Zweimal wurde er erwischt, als er im Begriff war, halbnackt ins Reservat der Großkatzen zu klettern. Das drittemal gelang ihm sein Vorhaben unbemerkt, und er ging mit ausgebreiteten Armen, «Frieden predigend», auf ein Löwenrudel zu. Die Löwen fraßen ihn prompt auf.

Nein, auch die Fachleute, die Wärter, die oft jahrelange Erfahrung in der Behandlung gefährlicher Tiere haben, fallen ihnen regelmäßig zum Opfer. Ich habe auf diese Weise viele gute Freunde verloren, kluge Großkatzenwärter, die einen winzigen Fehler machten, sekundenlang unaufmerksam waren oder sich ihrer Sache allzu sicher fühlten, weil sie sich auf die Zutraulichkeit der Tiere verließen, die sie von klein auf aufgezogen hatten. Oder sie nahmen sich Freiheiten heraus gegenüber Tieren, die nicht wie Menschen denken, mit denen wir uns nicht verständigen können, deren Verhalten wir nur teilweise begreifen, und die — besonders im Falle des Tigers — erschreckend schnell auf den Füßen sind. Tiger vereinen bei einem Angriff Überrumpelung, phänomenale Beschleunigung und einen schweren Körper. Im Gegensatz zu Eisbären, die linkshändig sind und bei Angriff oder Verteidigung nie die rechte Pranke benutzen, schlagen Tiger mit beiden Tatzen zu; ein einziger Hieb fällt unweigerlich das Opfer, und dann ist es eine einfache Sache für die Großkatze, ihm den Gnadenstoß zu versetzen — einen Biß in den Nacken, der das Rückenmark durchtrennt. So sind in den letzten Jahren mehrere Wärter in Windsor umgekommen, auch in John Aspinalls Zoo in Kent (zwei Männer wurden innerhalb eines Monats von derselben Tigerin getötet, als man sie wegen der Käfigreinigung von ihrem Jungen trennen wollte), in Deutschland im Safari-Park von Hodenhagen und noch an mehreren anderen Orten.

In Hodenhagen hatte der englische Wärter Simon Compton-Hall, den ich gut kannte, eine, wie er glaubte, unumstößlich gute

Beziehung zu dreizehn großen Königstigern entwickelt. Zwei Tage waren vergangen, seit ich den Safari-Park besucht und mit Simon besprochen hatte, wie wir eine einzigartige epidemische Hirnschädigung in den Griff bekommen konnten, die bisher nur die Großkatzen in Hodenhagen heimgesucht, aber sich noch nicht auf andere Safari-Parks in Deutschland ausgebreitet hatte. An jenem unheilvollen Tage nun ging Simon unter den dreizehn Tigern umher und redete einem von ihnen gut zu: Das Tier sollte sich auf die Hinterbeine stellen und seine Vordertatzen auf ein Schild legen, auf dem stand: «Bleiben Sie in Ihrem Wagen», als ob es die Warnung lesen würde. Diese Szene sollte ein Fotoreporter filmen. Als Simon den Tiger dazu brachte, die richtige Stellung einzunehmen, versetzte ihm ein anderer, der sich ausgeschlossen fühlte und eifersüchtig war, hinterrücks einen Klaps ans Bein, so wie etwa ein Kätzchen Aufmerksamkeit erregen will. Aber ein Klaps von einem Kätzchen ist nichts, hingegen genügt ein Klaps von einem Tiger, daß man in den Knien einknickt. Simon fiel zu Boden, wobei er immer noch die Vorderbeine des Tieres festhielt, das fotografiert werden sollte. Erschreckt durch die plötzliche Bewegung des Wärters und den Zug an seinen Beinen, wurde der Tiger automatisch wieder der einsame Jäger im Urwald, der auf Ungewöhnliches und Unerwartetes mit blitzschnellen Reflexen reagieren muß, wurde zu einer Todesmaschine. Er begann Simon zu traktieren, seine Erregung steckte den zweiten Tiger an, und wie eine Kettenreaktion breitete sie sich über die andern elf Tiger aus. Das ganze Rudel beteiligte sich. Barmherzigerweise fand Simon einen raschen Tod. Sein Ende verewigte der Zeitungsmann, der schändlicherweise jede Einzelheit gefilmt hatte, anstatt mit seinem Auto, in dem er sicher war, auf die Tiger zuzufahren und sie zu zerstreuen. Die Bilder wurden in der ganzen Welt in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, und zweifellos brachten sie ihm viel Geld ein. Ich möchte wissen, ob er gut schläft eingedenk seiner Feigheit und seines makabren Opportunismus.

Wenn ich selbst mit solchen Tieren arbeite, verzichte ich auf Heldentum und Wagemut. Der Biß eines Schäferhundes bedeutet für einen Tierarzt nicht den Tod. Aber ein Biß von einem Tiger, und es ist wahrscheinlich aus. Da uns heutzutage Quetschkäfige, Beruhigungs- und Betäubungsmittel, Blasrohre, verlängerte Spritzen und weitreichende Narkosegewehre zur Verfügung stehen, ist es nicht mehr nötig, ein Wagnis einzugehen.

Letztes Jahr sah ich mir in Spanien zusammen mit Liliana den

verwahrlosten, verlotterten (und teilweise ganz unmenschlichen) Safari-Park El Rincon an. Wir wollten ihn für eine Gesellschaft begutachten, die ihn kürzlich gekauft hatte. Der Hauptwärter, ein etwa fünfzigjähriger Spanier, fuhr uns in einem ebenso verlotterten Volkswagen mit offenem Fenster herum. Als wir ins Tigerreservat gelangten, machte ich den Wärter auf das Fenster aufmerksam. «Meinen Sie nicht, Sie sollten das Fenster schließen?»

«Warum?»

«Wegen der Tiger.»

Der Spanier lachte und klopfte mir auf die Schulter. «Keine Sorge, Herr Doktor, keine Sorge. Überhaupt läßt sich das Fenster gar nicht schließen. Es hat nämlich keine Scheibe.»

«Tiger sind viel zu gefährlich, Señor, für Wagen, die keine Fensterscheibe haben.»

Er lachte wieder gönnerhaft. «Herr Doktor, fürchten Sie sich am Ende vor großen Kätzchen? Ich dachte, Sie wären schon ein wenig in Zoos herumgekommen. Ich hätte Sie für einen tapferen Mann gehalten, für einen, der sich nicht vor großen Mietzekatzen fürchtet.»

«O ja, ich komme seit langer Zeit in Zoos herum. Ich kenne mich bei Tigern aus. Ich fürchte mich vor ihnen. Sehr.»

Der Wärter grinste, pfiß und schnitt eine Grimasse. «Ich», sagte er und wedelte mit der Hand zum Fenster hinaus. «Ich fürchte mich vor nichts. Brauche kein Fenster. Habe diese Tiger unter Kontrolle.»

«Wie lange arbeiten Sie schon hier?»

«Seit sechs Monaten, mehr oder weniger.»

«Und vorher?»

«Auf einem Bauernhof. Ich fürchte mich vor nichts!» Er bedachte mich mit einem mitleidigen Blick, und ich gab ihm noch drei Monate, wenn er so weitermachte. Eines Tages würde ihn ein Tiger durch das offene Fenster am Skalp herausziehen, bevor er «Viva España» sagen konnte.

Zu Liliana sagte ich: «Wenn der mit halbjähriger Erfahrung bei exotischen Tieren Hauptwärter ist, wie müssen dann seine Untergebenen erst sein?»

Als wir später unseren Bericht für die Gesellschaft aufsetzten, empfahlen wir ihr, den Hauptwärter zu entlassen. Um ihm das Leben zu retten.

Von allen Insassen der zoologischen Gärten fürchte ich am meisten die Giftschlangen. Der Umgang mit ihnen ist immer gefährlich. Wenn zwischen mir und dem Reptilienwärter, der die

Schlange festhält, während ich ihr einen Magenschlauch einführe, mit einer Streptomycinlösung eine entzündete Stelle in ihrem Mund einpinsle oder ihr ein Präparat gegen Würmer injiziere, keine unbedingte Zusammenarbeit herrscht oder gar ein Mißverständnis entsteht, kann blitzschnell ein toxischer Biß erfolgen. Um die gefährlichen Biester vor der Behandlung zu dämpfen, lasse ich, wenn möglich, die Temperatur in ihrem Vivarium heruntersetzen. Die kältere Luft macht sie träge und, wie ich hoffe, weniger flink mit ihren Zähnen. Aber ich bin jedesmal froh, wenn das Tier wieder in seinem Quartier hinter verschlossener Tür ist. Natürlich verfügt jeder Zoo, der Giftschlangen zur Schau stellt, über antitoxische Immunseren, aber das Serum bestimmter Arten kann unter Umständen im menschlichen Körper mehr Schaden anrichten als der Biß selbst. Die Behandlung von Schlangenbissen erfordert vom Arzt Spezialkenntnisse. Es geht nicht nur darum, dem Opfer das betreffende Serum zu injizieren. Leider haben die europäischen Ärzte (verständlicherweise) im allgemeinen keine Erfahrung mit den Bißwirkungen der Mamba, der Klapperschlange, der Kobra und der Gabunvipere. Sogar in El-Ain, wo es Giftnattern gibt, muß Chris Furley zugezogen werden, wenn ein Gebissener ins Krankenhaus eingeliefert wird.

Zum Glück neigt man heute in den zoologischen Gärten immer mehr dazu, nur noch ungiftige Reptilien zu halten. Hier ein guter Rat: Abstinenz vom Alkoholgenuß macht sich im Reptilienhaus bezahlt. Der Biß der einzigen giftigen Echsen in der Welt, nämlich der Gila-Krustenechse und der Bart-Agame, hat sich bisher nur bei Betrunkenen als verhängnisvoll erwiesen! Es gibt im Zoo noch viele mehr oder weniger gefährliche Tiere, außerdem potentiell gefährliche — darunter Kamele, Zebras, Giraffen und bestimmte Antilopen. Als ich vor einigen Jahren in Windsor einen Tierfilm machte, kam eine kühne Giraffe seelenruhig zu mir geschlendert und versetzte mir grundlos einen Fußtritt an den Kopf, der mir den Schädel zertrümmert hätte, wenn ich nicht blitzschnell ausgewichen wäre, so daß mich ihr Huf nur streifte. Einmal war ich in einem holländischen Zoo, wo der Elenantilopenwärter, ein erfahrener älterer Mann, der seine Antilopen kannte wie ein Schäfer seine Schafe, ohne ersichtlichen Grund jählings von einem seiner Schützlinge angegriffen wurde, als er sie aus ihrem Nachthaus ließ. Die Hörner der Elenantilope stießen durch seinen Leib, und er starb eines schrecklichen Todes, während das Tier den Aufgespießten mit hoch erhobenem Kopf im Gehege herumtrug.

Es drohen noch andere Gefahren. Exotische Tiere können außer an gewöhnlichen Krankheiten auch an exotischen Krankheiten leiden, von denen einige der Gesundheit des Menschen abträglich sind. Diese Gefahr besteht besonders dann, wenn der Zoo eine Quarantänestation hat, in der frisch importierte Tiere untergebracht werden. Über potentielle Träger von Tollwut, B-Virus und andere gefürchtete Infektionskrankheiten wie etwa der Marburg-Viruskrankheit wird von Gesetzes wegen eine strenge Kontrolle ausgeübt. Die Marburg-Viruskrankheit trat erstmals 1967 in Marburg auf, ausgelöst durch Kontakt mit aus Uganda importierten, latent infizierten Affen. Jeder, der sich angesteckt hatte, starb. Auch das B-Virus führt bei den meisten Menschen zum Tode, und wer mit dem Leben davonkommt, erleidet eine Dauerschädigung des Zentralnervensystems. Bei Affen hingegen ruft es lediglich einen milden Herpes an den Lippen hervor. Es ist kein Spaß, wenn ein Veterinär bei der Inspektion in einer Quarantänestation einen Affen mit Ausschlag am Mund vorfindet. Das kann eine unbedeutende Wunde oder eine leichte bakterielle Infektion sein, aber es kann auch das B-Virus sein. In einem solchen Augenblick — glücklicherweise kommt er selten vor — drücke ich die Daumen und bete, daß meine Uniform — Kittel, Maske, Schutzbrille, Gummihandschuhe und Gummischuhe — ihren Dienst versehen und mich unangreifbar machen möge. Die Dusche und der antiseptische Schaum von Kopf bis Fuß können gar nicht schnell genug kommen.

In manchen Ländern, wie zum Beispiel in Spanien, ist Tuberkulose immer noch ziemlich weit verbreitet, sowohl bei Menschen als auch bei Zoo-Tieren. Die Ansteckung kann wechselseitig erfolgen, und darum ist es gerade im Zoo wichtig, die einen vor den anderen zu schützen, wenn sich herausstellt, daß einer vom Personal oder ein Tier an Tuberkulose erkrankt ist. Zum Glück ist sie heute heilbar. Eine weitere Ansteckungsgefahr für den Menschen bildet die Papageienkrankheit Psittakose, bei der erst in der vierten Woche eine langsame Rückkehr des Normalbefindens einsetzt, die aber verhältnismäßig häufig tödlich verläuft. Die Beschwerden sind sehr unangenehm.

Andrew und ich konnten in all den Jahren von Glück sagen. Allen Bakterien zum Trotz, denen wir zweifellos bei der Untersuchung zahlreicher Tiere in der ganzen Welt begegnet sind, in der Wildnis, in der Quarantäne und in der Tierklinik, und bei Tausenden von Autopsien, von denen manche unter keineswegs idealen Bedingungen durchgeführt wurden, ohne fließendes Wasser und

ohne Schutzkleidung, trotz all diesen ungünstigen Umständen haben wir uns mit einer einzigen Ausnahme nie eine Berufskrankheit geholt. Keine Trichophytie (Scherpilzflechte) von Löwen, keine Wundrose von Delphinen, keine Bakterienruhr von Affen, keine Hepatitis von Schimpansen, keinen Lungenpilz von Pinguinen. Vielleicht haben wir es der kleinen Sprühdose mit flüssiger antiseptischer Seife zu verdanken, die wir für Notfälle immer bei uns haben. Dann aber erkrankte Andrew 1982 nach der Rückkehr aus dem Nahen Osten, wo er aus Afrika eingeführte Vögel inspiziert hatte, an einer schweren Grippe — so schien es wenigstens —, die ihn zum erstenmal seit Beginn unserer Partnerschaft zwang, wochenlang mit der Arbeit auszusetzen — und die schließlich als Psittakose entlarvt wurde. Ich wußte von jeher, daß Andrews große Liebe zu Papageien eines Tages mit Tränen enden würde!